UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00256769 1

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/briefwechselvoni02kant

BIBLIOTHEK DER PHILOSOPHEN

GELEITET VON FRITZ MAUTHNER

SECHSTER BAND

BRIEFWECHSEL VON

IMM. KANT

IN DREI BÄNDEN

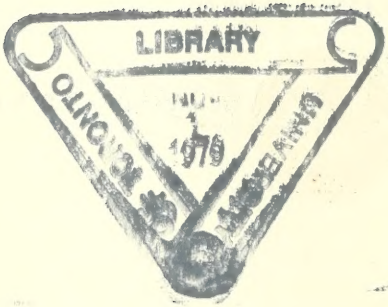
HERAUSGEGEBEN VON

H. E. FISCHER

ZWEITER BAND

1 · 9 · 1 · 2

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER



B
2797
A4
1912
Bd 2

Von Carl Christian Erhard Schmid

Jena, d. 21. Febr. 1789.

Wohlgeborner Herr

Verehrungswürdiger Herr Professor!

Die innigste Verehrung Ihrer verdienstlichen Bemühungen für die Philosophie und die lebhaftesten Gefühle der Dankbarkeit für die Nahrung des Geistes, für die beruhigenden Überzeugungen und für die wohltätigen Einflüsse auf die Nahrung meiner intellektuellen und moralischen Tätigkeit, die ich Ihren Schriften zu verdanken habe, werden mir Verzeihung bei Ihnen auswirken wegen der Freiheit, die ich mir nehme, abermals an Ew. Wohlgeboren zu schreiben und eine kleine Schrift, worin ich wenigstens guten Willen bewies, Ihr Unternehmen zu befördern, Ihnen mit der Vorstellung zuzusenden, als könnte ich dadurch meine ehrfurchtsvollen und ordentlichen Gesinnungen einigermassen an den Tag legen und sie Ihrer nachsichtigen Beurteilung empfehlen.

Betrachten Sie es nicht als einen leichtsinnigen Missbrauch Ihrer unschätzbaren Zeit, sondern lediglich als eine Folge meines unwiderstehlichen Dranges, belehrt zu werden und meine Überzeugungen harmonischer zu machen, wenn ich mir die Freiheit nehme, mein Vorhaben, künftigen Sommer die Moral in Vorlesungen zu erklären (da bisher nicht einmal

die Glückseligkeitslehre systematisch gelehrt worden, und selbst die Studierenden ein Bedürfnis moralischen Unterrichts fühlen) durch Ihren erleuchteten Rat, den ich mir dazu ausbitte, zu unterstützen.

So wenig ich nach Ihren Schriften über die prakt. Philos. über die Bestimmung dessen, was in jedem Falle Pflicht ist, ungewiss sein kann, so bin ich doch in Absicht auf die bequemste und zweckmässigste Ordnung und Methode der systematischen Bearbeitung der einzelnen Pflichten in keiner geringen Verlegenheit, da mich die bisherigen Systeme nicht befriedigen. Einige Winke von einem Manne, der gewiss auch hierüber selbst gedacht hat, könnten für mich äusserst lehrreich, und ihre sorgfältigste und dankbarste Befolgung von meiner Seite meinen Zuhörern überaus nutzbar sein.

Ausserdem gestehe ich noch einige Dunkelheit meiner Vorstellung von demjenigen, was über *Pflicht*, ihre verschiedenen *Arten* (Grade) und über *Verdienst* in Ihren Schriften vorkommt. Nämlich nach S. 152 der Kr. der pr. Vern. gibt es keine *verdienstliche* Handlung, sondern alles ist *Pflicht*, d. h. apodiktische Forderung der Vernunft, die unserm Belieben und unsern Neigungen nichts überlässt. Eben dahin zielt auch, wenn ich nicht irre, die Anweisung der Methodenleere S. 276 zu verhüten, dass die Einbildung des *Verdienstlichen* den Gedanken an *Pflicht* nicht verdränge. Gleichwohl wird in eben dieser Kritik S. 282 von *unerlässlichen* oder sogenannten *Pflichten gegen Gott* so gesprochen, als gäbe es auch *erlässliche* Pflichten. Auf einen solchen Unterschied bezieht sich auch S. 284, die verlangte Unterscheidung zwischen *legibus obligandi* und *obligantibus* (deren Entwicklung mir viel Schwierigkeit macht) und die Auseinandersetzung des Unterschiedes zwischen *wesentlichen* und *verdienstlichen* Pflichten in der Grundl. z. Metaph. der Sitten S. 53, 57, 67, wodurch ich [mich] zwar instand gesetzt sehe, einzelne Fälle unter diese Begriffe zu subsumieren, dennoch aber „nicht vermögend bin, mir und andern klar auseinanderzusetzen, wie die Begriffe *Pflicht* und *erlässlich*, *verdienstlich* usw. sich miteinan-

der ohne Widerspruch vereinigen lassen, wie die Notwendigkeit einer Handlung verschiedene Arten und Grade haben könne, und inwiefern die eigne Neigung *freien* Spielraum in Ansehung einiger *pflichtmässigen* (durch Vernunft *notwendig* bestimmten) Handlungen behalten könne und dürfe." Einige Belehrung hierüber, die Ihnen hoffentlich nicht allzuviel Zeit rauben wird, deren möglichste Schonung ich für eine heilige Pflicht gegen das Publikum erkenne, würde auf meine eigne Beruhigung, sowie auf die Nutzbarkeit meiner Vorlesungen einen überaus grossen Einfluss haben, und ich bin daher des festen Vertrauens, Ew. Wohlgeboren werden die Gewogenheit haben, und mich derselben würdigen, der ich mit den Gesinnungen der Ehrfurcht und Dankbarkeit verharre

Ew. Wohlgeboren
gehorsamster Diener
M. Carl Christian Erhard Schmid.

Von Ludwig Heinrich Jakob

Halle, d. 28. Febr. 1789.

Verehrungswürdiger Mann!

Ich danke Ihnen recht sehr für Ihr letztes Schreiben und die darin erteilte Belehrung. Ich freue mich, dass ich dieser Einteilung in meiner Logik so ziemlich nahe gekommen bin; ich werde sie aber gewiss in der Folge noch mehr zum Grunde zu legen suchen. — Die Tabelle der ästhetischen Vollkommenheit scheint mir indes in eine allgemeine reine Logik nicht zu gehören, wenn ich anders hier den blossen, reinen Begriff des Verstandes zum Grunde legen muss.

Dass sich Ew. Wohlgeb. nicht mit den Streitigkeiten befassen und Ihre Zeit zu wichtigern Zwecken anwenden, muss gewiss einem jeden, der die Wichtigkeit der Vollendung Ihrer Arbeiten kennt, gefallen. Es ist auch nicht zu zweifeln, dass, wenn sich nur erst die Hitze legt, die Parteien sich näher kommen werden. — Von Hrn. E. Magazin habe ich heute das

dritte St. erhalten. Er redet darin fast ganz allein, und das ganze St. ist gegen die Kr. gerichtet. — Das Räsonnement darin ist meistenteils richtig und die mehresten darin behaupteten Sätze sind wahr und lassen sich rechtfertigen. Es wird aber auf das sonderbarste behauptet, dass die Kritik das Gegenteil behaupte. Der Punkt, in welchem wirklich ein realer Widerstreit ist, betrifft nur 1. die Allgemeinheit der sinnlichen Formen und 2. die Allgemeinheit der Verstandesbegriffe, welche beide hier streng behauptet werden. Jedoch sind, wie sich schon a priori wissen liess, die Gründe sämtlich aus dem Subjekt genommen. Es ist bewiesen, was niemand leugnet, dass wir recht tun, die noumena durch die Kategorien zu denken, aber nicht, dass wir ein *reales* Prädikat derselben erkennen können. Wenn es mir irgend möglich ist, so werde ich Hrn. Abicht eine ernsthafte Prüfung dieser Eberh. Einwürfe zuschicken. Ich halte Hrn. Abicht für einen sehr fähigen Mann, und verspreche mir viel von ihm. Ich wünsche nur, dass die Herausgeber und Mitarbeiter stets die gehörige Kaltblütigkeit behalten, welche durch das beständige persönliche Necken der Gegenpartei gar zu leicht verloren gehen kann. — Ob ich mich gleich gehütet habe, irgendeinen Mann zu nennen, oder selbst gegen die Äusserungen dieses oder jenes Individui auf eine unhöfliche Art zu streiten, so hat man doch selbst aus meinen allgemeinsten Ausdrücken die konkretesten Folgerungen gezogen.

Ich habe seit einigen Jahren besonders vielen Fleiss auf die Bearbeitung der empirischen Psychologie gewendet. Ich finde hier immer mehr und mehr, dass die Gefühle ein eigentümliches Vermögen verlangen, welches von dem Anschauungsvermögen und dem Verstande und dem Begehrungsvermögen auch abgesondert werden muss; es scheint nie den Grund des Begehrens und des wirklichen Handelns zu enthalten. Ich hoffe gewiss, schon in Ihrer Kritik des Geschmacks hierüber nähern Aufschluss zu erhalten. — Da es doch unmöglich ist, den letzten Grund dieser Vermögen zu erforschen, so scheint mir jede reale Verschiedenheit der Wirkung ein hinreichender Grund zu sein,

solange ein eigentümliches Vermögen dafür anzunehmen, als die reale Einheit nicht eingesehen wird.

Der Erfüllung Ihres Versprechens, etwas zur Vervollkommnung meines Lehrbuchs durch einige Bemerkungen beizutragen, sehe ich mit grosser Erwartung entgegen. Es war dies freilich viel von mir verlangt. Aber ich rechnete darauf, dass es Ihnen keine Anstrengung kosten könnte, und die Aufopferung einiger Ihrer Erholungsstunden hinreichend sein würden, mich vollkommen zu befriedigen. Denn nur einige Winke mit der Bleifeder würden mich oft schon unterrichten können. In der Tat konnte ich diese Zudringlichkeit auch um so verzeihlicher für mich finden, weil nicht allein mein eigner Vorteil, sondern auch das Interesse des Publikums hierbei zu gewinnen schien. Denn da Studierende darüber hören und nun auch schon auf einigen andern Universitäten über dies Lehrbuch gelesen wird, so kann es Ihnen selbst nicht gleichgültig [sein], was man für Ihr System ausgibt. Zwar hab' ich mich sorgfältig gehütet, Ihren Namen als Auktorität für mich anzuführen. Auch ist gewiss Ihre Philosophie nicht von der Art, dass sie Ansehen bedürfte. Ich habe bloss das Erkenntnisvermögen, das allen gemein ist, zum Objekt gemacht und in demselben geforscht, und so musste ich natürlich das darin finden, was drinnen liegt, und mich selbst überzeugen, dass sie es richtig aufgefunden hätten, und dass es anders aufzufinden ganz unmöglich sei. Ob nun mein Nachgehen wirklich richtig sei, möchte ich freilich am allerliebsten von Ihnen wissen — — doch ich will nicht importun sein, und überlasse dieses alles Ihrem Wohlgefallen und Ihrer Güte. Ihre wichtigeren und nützlichen Geschäfte müssen und sollen am allerwenigsten durch mich, der ich mit so viel dabei gewinne, gestört werden.

Dass Hr. Kiesewetter Ihre Erwartungen nicht täuscht, freuet mich ausserordentlich. — — Seine Wärme und sein Enthusiasmus für das Gute hat mir ihn jederzeit noch werter gemacht, als seine Talente für die Wissenschaften. Die tiefe Verehrung und grosse kindliche Liebe, mit welcher er in seinen Briefen an mich von

Ihnen redet, weidet mein Herz, und doch möcht' ich ihn beneiden, dass ich die meinige Ihnen nicht so anschaulich kann zu erkennen geben, als er.

Ich wünsche Ihnen eine dauerhafte Gesundheit zur Vollendung Ihrer wichtigen Werke, der ich mit der grössten Hochachtung verbleibe

der Ihrige
L. H. Jakob.

Ich kann nicht unterlassen, Ihnen noch eine wahre Anekdote mitzuteilen, die Ihnen nicht unangenehm sein kann. Herr Weishaupt und Hr. Eberhard arbeiten nämlich auf ganz verschiedene Weise gegen die Kritik. — Als Hr. Eberhards 2. St. heraus war, schrieb W. an Eberhard, „er wundere sich, wie Hr. Eberhard so etwas behaupten könne, als er in seinem Magazine behauptet habe. Denn wenn dies wahr wäre, so müsse ja Kant recht haben. Hr. Eberhard, dem es selten an Feinheit gebricht, antwortete: Quid tum? — Es kömmt ja nicht darauf an: *wer* die Wahrheit findet, sondern nur, *dass* man sie finde. — Hr. Weishaupt wollte wohl unstreitig mehr sagen. Er wollte wohl sagen: wenn das, was du zugibst, dass nämlich die rechten Begriffe nur mittelbar anschaulich sind (wie sich Eberhard ausdrückt), so musst du ja noch ein Anschauungsvermögen für übersinnliche Dinge aufweisen, wenn du übersinnliche Dinge erkennen willst, und da dies nicht möglich ist, so hat die Kritik recht, dass sie nur auf sinnliche Gegenstände bezogen werden könne, und deine Behauptung, dass wir auch übersinnliche Dinge erkennen können, wird durch dich selbst zerrüttet.

Von Heinrich Jung-Stilling

Marburg, den 1. *März* 1789.

Verehrungswürdiger Mann!

Das ist das zweitemal, dass ich in meinem Leben an Sie schreibe; vor etlichen Jahren schickte ich Ihnen ein Traktätchen, *Blicke in die Geheimnisse der Naturweisheit*, welches ich anonymisch hatte drucken lassen,

Sie werden sich dessen noch wohl erinnern, jetzt aber rede ich in einem ganz andern Ton mit Ihnen, jetzt kann ich nicht anders als Ihnen von ganzem Herzen danken.

Meine ganze Lebensgeschichte, die unter *Stillings* Namen zu Berlin bei Decker herausgekommen, beweist, wie sehr ich Ursache habe, einen Gott, einen Erlöser und Lehrer der Menschen, und die allerspeziellste Vorsehung zu glauben; wie sehr ich mich also bei dem schrecklichen philosophischen Wirrwarr und Unsinn, Pro- und Contra-Geräsonier genötigt sah, an das Neue Testament zu halten, wenn ich nicht in einen grund- und bodenlosen Abgrund versinken wollte, und doch rang meine Vernunft unaufhörlich nach apodiktischer Gewissheit, die mir weder Bibel, noch Wolf, noch Mystiker, noch Hume, noch Loke, noch Schwedenburg, noch Helvetius geben konnte, unbedingtes banges ängstliches Glauben war also mein Los; indessen drang der Determinismus mit aller seiner Heeresmacht auf mein Herz, auf Verstand und Vernunft an, um mich ganz einzuschliessen und allmählich zu erobern. Kein Feind war mir von jeher fürchterlicher als eben der Determinismus, er ist der grösste Despot der Menschheit, er erstickt jeden Keim zum Guten, und jedes fromme Vertrauen auf Gott, und doch ist er so zuverlässig und so gewiss wahr, so entscheidend für jeden denkenden Kopf, dass die Welt ohne Rettung verloren, Religion und Sitten hin sind, sobald wir unsere Sinnenwelt isolieren, und glauben, sie sei *an sich selbst* gerad so, wie wir sie uns vorstellen und denken. Wer in aller Welt lässt sich aber träumen, dass es einen Kantischen transzendentalen Idealismus gibt? — Hätten Sie dies Geheimnis nicht aus den Tiefen der menschlichen Seele hervorgearbeitet und offenbart, was wär' dann aus der Sache geworden? Alles, was die Grossen unserer Zeit von feinerem Determinismus träumen, sind Seifenblasen, die sich alle am Ende in Fatalismus auflösen, da ist keine Rettung, kein anderer Ausweg.

In dieser Angst kamen mir verwichenen Herbst einige Abhandlungen im deutschen Museum zu Ge-

sicht, die vom Sittengesetz handelten, auf einmal wurde mir warm; die allgemein verschriene Dunkelheit Ihrer Schriften, und das Geschwätz Ihrer Gegner, als wenn Sie der Religion gefährlich wären, hatten mich abgeschreckt, jetzt aber gab ich mich ans Werk, las erst Schulzens Erläuterung der Kritik der reinen Vernunft, und so wie ich las, alles fasste, alles begriff, so fiel mir die Hülle von den Augen, mein Herz wurde erweitert, und es durchdrang mich ein Gefühl von Beruhigung, das ich *nie* empfunden hatte. Ich las also nun die Kritik der reinen und dann auch der praktischen Vernunft, und bei mehrmaliger Wiederholung verstehe und begreife ich alles, und finde nun apodiktische Wahrheit und Gewissheit allenthalben. Gott segne Sie! — Sie sind ein grosses, sehr grosses Werkzeug in der Hand Gottes: ich schmeichle nicht — Ihre Philosophie wird eine weit grössere, gesegnetere und allgemeinere Revolution bewirken als Luthers Reformation. Denn sobald man die Kritik der Vernunft wohl gefasst hat, so sieht man, dass keine Widerlegung möglich ist: folglich muss Ihre Philosophie ewig und unveränderlich sein, und ihre wohltätigen Wirkungen werden die Religion Jesu auf ihre ursprüngliche Reinigkeit, wo sie bloss Heiligkeit zum Zweck hat, führen; alle Wissenschaften werden systematischer reiner und gewisser werden, und die Gesetzgebung besonders wird ausserordentlich gewinnen.

Ich bin ordentlicher Lehrer der Staatswirtschaft im ganzen Umfang des Worts; eine ganze Reihe von Lehrbüchern in diesem Fach ist von mir im Druck erschienen, und durchgehends sind alle wohl aufgenommen worden, und doch sehe ich allenthalben Mängel und Gebrechen, weil es mir an einer wahren und reinen Methaphysik der Gesetzgebung mangelt; diese letztere ist bei mir die Hauptsache, wie sehr wünschte ich, dass Sie auch diese noch bearbeiten könnten? Haben wir Hoffnung dazu?

Nach den vier Klassen der Kategorien fielen mir letzthin bei Lesung des Geistes der Gesetze von Montesquieu auch sich vier darauf gründende Prinzipien des Naturgesetzes ein. 1. Erhalte dich selbst. 2. Be-

friedige deine Bedürfnisse. 3. Sei ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft und 4. Vervollkommne dich selbst. Ich will nun die Kritik der praktischen Vernunft noch einmal recht durchstudieren, und sehen, ob ich auf die Spur komme. Dürfte ich wohl Ihre Gedanken über obige Prinzipien erwarten? Ich will Ihnen gewiss so selten wie möglich eine Stunde rauben, allein da ich nun anfange, mein System der Staatswirtschaft auszuarbeiten, so möchte ich gern sichern Grund haben, und auf Ihre philosophischen Grundsätze bauen.

Gott wie ruhig, wie voller seligen Erwartung können Sie dem Abend Ihres Lebens entgegengehen! Gott mache ihn heiter und voller Empfindungen der frohen Zukunft, leben Sie wohl, grosser edler Mann! Ich bin ewig

Ihr
wahrer Verehrer
Dr. Jung.

An Heinrich Jung-Stilling

(Bruchstück und Entwurf.)

Nach dem 1. *März* 1789.

Sie sehen, teuerster Mann! alle Untersuchungen, die die Bestimmung des Menschen angehen, mit einem Interesse an, das Ihrer Denkungsart Ehre macht. — — — Sie tun auch daran sehr wohl, dass Sie die letzte Befriedigung Ihres nach einem sichern Grund der Lehre und der Hoffnung strebenden Gemüts im Evangelium suchen, diesem unvergänglichen Leitfaden wahrer Weisheit, mit welchem nicht allein eine ihre Spekulation vollendende Vernunft zusammentrifft, sondern daher sie auch ein neues Licht in Ansehung dessen bekommt, was, wenn sie gleich ihr ganzes Feld durchmessen hat, ihr noch immer dunkel bleibt, und wovon sie doch Belehrung bedarf. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Antwort. Die bürgerliche Gesetzgebung hat zu ihrem wesentlichen obersten Prinzip das natürliche Recht

der Menschen, welches im statu naturali (vor der bürgerlichen Verbindung) eine blosse Idee ist, zu realisieren, d. i. unter allgemeine, mit angemessenem Zwange begleitete, öffentliche Vorschriften zu bringen, denen gemäss jedem sein Recht gesichert oder verschafft werden kann. Nach der Ordnung der Kategorien müssen sie 1., was die *Quantität* betrifft, so gegeben werden, als ob *einer sie für alle* und *alle für einen jeden* einzelnen freiwillig beschlossen hätten. 2. die *Qualität* des Zwecks dieser Gesetze, als Zwangsgesetze, ist nicht Glückseligkeit, sondern Freiheit für jeden, seine Glückseligkeit selbst, worin er sie immer setzen mag, zu besorgen, nur dass er anderer ihrer, gleich rechtmässigen Freiheit, nicht Abbruch tut. 3. Die *Relation* der Handlungen, welche Zwangsgesetzen unterworfen sind, ist nicht die des Bürgers auf sich selbst oder auf Gott, sondern bloss auf andere Mitbürger, d. i. öffentliche Gesetze gehen auf äussere Handlungen. 4. Die *Modalität* der Gesetze ist, dass die Freiheit nicht durch willkürliche Zwangsgesetze, sondern nur die, ohne welche die bürgerliche Vereinigung nicht bestehen kann und die also in dieser schlechthin *notwendig* sind, eingeschränkt werde. Salus reipublicae (die Erhaltung der blossen gesetzlichen Form einer bürgerlichen Gesellschaft) suprema lex est.

Von Johann Erich Biester

Berlin, 7. März 1789.

Ich sende Ihnen hier, teuerster und verehrungswerter Mann, das neue Quartal der Berl. Monatsschrift. In dem neuesten Stücke (März, Nr. 1) hat ein Ungenannter, wie mich dünkt, in einer sehr feinen und schön ausgedrückten Allegorie den Unterschied der *Wolfischen* und *Kantischen* Philosophie angegeben: wie jene stolz dogmatisch, eilig von Schluss auf Schluss und Beweis auf Beweis schreitend und eingebildet Wahrheit schaffend, diese hingegen warnend, die Schwierigkeiten kennend und anzeigend, und daher wahrhaft belehrend und nützlich ist. — Der Ver-

fasser (der aber unbekannt zu bleiben wünscht ist der sonst als Historiker schätzbare Professor Hegewisch zu Kiel.

Nehmen Sie übrigens, Teuerster, auch diesen Anfang des neuen Jahrganges mit Ihrer gewohnten Güte an. Sie sehen, wir fahren auf unserm gewohnten Wege fort, und haben noch immer gute und scharfsinnige Mitarbeiter. Treten Sie also auch mal wieder zu uns, wie Sie es sonst so fleissig und lehrreich taten. — Ihre grösseren Arbeiten, die ich mit allen Kräften meines Geistes und Gefühles bewundere, haben Ihnen freilich bis jetzt alle Zeit zu solchen Nebensachen geraubt. Aber ich hoffe, dass Sie auch einst wieder gütig an die Monatsschrift denken werden, und das um so mehr, da Sie mir von Zeit zu Zeit durch Reisende Ihr fortdauerndes Wohlwollen nebst einem Versprechen, nächstens zu schreiben und zu schicken, haben ankündigen lassen.

Mit dem grössten Vergnügen erfahre ich, dass (was Sie vielleicht jetzt selbst noch nicht wissen) vor einigen Tagen das Ober-Schulkollegium beschlossen, Ihnen Ihr feststehendes Gehalt bis auf 500 Rtlr. jährlich zu erhöhen. Dieser Zug von Gerechtigkeit, wodurch endlich eine langbegangene Nachlässigkeit wieder in etwas gut gemacht wird, hat alle denkenden Menschen hier ausserordentlich erfreut, und das um so mehr, weil durch keine Vorstellung von dort her (vom dortigen Staatsministerium oder sonst), sondern bloss durch die Erinnerung einiger wohldenkender Glieder des Ober-Schulkollegiums dieser Entschluss sogleich bewilligt und gefasst ist. Mit dem lebhaftesten Anteil an dieser angenehmen Veränderung, welche Ihnen die so wohl verdiente grössere Bequemlichkeit und Gemächlichkeit schaffen kann, wünsche ich nicht sowohl Ihnen dazu Glück, als vielmehr unsrer Regierung, welche durch solche Handlungen in den Augen eines nicht zu strengen Richters manche andere expiieren kann.

Der Genius unsers Vaterlandes erhalte Sie noch lange zu unsrer Ehre und zu unsrer Belehrung!

Leben Sie gesund und wohl und würdigen mich Ihrer fortdauernden gütigen Freundschaft.

Biester.

Hrn. Prof. *Kraus* werde ich nächstens wegen eines nach England zu richtenden Schreibens antworten.

An König Friedrich Wilhelm II.

27. *März* 1789.

Allerdurchlauchtigster Grossmächtigster König
Allergnädigster König und Herr!

Die unverdiente Gnade, welche Ew. Königl. Majestät mir durch das den 3. März ergangene und den 23. eiusd. an mich gelangte Reskript in einer jährlichen Gehaltszulage von 220 Rtlr. haben angedeihen lassen, erregt mein ganzes Gefühl der innigsten und devotesten Dankbarkeit für eine so gnädige Vorsorge, die meinem zunehmenden Alter bei dessen zugleich vermehrten Bedürfnissen eine so wichtige Unterstützung verschafft.

So wie ich in meinen bisher in Ew. Königl. Majestät Diensten angewandten Bemühungen mir nichts weiter bewusst bin, als meine schuldige Pflicht beobachtet zu haben, so soll die mir jetzt erzeigte Königl. Gnade mir zur Triebfeder dienen, meine letzte Lebenszeit nach allem Vermögen zu demselben Zwecke eifrigst anzuwenden.

In der tiefsten Devotion ersterbe ich als

Ew. Königl. Majestät
alleruntertänigster Knecht
Immanuel Kant,
Professor Logices.

Königsberg, d. 27. März 1789.

Von Marcus Herz

7. April 1789.

Verehrungswürdiger Mann
Unvergesslicher Lehrer!

Herr Salomon Maimon, der Ihnen mit der fahrenden Post ein Manuskript zuschickt, welches scharfsinnige Reflexionen über das Kantische System enthält, ersucht mich, seinen gegenwärtigen Brief mit einer Empfehlung an Sie zu begleiten; und ich sehe die Gelegenheit, die er mir verschafft, meinen unvergesslichen Lehrer wiederum einmal meiner Hochachtung versichern zu können, als eine sehr erwünschte an. Leider bin ich Ihrer Schule so entartet, dass ich die erste beste solche Gelegenheit aufgreifen muss, und nicht imstande bin, öfter durch Ausübung der Seelenkräfte, die Sie so trefflich in mir anlegten, Ihnen zu zeigen, dass ich es auch würdig bin, Sie hoch zu achten! Ich bin in der praktischen Sphäre, die sich täglich mehr und mehr um mich erweitert, ganz verstrickt, und sie macht mir es leider physisch und moralisch unmöglich, an jenen süssen erhabenen Spekulationen, mit denen Sie jetzt die Welt so sehr beglükken, die den Menschen so ganz sich und seinen Wert fühlen lassen, und die für mich den mächtigsten Reiz haben, so recht warmen Anteil zu nehmen! Sie stehen beständig mir vor Augen, Ihre unsterblichen Werke, ich lese fast täglich darin, unterhalte mich fleissig mit meinen Freunden darüber; aber das System so ganz zu umfassen, es zu durchdringen, dazu hat mich leider mein praktisches Leben völlig unfähig gemacht, und, Ihnen kann ich es gestehen, der Gedanke an diese Unfähigkeit trübt manche Stunde meines Lebens.

Herr Salomon Maimon, ehedem einer der rohesten polnischen Juden, hat sich seit einigen Jahren durch sein Genie, seinen Scharfsinn und Fleiss auf eine ausserordentliche Weise in fast alle höheren Wissenschaften hineingearbeitet, und vorzüglich in den letzten Zeiten Ihre Philosophie oder wenigstens Ihre Art zu philosophieren so eigen gemacht, dass ich mit Zuverlässigkeit mir zu behaupten getraue, dass er einer von

den sehr sehr wenigen von den jetzigen Bewohnern der Erde ist, die Sie so ganz verstanden und gefasst. Er lebt hier sehr kümmerlich, unterstützt von einigen Freunden, ganz der Spekulation. Er ist auch mein Freund, und ich liebe und schätze ihn ungemein. Es geschah auf meine Veranlassung, dass er diese Aufsätze, die er zum Druck bestimmt, vorher Ihnen zur Durchsicht überschickt. Ich nahm es über mich, Sie zu bitten, die Schrift anzusehen, ihm Ihre Meinung darüber mitzuteilen, und wenn Sie sie des Druckes würdig finden, in einigen Zeilen es der Welt zu sagen. Ich kenne die Dreistheit dieser Bitte in ihrem ganzen Umfange: aber gottlob, ich kenne auch den Mann, den ich bitte.

Wie leben Sie, verehrungswürdiger Mann? wie steht es mit Ihrer Gesundheit? Strengen Sie auch in Ihrem Alter Ihre Kräfte nicht zu sehr an? Gott, wenn ich doch in diesem Leben des Glückes noch einmal teilhaft werden könnte, diese und noch unzählige andere Fragen mündlich von Ihnen beantwortet zu hören. Ich verharre

Meines unvergesslichen Lehrers
ganz ergebenster Diener

Berlin, den 7. April 1789. *Marcus Herz.*

Von Salomon Maimon

7. April 1789.

Verehrungswürdiger Mann!

Durchdrungen von der Ehrfurcht, die man einem Manne schuldig ist, der die Philosophie und vermittelst derselben jede andre Wissenschaft reformiert hat, war es einzig Liebe zur Wahrheit, durch die ich dreist genug habe werden können, mich Ihnen zu nähern. — Schon durch Geburt bestimmt, die besten Jahre meines Lebens in den litauischen Wäldern, entblösst von jedem Hilfsmittel zur Erkenntnis der Wahrheit, zu verleben, war es Glück genug für mich, endlich nach Berlin zu gelangen, obschon zu spät. Hier bin ich durch die Unterstützung einiger edelge-

sinnter Männer in den Stand gesetzt worden, den Wissenschaften obzuliegen: und es war, dünkt mich, natürlich, dass in dieser Lage die eifrige Begierde meinen Hauptzweck, *die Wahrheit* zu erreichen, mich jene Untergeordneten als: Sprachkenntnis, Methode usw. einigermassen hintansetzen liess. Daher durfte ich es lange nicht wagen, der jetzigen im Geschmack so diffizilen Welt etwas von meinen Gedanken öffentlich vorzulegen, obschon ich besonders mehrere Systeme der Philosophie gelesen, durchdacht, und zuweilen etwas Neues drin gefunden habe. Endlich war mir das Glück noch aufbehalten, Ihre unsterblichen Werke zu sehen, zu studieren, und meine ganze Denkungsart nach denselben umzubilden. Ich habe mich äusserst bemüht, die letzten Resultate aus diesen Werken zu ziehen, sie meinem Gedächtnis einzuprägen, dann die Spuren des darin herrschenden Ideenganges aufzusuchen, um so gleichsam in den Geist des Verfassers einzudringen. Ich habe mir zu diesem Zwecke die Resultate, so wie ich sie mir begreiflich gemacht habe, schriftlich aufgesetzt, und einige Anmerkungen hinzugefügt, die hauptsächlich nur folgende Punkte betreffen:

1. Den Unterschied, den Sie zwischen den analytischen und synthetischen Sätzen angeben, und die Realität der letzteren.

2. Die Frage *Quid Juris?* Diese Frage war durch ihre Wichtigkeit eines *Kants* würdig; und gibt man ihr die Ausdehnung, die Sie ihr selbst gegeben, fragt man: Wie lässt sich mit Gewissheit etwas a priori auf etwas a posteriori applizieren? So ist die Beantwortung oder Deduktion, die Sie uns in Ihren Schriften gegeben, wie die eines *Kants* sein kann, völlig befriedigend. Will man aber die Frage weiter ausdehnen, fragt man: wie lässt sich ein Begriff a priori auf eine Anschauung, obschon auf eine Anschauung a priori, applizieren? So muss die Frage freilich den Meister noch einmal erwarten, um befriedigend beantwortet zu werden.

3. Eine neue bemerkte Art von Ideen, die ich *Verstandesideen* nenne, und die ebenso auf die *materielle Totalität* hindeuten, wie die von Ihnen bemerkten *Vernunftsideen* auf die *formelle Totalität*. Ich glaube hiedurch eine neue Aussicht zur Beantwortung der erwähnten Frage *Quid Juris?* eröffnet zu haben.

4. Die Frage *Quid facti?* — Diese scheinen Sie bloss berührt zu haben, da es mir doch des Humeschen Zweifels wegen wichtig scheint, sie befriedigend zu beantworten.

Diese Anmerkungen machen nun kürzlich den Inhalt des Manuskripts aus, das ich Ihnen vorzulegen wage. Meine zu gütigen Freunde dringen schon lange in mich, diese Schrift bekanntzumachen, allein nie wollte ich ihnen hierin willfahren, ohne sie Ihrem mir unschätzbaren Urteil unterworfen zu haben. Findet sie ein *Kant* seiner Bemühung nicht ganz unwürdig, so wird er gewiss dem, der sich ihm ehrerbietig nähert, nicht verachten. Er wird ihm antworten, wird ihn belehren, wo er geirrt, oder ihm seinen Beifall bezeigen, wenn er ihn dessen würdig finden sollte, und ihn dadurch doppelt glücklich machen.

Ihr ganz ergebener Diener
und Verehrer

Berlin, den 7. April 1789. *Salomon Maimon.*

Von Carl Leonhard Reinhold

9. *April* 1789.

Empfangen Sie, mein höchstverehrungswürdiger Lehrer und Freund, den beikommenden jungen Blütenzweig von dem Baume, den Sie gepflanzt haben. Sollte er das Glück haben, Ihnen durch Geruch und Farbe einigermassen zu gefallen, so habe ich dann keinen herzlichern Wunsch für ihn, als dass er den zweiundzwanzigsten April (der, wenn mich die Aufschrift ihres aus Berlin mir zugesendeten Porträts nicht täuscht, Ihr Geburtstag ist) in Ihren Händen

sein möge. Möge er Sie dann an einen Menschen erinnern, dem dieser der ganzen Menschheit so wichtige Tag der festlichste unter allen Tagen ist, und der stolz darauf ist, sich einbilden zu können, dass keiner seiner Zeitgenossen die Wichtigkeit dieses Tages tiefer zu fühlen vermöge.

Sie werden durch diese Kleinigkeit überzeugt werden, wie wenig mein Geist das für mich so lange Jahr, während welchem ich Sie mit meinen schriftlichen Besuchen verschonen zu müssen geglaubt habe, dem Ihrigen von der Seite gekommen ist. Ich kann mir keine innigere Vereinigung als möglich denken, als diejenige, die zwischen unsren Gemütern obwaltet. Welche Seligkeit liegt in dieser Überzeugung für mich!

Ich hoffe, und auch *Schütz* und *Hufeland* hoffen es, die Theorie des *Vorstellungs*vermögens, die gleich nach Ostern gedruckt zu werden anfängt, aber erst zur Michaelsmesse ganz fertig sein wird, soll etwas beitragen, dem unglücklichen Gange, den die sogenannte Prüfung Ihrer Philosophie durch die berühmten und berühmt werden wollenden Kenner der *Dinge an sich* genommen hat, eine andere Wendung zu geben. Solange man auf diesem Wege fortfahrt, Sie zu widerlegen und zu verteidigen, kann schlechterdings nichts für die Wahrheit gewonnen werden, ausser etwa Beschämung ihrer Gegner durch sich selbst. Das lesende Publikum wird durch die Fechterstreiche der Eberharde, Weishaupte, Flatte u. s. w. wirklich schüchtern gemacht, die Sache selbst erhält ein widerliches abschreckendes Aussehen, und die in so vielen Rücksichten unentbehrliche Reformation wird verzögert. Ich bitte und beschwöre Sie, nach reifer Überlegung wage ich's, nicht etwa sich mit Widerlegung und Erörterung zu befassen, denn die würden vergebens sein und Ihre Zeit ist zu heilig, sondern nur um die einfache *öffentliche Erklärung*, zu der Sie als bester Ausleger des Sinnes ihrer Worte so ganz befugt sind: *Dass man (z. B. Eberhard usw.) Sie nicht verstanden habe.* Sie tun damit der guten Sache einen sehr wesentlichen Dienst. Ein sehr beträchtlicher und

achtungswerter Teil glaubt, *Sie* wären widerlegt, und kommt dadurch um alle die herrlichen Vorteile, die er durch die Kritik für Kopf und Herz ziehen könnte. Ihre Erklärung, die nicht zu bald genug geschehen kann, wird in meiner Theorie des Vorstellungsv. durch äusserst auffallende Beispiele erläutert werden. Unmassgeblich dürften Sie diese Erklärung nur in eine *ostensible Stelle* Ihres nächsten Briefes an mich einkleiden; die dann in die A. L. Z. und mit einigen begleitenden Gedanken von mir, bei welchen ich die grösste mögliche Delikatesse anzuwenden suchen, und die ich Schütz, Hufeland und Wieland vorher vorlegen werde, in den nächsten Merkur eingerückt werden könnte.

Mit innigster Liebe und tiefster Hochachtung
ewig ganz Ihr eigner
Den 9. *April* 1789. *Reinhold.*

N. S. Ich verehre den Herrn Professor *Krause*, den ich durch meinen Freund Hufeland als einen ganz ausserordentlichen Denker kennen gelernt habe. Sollte er's wohl gut aufnehmen, wenn ich ihm meine Abhandlung schickte und mir seine Freundschaft ausbäte? Ich fürchte, zudringlich zu werden, und erwarte hierüber Ihren Wink.

Von Johann Benjamin Jachmann

Edinburgh, d. 15. *April* 1789.

Wohlgeborner Herr Professor
Unvergesslicher Lehrer!

Mit Vergnügen ersehe ich aus meines Bruders Briefe den Anteil, den Ew. Wohlgeboren an jedem kleinen Umstand nehmen, der mich betrifft, und wie Sie fortfahren, mich und meinem Bruder Ihrer Freundschaft und Wohlwollens zu würdigen, die uns beiden gleich viel Ehre macht. — Meine grenzenlose Hochachtung und das unbeschränkte Vertrauen, das ich für Sie hege, mögen zur Entschuldigung dienen, dass ich Sie mit diesem weitläufigen Briefe beschwere, Sie mit allem, was mich betrifft, bekannt mache, und in ver-

schiedenen Stücken mich Ihres väterlichen und weisen Rats erbitte. — Mein Aufenthalt allhier ist so nützlich, angenehm und ehrenvoll, als ich's nur je hätte wünschen können. — Die Anzahl meiner Freunde vermehrt sich täglich, und sie ist so gross, dass ich's für gescheit gehalten habe, beinahe alle meine Privatverbindungen gänzlich aufzugeben, weil ich im ganzen gar keinen Nutzen davon haben konnte und der Umgang mit diesen Familien mich nur von meinem Studieren und meinen medizinischen Freunden entfernen würde. Ein einziger Mittag erfodert wenigstens vier bis fünf Stunden, welche ich nicht leicht missen kann. Desto fleissiger aber frequentiere ich solche Gesellschaften, die mehr der Absicht meines Hierseins entsprechen. Es ist Ihnen schon bekannt, dass ich Mitglied der Königl. medizinischen wie auch der spekulativen Gesellschaft allhier bin. Eine ganz unerwartete Ehre ist mir gleichfalls widerfahren, nämlich ich bin zum Ehrenmitglied der chemischen Gesellschaft zu Glasgow ernannt worden, ohne dass ich etwas davon wusste. Ich fand's ohnlängst in der Zeitung angezeigt und bin hierfür einigen meiner hiesigen Freunde verbunden, die ohne mein Wissen mich vorgeschlagen hatten und auf deren Empfehlung ich ernannt worden bin. — Ich habe meine Abhandlungen sowohl in der medizinischen als auch in der spekulativen Gesellschaft für diesen Winter vorgelesen. In der medizinischen Gesellschaft las ich eine Abhandlung über örtliche Entzündung, und die zweite über die Frage: Was ist die nächste Ursache der Fieber? Letztere erhielt besonders sehr allgemeinen Beifall und erregte eine Debatte, die elf Stunden dauerte. Weil an einem Abend der Disput nicht geendigt werden konnte, so wurde deshalb noch eine ausserordentliche Versammlung zusammenberufen. Es waren sehr viele Ehrenmitglieder und ausserordentliche Besucher gegenwärtig. — Ich spreche viel über jede Abhandlung, die vorgelesen wird, und bin so glücklich, mir den Beifall der Mitglieder zu erwerben. Man erweist mir alle nur mögliche Ehre. Ich bin's sicher, nächsten Winter, wenn ich hier sein könnte, Präsident der Ge-

sellschaft zu werden. Imgleichen bin ich zum Mitglied eines Komitees ernannt worden, um Versuche an Tieren und Pflanzen anzustellen, die nachher sollen publiziert werden. Ich für meine Person habe gleichfalls schon verschiedene Versuche angestellt, die Bezug auf meine Inaugural-Disputation haben. Ich schreibe nämlich: Über die Wirkung der Kälte auf tierische und vegetabilische Körper, wodurch ich einigen Beifall zu erhalten mich schmeichle. — Überhaupt betrachte ich die medizinische Gesellschaft und den genauen Umgang mit den Mitgliedern derselben, wie auch die gute Gelegenheit, die man hier hat, mit so vielen grossen Ärzten umzugehen, als die Ursache, warum Edinburgh sich die Ehre der ersten Schule für Ärzte in Europa erworben hat. Hierzu kommt noch das gut eingerichtete Hospital und die Menge öffentlicher und Privat-Bibliotheken, von denen man Gebrauch machen kann. Die Vorlesungen der Professoren sind gleichfalls sehr gut, wie man nicht anders von solchen grossen Männern erwarten kann. Jedoch sind sie das, woraus ich am wenigsten Nutzen schöpfe, da ich jetzt schon weiter in der Arzneikunde bin, als eben viel daraus lernen zu können. — Dr. Monos Anatomie ist mir am wichtigsten. Die Medizin hat hier eine ganz andere Gestalt als in Königsberg, und ich fürchte bei meiner Zurückkunft sowohl in Ansehung der Theorie als Praxis manchen harten Kampf ausstehen zu müssen.

Die Absicht, die ich vormals hatte, hier zu promovieren, habe ich jetzt gänzlich aufgegeben, sowohl, um allen Ungemächlichkeiten und Schwierigkeiten, die man mir in Berlin machen könnte, auszuweichen, als auch, weil ich's in anderer Rücksicht für vorteilhafter halte, meine Dissertation in Deutschland zu publizieren. Ich bin daher entschlossen, in Halle solches zu tun. Letzten Dienstag las ich meine Abhandlung in der spekulativen Gesellschaft: Über den Unterschied der synthetischen und analytischen Urteile. Ich lieferte in dieser Abhandlung hauptsächlich das, was Sie in der Einleitung zu Ihrer Kritik sagen, und machte die Gesellschaft mit der Absicht und dem Plan Ihres

Werkes bekannt. Ich stellte besonders die Frage: wie sind synthetische Urteile a priori möglich? in ihrem auffallendsten Lichte dar. Meine Absicht war gleichfalls, die Auflösung dieser Frage zu liefern und also von Raum und Zeit zu sprechen. Ich hatte auch zu diesem Ende es in deutscher Sprache für mich ausgearbeitet. Ich verschob aber das Übersetzen ins Englische so lange, dass ich damit gar nicht fertig werden konnte. Besonders fand ich grosse Schwierigkeiten, just Worte zu finden, die Ihren Ideen entsprechen, welches mir um desto schwerer werden musste, da ich noch kein philosophisches Buch im Englischen gelesen hatte. Überdem glaubte ich auch, dass die Abhandlung für den Zweck zu lang werden, und weil der Gegenstand so spekulativ ist, die Aufmerksamkeit der Hörer ermüden würde, weil sie nicht imstande wären, den Gedankengang zu verfolgen. Soweit ich also die Abhandlung las, erhielt sie sehr vielen Beifall. Man bewunderte die Originalität des Planes, die Wichtigkeit des Gegenstandes, die ausserordentliche Präzision in Bestimmung der Begriffe usw. Aber man bedauerte, dass, nachdem die Neugierde gereizt, dieselbe unbefriedigt gelassen, da ich nämlich die Auflösung dieser wichtigen Frage nicht mitgeteilt. Man bat mich also einstimmig, keine Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, solche bekanntzumachen. — Die Meinungen des Hume und besonders eines gewissen *Hardley* (ich weiss nicht, ob dieses Buch ins Deutsche übersetzt ist) werden sowohl in dieser Gesellschaft als auch von den mehrsten Philosophen in Schottland höchst bewundert und verteidigt. Urteile a priori sind völlig unmöglich nach Hardley, den ich aber noch nicht selbst gelesen, sondern ihn nur aus Unterredungen kenne. Alle unsere Begriffe beruhen auf Empfindung, Reflexion und Assoziation usw. Alle notwendigen Urteile, z. E. die mathematischen, sind bloss identisch, z. E. der Satz $7 + 5 = 12$. Dass, wenn ich also 7 und 5 sage, so sage ich zugleich 12. 12 ist bloss eine andere Art, $7 + 5$ auszudrücken, wie etwa Deus für Gott. — Von common sense wird gleichfalls ausserordentlich viel gesprochen. — Alles, was

geschieht, hat eine Ursache, ist kein notwendiger Satz. Er beruht nur auf die Einförmigkeit der Erfahrung usw. — Doktor Reid in Glasgow ist von anderer Meinung. Ich werde in vierzehn Tagen mit einem meiner Freunde nach Glasgow zu seinen Eltern etwa für acht Tage gehen und wahrscheinlich Doktor Reid besuchen. — Mein Bruder schreibt mir, dass Sie mich mit einem Schreiben haben beehren wollen und nur durch die Bearbeitung der Kritik des Geschmacks abgehalten sind. Ich darf nicht sagen, wie glücklich Sie mich dadurch machen würden. Ihre Absicht ist, mir dann einige Ideen über Locke mitzuteilen, davon ich hier Gebrauch machen könnte. Sollte ich so glücklich sein, bald von Ihnen ein Schreiben zu erhalten, so würde ich Sie ergebenst bitten, mir einen Plan mitzuteilen, wie ich am füglichsten die Hauptideen Ihrer Kritik und besonders in Rücksicht jener obigen Einwürfe bekanntmachen könnte. Obgleich ich mich selbst imstande glaube, alle obigen Einwendungen zu beantworten, so glaube ich doch, dass Sie mir sehr gute Winke geben könnten. Ich werde jetzt, sobald die Vorlesungen aufhören, die Werke des Locke, Hume und Hardley selbst lesen, und dann denke ich, wenn mir nur Zeit übrig bleibt, darüber etwas drucken zu lassen. Gegen Hardley werde ich besonders zu Felde ziehen müssen, da er so heftige und eifrige Verteidiger findet. Sollten Sie also dieses Buch kennen, so würde ich Ihnen besonders verbunden sein, wenn Sie mir die schwächsten Seiten davon zeigen möchten. Von der Unwahrheit seiner Prinzipien bin ich völlig überzeugt, besonders in Rücksicht der Moral. — Die Lehre über die Leidenschaften von Hardley findet besonders vielen Beifall, da ich der Meinung bin, dass sie ganz ungegründet ist. Ihm zufolge sind alle niederschlagenden Leidenschaften nur Abstraktionen oder Negationen der erregenden, z. E. Furcht nur die Abstraktion von Hoffnung wie Kälte die Abstraktion von Hitze, und also keine Realität. Ich habe über diesen Punkt sowohl in der medizinischen als auch in der spekulativen Gesellschaft ausserordentlich starken Streit gehabt. — Erlauben Sie mir, mein Herr Professor, dass

ich etwas Ihrer Beurteilung unterwerfe und mich Ihres Rats und möglichen Einflusses erbitte, was jetzt meine ganze Aufmerksamkeit beschäftigt und alle meine Wünsche in Bewegung setzt, und welches auf mein gegenwärtiges und künftiges Glück einen grossen Einfluss zu haben scheint. — Die Erwägung mancher Umstände machen mich nämlich aufs eifrigste wünschen, noch nächsten Sommer und den darauffolgenden Winter hier sein zu können. Die Bewegungsgründe hierzu sind: die sichere Aussicht, nächsten Winter Präsident der Gesellschaft zu werden; der grosse Vorteil, den ich dadurch habe, dass ich Mitglied des Komitees bin, um Versuche anzustellen, und welcher mir verloren geht, wenn ich in wenigen Monaten Edinburgh verlassen muss; der Wunsch, Verschiedenes Ihre Kritik betreffend bekanntzumachen, und welches nicht möglich ist, wenn ich nicht bis nächsten Winter hier sein kann; besonders aber Nutzen für meine Kunst durch den Umgang mit Ärzten und den Gebrauch der Bibliotheken zu schöpfen, und wozu ich nirgends und nie mehr solche Gelegenheit haben werde. Denn, kann ich nur noch drei Monate hier sein, so werden die kaum hinreichen, um mich gehörig zum Examen vorzubereiten und meine Dissertation auszuarbeiten. — Obgleich ich nun ziemlich gute praktische Kenntnisse habe und mir auch selbst schwierige Kuren zu unternehmen getraue, so bin ich doch noch gar nicht mit den Schriften der grossen Ärzte, Sydenham usw., bekannt, welches doch unumgänglich nötig ist. Diese zu studieren brauche ich durchaus einige Zeit, und die wünschte ich hier verwenden zu können. Um diesen meinen gerechten Wünschen aber zu willfahren, brauche ich eine ziemlich beträchtliche Summe Geld. Mein Kredit, den ich hier durch Herrn Hay habe, ist beinahe erschöpft, obgleich ich so mässig und sparsam gelebt habe, als man es nur denken kann, so dass alle meine Freunde, und selbst Herr Duncan, bei dem ich das Geld habe, sich wundern, wie's mir möglich ist, damit auszukommen. Ich hatte nämlich 100 Pfd. Sterling zu heben. Davon habe ich bis jetzt 70 aufgenommen und brauche wenig-

stens noch 10 Pfd. bis zum 1. August, an welchem Tage ich Edinburgh verlasse, wenn ich nicht auf irgendeine Weise frische Unterstützung erhalte. — Mit den übrigen 20 Pfd. soll ich nun von hier bis nach Halle gehen, daselbst promovieren und während der Zeit auch in Halle leben und dann nach Berlin reisen. — Mir bleiben von dem Gelde, was Weiss mir noch versprochen hat, dann noch 800 fl. übrig, die ich notwendig für Berlin lassen muss, um da zu leben, Kolleg und die Unkosten beim Kursus zu bezahlen und nach Hause zu reisen. — Also selbst wenn ich den Gedanken fahren lasse, länger hier zu bleiben, so muss ich zu meinen Freunden meine Zuflucht nehmen, damit ich wenigstens so viel Geld durch ihre Güte erhalte, um die nötigen Reise- und Promotionskosten zu bestreiten. Dieses kann nun nicht weniger als 50 Pfd. Sterling sein. — Um aber meine Wünsche völlig zu befriedigen, d. i. bis nächsten Winter hier bleiben zu können, dazu brauche ich noch andere 50 Pfd. Sterling. — Ich schreibe in dieser Absicht heute an meinen Freund Weiss, um zu hören, ob er gesinnt ist, mich noch ferner zu unterstützen. Imgleichen an Herrn Motherby, von dem ich's gewiss erwarte, dass er mir helfen wird, wenn's mit seinen anderweitigen Absichten übereinstimmt. — Oder sollte es nicht möglich sein, soviel Geld von Berlin zu erhalten? Ich weiss, dass stets einige Mediziner auf königliche Unkosten reisen. Eben jetzt reist auf diese Art ein Preusse namens Göhrke, der viele Jahre Pensionär in Berlin gewesen. Er ist in Italien, Frankreich und Deutschland gewesen und wird jetzt nach England kommen. Er muss aber in sehr kurzer Zeit zu Hause sein, weil er Reg.-Feldscher bei einem Kürassier-Regiment geworden. Würden Sie nicht durch Ihren Einfluss in Berlin mir dessen Pension verschaffen können? Oder wofern dieses nicht möglich ist, so hoffe ich wenigstens, dass Sie so gütig sein und sich meinetwegen bei Herrn Motherby interzedieren werden. Ich schmeichle mich, dass vielleicht Herr Seiff nicht abgeneigt sein würde, sich mit Herrn Motherby in dieser Absicht zu verbinden. — Einen guten Er-

folg würde ich gleichfalls von Weiss hoffen, wenn Sie zu meinem Brief, den ich an meinen Bruder sende, um ihn an Weiss zu übermachen, einen hinzutäten und ihn aufmunterten, mich in meiner Absicht zu unterstützen. — Ich verlange diese Summe von meinen Freunden nur gelehnt zu erhalten und verspreche als ein ehrlicher Mann, solche wieder zu ersetzen, sobald meine Umstände solches erlauben wollen, und ich denke daher, dass man eben nicht viel wagt, wenn man mir diese Summe vorschiesst. Denn ich glaube wenigstens, dass niemand in meine Redlichkeit Zweifel setzen wird, und meine Aussichten zu meinem künftigen Glück, ich denke, sind auch so beschaffen, dass sie mir die Aussicht geben, bald Herr solcher Summe zu sein. Überdem, obgleich ich die Summe von 100 Pfd. Sterling fordere, so kann's vielleicht sein, dass ich nur die Hälfte und vielleicht weniger bedarf. — Ich habe nämlich einige Aussichten, selbst während meinem Hiersein soviel Geld zu verdienen, als zu meiner Unterhaltung nötig ist. Unter andern gedenke ich einige deutsche chemische Schriften, die hier besonders geschätzt werden, ins Englische zu übersetzen. Die Namen Westrumb und Hermstädt sind besonders, aber nur durch französische Journale bekannt. Ich lasse mir daher diese Bücher kommen, und da die Buchhändler hier ansehnlich bezahlen, so ist's leicht möglich, 50—60 Pfd. Sterling dabei zu verdienen. — Ich also verlange die 100 Pfd. mehr der Sicherheit wegen, um nicht in Verlegenheit zu kommen, als dass ich gewiss sein sollte, davon Gebrauch machen zu müssen. Es wäre nur in dem Fall, wenn meine Pläne missglückten. — Sollte ich hier bleiben können, so würde ich sicher auch die Abhandlung über Ihre Kritik abdrucken lassen, wobei ich gleichfalls etwas verdienen würde. — Ich wünschte in dem Fall, dass Sie so gütig wären und mir solche Bücher, die etwa in Deutschland herausgekommen und mir zu diesem Zwecke nützlich sein möchten, zuschicken möchten. Ich denke, Reinholds Briefe, wenn sie besonders abgedruckt sind, wie auch Jacob würden mir Dienste leisten können. — Ich darf Ew. Wohlgebornen nicht bitten, für meinen

Bruder womöglich ein Stipendium zu Erleichterung seiner Studien zu verschaffen, da ich weiss, wie sehr Sie sich sonsten bei ähnlichen Fällen seinetwegen und meinetwegen bemüht haben. Ich glaube, in kurzer Zeit hört der Genuss des letztern auf. – – Meine ergebenste Empfehlung an Herrn Geh. Rat Hippel und Herrn Prof. Kraus. — Ich wünsche von Herzen die Fortdauer Ihrer Gesundheit und dass Sie mich ferner mit Ihrer Gewogenheit und Freundschaft beehren mögen. Ich werde es zeitlebens zum grössten Glück rechnen, mich nennen zu dürfen

Ew. Wohlgeboren
ganz ergebenster Freund und Diener
Joh. Benj. Jachmann.

Von Johann Heinrich Abicht

22. *April* 1789.

Wohlgeborner Herr Professor
Verehrungswürdiger Greis!

Was mir meine diskrete Schüchternheit nicht einflössen konnte, das kann Ihre gütige Gesinnung gegen mich, mir nämlich so viel Zutrauen einflössen, als eben nötig ist, mich einem so grossen verdienstvollen Manne mehr zu nähern, als es bisher geschehen ist. Lieben Sie, darum bitt' ich inständig, lieben Sie in mir Ihren Schüler, Ihren Verehrer, der angefangen hat, sich mit dem Beifalle seines Herzens sagen zu können, dass er mit Überzeugung viele Ihrer Verdienste um die Philosophie schätze, der — Sie erlauben mir diese Sprache — Ihnen so manche selige Augenblicke zu verdanken hat, welche auch ein dunkler Überblick der Kette von Wahrheiten, und besonders der Anblick der Reize wahrer liebenswürdiger Tugend oder Geistesschönheit gewährt. Der öftere Genuss dieser Reize, die immer reglichen Nachgefühle desselben sind mir Bürge, dass ich dem Siege Ihrer Philosophie alle meine Kräfte weihen werde; und wenn das Publikum mich einiges Zutrauens wert halten wird, lebe ich der angenehmsten Hoffnung, dass es mit Überzeugung des

Herzens Sie, Verehrungswürdiger! als seinen grössten Wohltäter mit der Zeit verehre. Das angenehme enthusiastische Gefühl macht auf eine Zeitlang nur so kühn, werden Sie sagen; — ja, ich würde mich vor mir selbst fürchten, wenn dieser Enthusiasmus etwa nur auf Neuheit, auf gehäufte Folgen von eigenem Wohlsein oder eitelm Ruhme, oder auf blinden Glauben gegründet wäre, dann würde ich eben so misstrauisch gegen meine geliebten Hoffnungen sein, wie ehemals gegen meine — aus Verzweiflung umfassten Überzeugungen. Vielleicht aber bestätigen Sie es selbst, dass ich einen sicherern Grund des Zutrauens auf meine Beständigkeit in mir suchen und voraussetzen darf, als jene sein mögen, wenn Sie bei einiger Musse die hier beigelegten kleinen Geistesprodukte zu prüfen würdigen wollen; vielleicht um so mehr, wenn Sie finden, dass ich, aber in der Tat nur auf Anraten Ihres eigenen Systems, in der Kritik der praktischen Vernunft Sie auf eine kleine Weile verlasse, um nach meinen Gründen ein Glied noch einzuketten, welches Sie verwerfen wollten, das aber gewiss zuungunsten mancher Wahrheit — würde vermisst worden sein. Das System ist ohnstreitig für die wenigsten in den Resultaten der sogenannten theoretischen Philosophie anzüglich, diese allein würden ihm vielleicht, wenn ich den Geist der Spekulation nicht ganz verkenne, ein unverdientes Prognostikon stellen lassen, wenn die Resultate der praktischen Philosophie nicht aller Aufmerksamkeit auf sich ziehen; und werden sie dies eher, als wenn sie, auch noch nicht nach allen ihren tiefgelegenen Gründen eingesehen, dennoch die Stimme der Natur, die in einem jeden widerhallt, für sich haben? Dies ist Ihr eigener Grundsatz, er ist so wahr, und zugleich dem schlichten Menschenverstande so schmeichelhaft, dass die Philosophie, die ihm ganz Genüge tut, das allgemeinste beste Empfehlungsschreiben vor sich hat. Edler Greis! Ich zweifelte mit andern, ob Sie in der Kritik der praktischen Vernunft, da Sie die Triebfedern des Vergnügens von der Ehre der Priorität lossagten, nebst allen den Folgen, die daraus entstanden, jenem Grundsatze Genüge getan

hätten? Und war es mir erlaubt, etwas von dem Eindrucke, den diese Kritik nicht gemacht hat, zu schliessen, so musste ich folgern, dass sie sich an der Naturstimme nicht, wie es zu wünschen war, erprobt habe, da sie es in dieser Angelegenheit doch wohl am leichtesten und ersten konnte darauf ankommen lassen. Ich weiss nicht, mir schien es, als wenn seitdem der allgemeinere Eifer nachgelassen hätte, gleichsam als wenn die gespannte Erwartung auf eine sichere Tugendlehre, — das grösste Bedürfnis unserer Zeit — nicht genug sei erfüllt worden. Seitdem ich mich der Philosophie gewidmet habe, war das Feld der praktischen Philosophie mein Augenmerk, es schien mir zu wenig nach Verdienst bearbeitet und über dem theologischen Gezänke fast wie vergessen zu sein; — aber dass ich in der Metaphysik, die, so lieb sie mir sonst der feinen Spekulationen wegen, die sie zuliess, war, beseitigt wurde, nachdem ich ihre Resultate zu erkennen glaubte, dass ich in dieser, oder vielmehr in der Kritik, die sie veranlasst hat, für meine Lieblingswissenschaft die reinste Quelle der Tugend und des Rechts finden würde, das wäre mir nie auch nicht im Traume beigekommen. Durch Ihre unvergleichliche Kritik, das grosse Meisterstück des menschlichen Scharfsinns, wurde mir der Wert der Spekulation in dem metaphysischen Felde einleuchtender, und ich muss es nur gestehen, es ging mir bald darauf wie den Herren Alchimisten, ich versprach mir, wo nicht den Stein der Weisen, aber gewiss den sichern Weg der Weisheit zu finden. Etwas Licht dazu gab Ihre vortreffliche Grundlegung zur Metaphysik der Sitten; das Resultat der Forschungen, die sie veranlasst hat, ist die Kritik des Willensgeschäftes, wo ich jetzt freilich vieles vermisse; indessen sehen Sie es gütig als den Beitrag zur Geschichte meiner Gedanken an. Jetzt erschien Ihre Kritik der praktischen Vernunft — so viel Studium ich darauf wenden konnte, habe ich treulich darauf verwandt; und auf die Sensationen und Urteile, die sie im Publikum hervorbringen würde, lauschte ich mit dem leisesten Ohr; — vieles konnte ich nicht genug reimen, und nähere Aufschlüsse suchte ich vergebens. Was ich suchte, und wie ich es

mir alles aufgelöst, aus Ihrem eigenen Systeme (denn in diesem musste notwendig die gesuchte Auflösung liegen) aufgelöst habe? werden Sie aus der versuchten Metaphysik des Vergnügens ersehen. Ich wünsche nichts mehr, als dass sie Ihren Beifall haben möge, wenigstens werde ich mich glücklich schätzen, wenn ich dadurch in den Stand gesetzt bin, nächstens die Fortsetzung des Systems in einer systematischen Moral und Ethik, die bis auf die letzte Feile als Kompendium zu Vorlesungen fertig ist, so wie auch in einem systematischen Naturrecht, und zuletzt in einer systematischen Thelematologie, von denen nur die Abrisse vor mir liegen, vorzulegen, und dem Publikum die Fruchtbarkeit und Wichtigkeit des Systems von dieser Seite – möchte es doch nach meiner liebsten Hoffnung sein! – nahe ans Herz zu legen, und seinen Eifer für diese erhabene Philosophie rege zu erhalten. Ich bekenne es, dass die Metaphysik einer weitläuftigern und geschmackvollern Bearbeitung fähig gewesen wäre, allein es war mir jetzt nicht um meine Sache zu tun, ich wünschte etwas für meine Lieblingswissenschaft zu unternehmen, mit der ich dem natürlichen Zuge meines Herzens nur allein einige Genüge tun kann; das Publikum sollte nur einstweilen vorbereitet werden, indem es vielleicht so gefällig ist, und mit der Darstellung sich etwas vertraut macht. Belehren Sie mich, wo ich geirrt habe, es ist — wenn ich sagen darf — auch dieser Versuch Sache Ihres Systems, und Ihres Verdienstes, und wenn Sie ihn auch nicht dafür erkennen wollten, so mache ich mir doch Rechnung auf Ihre Belehrung, denn so viel darf ich doch hoffen, dass er der Prüfung wert ist.

Mit sehr vielem Vergnügen erfuhr ich ohnlängst, dass Ihnen, edler Würdiger! das Institut des angezeigten Magazins nicht missfällig gewesen sei; dieses wird mir um so vielmehr Aufmunterung geben, mein Möglichstes zu tun, um die dabei vorgesetzte Absicht zu erreichen. Es war mir schon der Beitritt des geliebten Hrn. Prof. Borns ein angenehmer Beweis, wie sehr man auf den Beifall und die Mithilfe der vortrefflichen Männer bei solchen Unternehmungen rech-

nen kann. Wenn Sie, unser Haupt und Vater, nur einmal noch so viel Zeit abmüssigen könnten, und unser Magazin mit einem Beitrage beehren, so würde das Institut mit der gültigsten Empfehlung vor dem Publikum erscheinen.

Wie leicht bin ich nicht bei der ersten Empfehlung in eine vielleicht unverzeihliche Weitläufigkeit geraten! Wenigstens bin ich schuldlos, wenn Sie auf meine Bitte sowie nach meiner Absicht nicht mich, sondern die Sache, die mir so teuer ist, dass sie mit mir eins zu werden scheint, in diesen Zeilen finden, und der Aufmerksamkeit wert halten können, dann, sage ich, sprechen Sie mich vielleicht doch von einem Fehler der Unhöflichkeit frei, den ich sonst mit Recht hätte zuschulden kommen lassen. — Die grosse Entfernung nötigt mich weniger als mein dringender Wunsch, Ihre unschätzbare Gewogenheit zu besitzen, mich Ihnen auf das angelegentlichste zu empfehlen, und mir Ihre väterliche Liebe zu erbitten; ich werde sie zu verdienen suchen. Um Ihr schriftliches Urteil werde ich wohl Ihrer Geschäfte halber nicht nachsuchen dürfen, und doch möchte ich nicht gerne alle Hoffnung aufgeben, weil sie mir allzu teuer ist, besonders wenn ihre Erfüllung auch die Versicherung mit einschliessen sollte, dass dasjenige, was die Metaphysik des Vergnügens zum Resultate gemacht hat, auch von Ihnen mit der ganzen Idee Ihres Systems harmonisch gefunden werde — dadurch würde meiner teuersten Wünsche einer erfüllt sein.

Zuletzt nehmen Sie die aufrichtigsten Versicherungen meiner schon längst gefühlten reinsten Hochachtung mit dem Glauben auf, den sie nach meinem Bewusstsein verdienen; überzeugender vielleicht würde ich sie Ihnen geben können, wenn ich das Glück hätte, näher um Ihnen, würdigster Greis! zu sein, alsdann würden Sie mit der grössten Zuversicht in meinem Innern lesen können, dass ich ganz und ungeheuchelt ewig sein werde

Edler Greis, verehrungswürdiger Lehrer

Ihr mit aller Hochachtung und Liebe

Ihnen ganz ergebenster

Erlangen, d. 22. April 1789. *M. Johann Heinrich Abicht.*

Von Ernst Ferdinand Klein.

23. *April* 1789.

Wohlgeborner Herr
Hochzuehrender Herr Professor!

Ein philosophischer Streit mit meinem Freunde dem Herrn Professor Garve hat die kleine Schrift, die ich mir die Ehre gebe, Ew. Wohlgeboren zu übersenden, veranlasst und mich genötigt, den Grundsätzen der Moral nachzuforschen. Ihre moralischen Grundsätze haben mich zu Ihrem Anhänger gemacht. Zwar unterstehe ich mich noch nicht, über Ihr ganzes philosophisches System ein Urteil zu fällen. Ich hatte zwar die verwichnen Ernte-Ferien dem Studio Ihrer Kritik der reinen Vernunft gewidmet; aber meine Geschäfte riefen mich eher in die Stadt, als ich es vermutete, und ich habe also diese wichtige Lektüre stückweise in den wenigen Augenblicken, welche mir meine Geschäfte übrig lassen, vollenden müssen. Daraus habe ich so viel gelernt, dass ich die wunderlichen Begriffe, die sich manche von Ihrem System machen, widerlegen kann, und ich habe mir selbst daraus ein System gebildet, wovon ich jedoch nicht mit Gewissheit weiss, ob es mit dem Ihrigen überall übereinstimmt. Könnte ich diesen Sommer vier Wochen zu meiner Disposition haben, so würde es mir vielleicht gelingen, den Geist Ihrer Philosophie ganz zu fassen.

Inzwischen scheint mir die Richtigkeit Ihrer praktischen Grundsätze so einleuchtend zu sein, dass ich sie angenommen habe, ehe ich mit Ihrer Kritik der reinen Vernunft bekannt geworden bin. Ich bin sehr frühzeitig auf den Gedanken gekommen, dass die Moral von der Theologie nicht abhängig sein könne. Ich habe in meinem Vaterlande von Kindheit an viele Menschen kennen gelernt, die besser dachten und handelten, als es die Lehren ihrer Kirche mit sich brachten, und die sich, ohne gelehrt zu sein, schlechtweg auf die Aussprüche der gesunden Vernunft beriefen, indem sie kurzweg sagten: Man müsste ja ein Taugenichts sein, wenn man anders handeln wollte. Dies fiel mir so auf,

dass ich auch nachher bei Erziehung meiner Kinder immer von dem Grundsatze ausgegangen bin: Werde kein Taugenichts! oder welches ebensoviel ist: Handle der Würde deiner Natur gemäss!

Längst hatte ich auch im Naturrechte den Grundsatz angenommen: Nur der, welcher die Freiheit anderer stört, kann durch Zwang davon zurückgehalten werden. Dieser Grundsatz gründet sich auf die Gleichheit der Rechte und also auf die Würde der menschlichen Natur. Mein System des Naturrechts verträgt sich also mit keinem besser, als dem Ihrigen.

Ich wünschte, dass Ew. Wohlgeboren die überschickte kleine Schrift einiger Aufmerksamkeit würdigten und mir, wenn es ohne Nachteil Ihrer gemeinnützigen Arbeiten geschehen kann, Ihre Gedanken darüber gelegentlich eröffneten. Geben Sie sich nicht erst die Mühe, Ihren Tadel zu verstecken. Eine freimütige Kritik ist mir lieber, als wenn man mich nach Art eines Kindes behandelt, dem man die bittere Arznei unter der Gestalt eines süssen Naschwerks beibringt. Männer von entschiedenen Verdiensten haben auch das Recht, entscheidend zu sprechen, und wer die Wahrheit liebt, misst seine Achtung gegen sie nicht nach dem Grade der Bereitwilligkeit ab, mit welcher sie sich ihm zu nähern scheinen. Wie also auch Ihr Urteil über meine kleine Schrift ausfallen mag, so wird dies nichts in der Hochachtung verändern, mit welcher ich beständig sein werde

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener

Klein

Kammergerichtsrat.

Berlin, den 23. *April* 1789.

An Carl Leonhard Reinhold

Königsberg, den 12. *Mai* 1789.

Den innigsten Dank, mein höchstschätzbarer und geliebtester Freund, für die Eröffnung Ihrer gütigen Gesinnungen gegen mich, die mir samt Ihrem schö-

nen Geschenk den Tag nach meinem Geburtstage richtig zu Händen gekommen sind! Das von Hrn. Loewe, einem jüdischen Maler, ohne meine Einwilligung ausgefertigte Portrait soll, wie meine Freunde sagen, zwar einen Grad Ähnlichkeit mit mir haben, aber ein guter Kenner von Malereien sagte beim ersten Anblick: ein Jude malt immer wiederum einen Juden; wovon er den Zug an der Nase setzt. Doch hievon genug.

Mein Urteil über Eberhards neue Angriffe konnte ich Ihnen nicht früher zusenden, weil in unserem Laden nicht einmal alle drei ersten Stücke seines Magazins zu haben waren und diese von mir nur im Publikum haben aufgefunden werden können, welches die Beantwortung verspätet hat. — *Dass Hr. Eberhard, wie mehrere andere, mich nicht verstanden habe*, ist das mindeste, was man sagen kann (denn da könnte doch noch einige Schuld auf mir haften), aber, dass er es sich auch recht angelegen sein lassen, mich nicht zu verstehen und unverständlich zu machen, können zum Teil folgende Bemerkungen dartun.

Im ersten Stück des Magazins tritt er wie ein Mann auf, der sich seines Gewichts im philosophischen Publikum bewusst ist: spricht von durch die Kritik bewirkten Sensationen, von sanguinischen Hoffnungen, die doch noch wären übertroffen worden, von einer Betäubung, in die viele versetzt worden und von der sich manche noch nicht erholen könnten (wie ein Mann, der fürs Theater oder die Toilette schreibt, von seinem Nebenbuhler) und, als einer, der satt ist, dem Spiele länger zuzusehen, entschliesst er sich, demselben ein Ende zu machen. — Ich wünschte, dass dieser übermütige Charlatanston ihm ein wenig vorgerückt würde. — Die drei ersten Stücke des Magazins machen für sich schon so ziemlich ein Ganzes aus, von welchem das dritte, von S. 307 an, den Hauptpunkt meiner Einleitung in die Kritik angreift und S. 317 triumphierend schliesst: „*So hätten wir also bereits usw.*“ — Ich kann nicht unterlassen, hierüber einige Anmerkungen zu machen, damit derjenige, welcher sich bemühen will, ihn zurechtzuweisen, die

Hinterlist nicht übersehe, womit dieser in keinem Stücke aufrichtige Mann alles, sowohl worin er selbst schwach, als wo sein Gegner stark ist, in ein zweideutiges Licht zu stellen aus dem Grunde versteht. Ich werde nur die Pagina der Stellen und den Anfang der letzteren mit einigen Worten anführen und bitte das übrige selbst nachzusehen. Die Widerlegung der einzigen vierten Nummer des dritten Stücks kann schon den ganzen Mann, seiner Einsicht sowohl als Charakter nach, kennbar machen. — Meine Anmerkungen werden hauptsächlich S. 314 bis 319 gehen.

S. 314—15 heisst es „demnach wäre der Unterschied" usw. bis: „wenn wir uns etwas Bestimmtes dabei denken sollen."

Seine Erklärung eines synthetischen Urteils a priori ist ein blosses Blendwerk, nämlich platte Tautologie. Denn in dem Ausdrucke eines Urteils *a priori* liegt schon, dass das Prädikat desselben *notwendig* sei. In dem Ausdrucke *synthetisch*, dass es *nicht das Wesen noch ein wesentliches* Stück des Begriffs, welches dem Urteile zum Subjekte dient, sei, denn sonst wäre es mit diesem identisch und das Urteil also nicht synthetisch. Was nun notwendig mit einem Begriffe als verbunden gedacht wird, aber nicht durch die Identität, das wird durch das, was im wesentlichen des Begriffes liegt, *als etwas anderes*, d. i. als durch einen Grund, damit notwendig verbunden gedacht; denn es ist einerlei zu sagen: das Prädikat wird nicht im wesentlichen des Begriffes und doch durch dasselbe notwendig gedacht, oder es ist in demselben (dem Wesen) gegründet, das heisst: es muss als Attribut des Subjekts gedacht werden. Also ist jene vorgespiegelte grosse Entdeckung nichts weiter als eine schale Tautologie, wo, indem man die technischen Ausdrücke der Logik den wirklichen darunter gemeinten Begriffen unterschiebt, man das Blendwerk macht, als habe man wirklich *einen Erklärungsgrund* angegeben.

Aber diese vorgebliche Entdeckung hat noch den zweiten unverzeihlichen Fehler, dass sie, als angebliche Definition, sich nicht umkehren lässt, denn ich kann allenfalls wohl sagen: Alle synthetischen Urteile

sind solche, deren Prädikate Attribute des Subjekts sind, aber nicht umgekehrt: ein jedes Urteil, das ein Attribut von seinem Subjekt ausdrückt, ist ein *synthetisches* Urteil a priori; denn es gibt auch *analytische Attribute*. Vom Begriffe eines Körpers ist Ausdehnung ein *wesentliches Stück*; denn es ist ein *primitives* Merkmal desselben, welches aus keinem anderen inneren Merkmal desselben abgeleitet werden kann. Die Teilbarkeit aber gehört zwar auch als notwendiges Prädikat zum Begriffe eines Körpers, aber nur als ein solches (subalternes), welches von jenem (Ausgedehntsein) abgeleitet ist; ist also ein *Attribut* vom Körper. Nun wird die Teilbarkeit nach dem Satze der Identität aus dem Begriffe des Ausgedehnten (als Zusammengesetzten) abgeleitet und das Urteil, ein jeder Körper ist teilbar, ist ein Urteil a priori, welches ein Attribut von einem Dinge zum Prädikat desselben (als Subjekt) hat und demnach kein synthetisches Urteil; mithin ist die Eigentümlichkeit des Prädikats in einem Urteile, da es Attribut ist, ganz und gar nicht tauglich dazu, synthetische Urteile a priori von analytischen zu unterscheiden.

Alle dergleichen anfängliche Verirrungen, nachher vorsetzliche Blendwerke, gründen sich darauf, dass das logische Verhältnis von Grund und Folge mit dem realen verwechselt wird. Grund ist (im allgemeinen) das, wodurch etwas anderes (Verschiedenes) *bestimmt* gesetzt wird (quo posito *determinate** ponitur *aliud*). Folge (rationatum) ist quod non ponitur nisi posito *alio*. Der Grund muss also immer etwas anderes als die Folge sein, und wer zum Grunde nichts anderes, als die gegebene Folge selbst anführen kann,

* Dieser Ausdruck muss niemals in der Definition des *Grundes* mangeln. Denn auch die *Folge* ist etwas, wodurch, wenn ich es setze, ich zugleich etwas anderes als gesetzt denken muss, nämlich sie gehört immer zu irgend etwas als einem Grunde. Aber wenn ich etwas als Folge denke, so setze nur *irgendeinen* Grund, unbestimmt welchen (daher dem hypothetischen Urteile die Regel zum Grunde liegt a positione consequentis ad positionem antecedentis non valet consequentia). Dagegen wenn der Grund gesetzt wird, die Folge bestimmt wird.

gesteht, er wisse (oder die Sache habe) keinen Grund! Nun ist diese Verschiedenheit entweder bloss *logisch* (in der Vorstellungsart) oder *real* in dem Objekte selbst. Der Begriff des Ausgedehnten ist von dem Begriffe des Teilbaren logisch verschieden, denn jener enthält zwar diesen, aber noch mehr dazu; in der Sache selbst aber ist doch Identität zwischen beiden, denn die Teilbarkeit liegt doch wirklich in dem Begriffe der Ausdehnung. Nun ist der reale Unterschied gerade derjenige, den man zum synthetischen Urteile fodert. Die Logik, wenn sie sagt, dass alle (assertorische) Urteile einen Grund haben müssen, bekümmert sich um diesen Unterschied gar nicht und abstrahiert von ihm, weil er auf den Inhalt der Erkenntnis geht. Wenn man aber sagt: ein jedes Ding hat seinen Grund, so meint man allemal darunter den Realgrund.

Wenn nun Eberhard für die synthetischen Sätze überhaupt den Satz des zureichenden Grundes als Prinzip nennt, so kann er keinen andern als den logischen Grundsatz verstehen, der aber auch analytische Gründe zulässt und allerdings aus dem Satze des Widerspruchs abgeleitet werden kann, wobei es aber eine grobe von ihm begangene Ungereimtheit ist, seine sogenannten *nicht-identischen* Urteile auf den Satz des zureichenden Grundes, der doch nach seinem Geständnis selbst nur eine Folge vom Satze des Widerspruchs sei (welcher schlechterdings nur identische Urteile begründen kann), als ihr Prinzip zurückzuführen.

Nebenbei merke ich nur an (um in der Folge auf Eberhards Verfahren besser aufmerken zu können), dass der Realgrund wiederum zwiefach sei, entweder der *formale* (der *Anschauung* der Objekte) wie z. B. die Seiten des Triangels den Grund der Winkel enthalten, oder der *materiale* (der *Existenz* der Dinge) welcher letztere macht, dass das, was ihn enthält, *Ursache* genannt wird. Denn es ist sehr gewöhnlich, dass die Taschenspieler der Metaphysik, ehe man sich versieht, die Volte machen und vom logischen Grundsatze des z. Gr. zum transz. der Kausalität überspringen und den letzteren als im erstern schon enthalten

annehmen. Das nihil est sine ratione, welches eben soviel sagt, als alles existiert nur als Folge, ist an sich absurd: oder sie wissen diese Deutung zu übergehen. Wie denn überhaupt das ganze Kapitel vom *Wesen*, *Attributen* usw. schlechterdings nicht in die Metaphysik (wohin es Baumgarten mit mehreren andern gebracht hat), sondern bloss zur Logik gehört. Denn das logische Wesen, nämlich das, was die ersten constitutiva eines gegebenen Begriffs ausmacht, imgleichen die Attribute, als rationata logica dieses Wesens, kann ich durch die Zergliederung meines Begriffs in alles das, was ich darunter denke, leicht finden: aber das Realwesen (die Natur), d. i. der erste *innere* Grund alles dessen, was einem gegebenen Dinge notwendig zukommt, kann der Mensch von gar keinem Objekte erkennen, z. B. von dem Begriffe der Materie machen Ausdehnung und Undurchdringlichkeit das ganze logische Wesen aus, nämlich alles, was notwendigerweise und primitiv in meinem und jedes Menschen Begriffe davon enthalten ist. Aber das Realwesen der Materie, den ersten inneren hinreichenden Grund *alles* dessen, was *notwendig* der Materie *zukommt*, zu erkennen, übersteigt bei weitem alles menschliche Vermögen und, ohne einmal auf das Wesen des *Wassers*, der *Erde* und jedes andern empirischen Objekts zu sehen, so ist selbst das Realwesen von Raum und Zeit und der erste Grund, warum jenem drei, dieser nur eine Abmessung zukomme, uns unerforschlich; eben darum, weil das logische Wesen analytisch, das Realwesen synthetisch und a priori erkannt werden soll, da dann ein Grund der Synthesis der erste sein muss, wobei *wir wenigstens* stehen bleiben müssen.

Dass die mathematischen Urteile nichts als synthetische Attribute geben, kommt nicht daher, weil alle synthetischen Urteile a priori es bloss mit Attributen zu tun haben, sondern weil Mathematik nicht anders als synthetisch und a priori urteilen kann. S. 314, wo Eberhard dergleichen Urteil zum Beispiele anführt, sagt er wohlbedächtig: „Ob es dergleichen auch ausser der Mathematik gebe, mag vor der Hand ausgesetzt bleiben". Warum gab er unter den verschie-

denen, die in der Metaphysik angetroffen werden, nicht wenigstens eins zur Vergleichung? Es muss ihm schwer geworden sein, ein solches auszufinden, was diese Vergleichung aushielte. Aber S. 319 wagt er es mit folgendem, von welchem er sagt, es ist augenscheinlich ein synthetischer Satz; aber er ist augenscheinlich analytisch und das Beispiel ist verunglückt. Es heisst: *alles Notwendige ist ewig; alle notwendigen Wahrheiten sind ewige Wahrheiten.* Denn, was das letztere Urteil betrifft, so will es nichts weiter sagen, als notwendige Wahrheit ist auf keine zufälligen Bedingungen (also auch nicht auf irgendeine Stelle in der Zeit) eingeschränkt; welches mit dem Begriffe der Notwendigkeit identisch ist und einen analytischen Satz ausmacht. Wollte er aber sagen, die notwendige Wahrheit *existiert* wirklich zu aller Zeit, so ist das eine Ungereimtheit, die man ihm nicht zumuten kann. Den ersten Satz konnte er aber eben um deswillen nicht von der Existenz eines *Dinges* zu aller Zeit verstehen, sonst hätte der zweite damit gar keine Verbindung. (Anfänglich glaubte ich die Ausdrücke: *ewige* Wahrheiten und im Gegensatze *Zeitwahrheiten* wären nur ein, obzwar in einer transsz. Kritik sehr unschickliches Geziere oder Affektation mit tropischen Benennungen. Jetzt scheint es, Eberhard habe sie im eigentlichen Sinne genommen.

S. 318—319 heisst es: „Hr. Kant *scheint bloss die nicht-notwendigen* Wahrheiten usw. — bis: *nur die Erfahrungsurteile notwendig*" (hier ist nun ein so grober Missverstand, oder vielmehr vorsetzlich falsche Unterschiebung einer Vorstellungsart für die meinige, dass man sich schon zum voraus einen Begriff davon machen kann, wie genuin das folgende ausfallen werde).

Es wird mehrmalen von den Gegnern gesagt: die Unterscheidung synthetischer Urteile von analytischen sei sonst schon bekannt gewesen. Mag es doch! Allein, dass man die Wichtigkeit derselben nicht einsah, kam daher, weil man alle Urteile a priori zu der letzteren Art und bloss die Erfahrungsurteile zu den ersteren gerechnet zu haben scheint; dadurch denn aller Nutzen verschwand.

Und nun zum Schlusse. Hr. *Eberhard* sagt S. 316: „Man sucht vergebens bei Kant, *was das Prinzip synthetischer Urteile sei.*“ Allein dieses Prinzip ist durch die ganze Kritik der reinen Vernunft von Kap. *vom Schematismus der Urteilskraft* an ganz unzweideutig angegeben, obgleich nicht in einer besonderen Formel aufgestellt. Es heisst: *Alle synthetischen Urteile des theoretischen Erkenntnisses sind nur durch die Beziehung des gegebenen Begriffs auf eine Anschauung möglich.* Ist das synthetische Urteil ein Erfahrungsurteil, so muss empirische Anschauung, ist es aber ein Urteil a priori, so muss ihm reine Anschauung zum Grunde gelegt werden. Da es nun unmöglich ist (für uns Menschen), reine Anschauung zu haben (da kein Objekt gegeben ist), wenn sie nicht bloss in der Form des Subjekts und seiner Vorstellungsrezeptivität besteht, von Gegenständen affiziert zu werden, so kann die Wirklichkeit synthetischer Sätze a priori schon an sich hinreichend sein, zu beweisen, dass sie nur auf Gegenstände der Sinne, und nicht weiter als auf Erscheinungen gehen können, ohne dass wir noch wissen dürfen, dass Raum und Zeit jene Formen der Sinnlichkeit und die Begriffe a priori, denen wir diese Anschauung unterlegen, um synthetische Sätze a priori zu haben, Kategorien sind. Sind wir aber im Besitz der letztern und ihres Ursprungs, bloss als der Form des Denkens, so werden wir überzeugt, dass sie für sich allein zwar gar kein Erkenntnis und, mit jenen Anschauungen, kein übersinnliches *theoretisches Erkenntnis* liefern, dass sie aber doch, ohne aus ihrem Kreise zu gehen, zu Ideen in *praktischer Absicht* gebraucht werden können, eben darum, weil die Begrenzung unseres Vermögens, unseren Begriffen objektive Realität zu geben, nicht die Grenze der Möglichkeit der Dinge, noch auch des Gebrauchs der Kategorien als Begriffen von Dingen überhaupt, in Ansehung des Übersinnlichen, welches wirklich gegebene praktische Ideen der Vernunft begründen, ausmachen kann. Und so hat jenes Prinzip synthetischer Urteile a priori eine unendlich grössere Fruchtbarkeit, als das nichts bestimmende Prinzip des zureichenden

Grundes, welches in seiner Allgemeinheit betrachtet, bloss logisch ist.

*

Dies sind nun, würdiger Freund, meine Anmerkungen zu dem dritten Stück des Eberhardschen Magazins, welche ich gänzlich Ihrem beliebigen Gebrauch überlasse. Die Delikatesse, die Sie sich bei ihrer vorhabenden Arbeit vorsetzen und die ihrem bescheidenen Charakter so gemäss ist, könnte indessen gegen diesen Mann nicht allein unverdient, sondern auch nachteilig sein, wenn sie zu weit getrieben würde. Ich werde über zwei Posttage den Nachtrag meiner Anmerkungen, das zweite Stück betreffend, zuzuschicken die Ehre haben, wo Sie eine wirkliche hämische Bosheit, doch zugleich mit Verachtung seiner Unwissenheit, aufgedeckt sehen werden, und dass er jede Gelindigkeit als Schwäche vorzustellen geneigt ist, mithin nicht anders als so, dass ihm Ungereimtheit und Verdrehungen als solche klar vorgerückt werden, in Schranken gehalten werden könne. Ich wünschte, dass Sie sich obiger Anmerkungen insgesamt als ihres Eigentums bedienen möchten, denn sie sind auch nur Winke, an dasjenige zu erinnern, was Ihr fleissiges Studium über diese Materien Sie schon vorlängst gelehrt hat. Indessen gebe ich Ihnen hiemit zugleich völlige Freiheit, auch meinen Namen hinzuzusetzen, wenn und wo es Ihnen gefällig ist.

Für Ihre schöne Schrift, die ich noch nicht ganz durchzulesen die Zeit habe gewinnen können, sage den ergebensten Dank und bin sehr begierig auf Ihre Theorie des Vorstellungsvermögens, mit welcher sich meine Kritik der Urteilskraft (von der die Kritik des Geschmacks ein Teil ist) auf derselben Michaelismesse zusammenfinden wird. An die Hrn. Schütz, Hufeland und Ihren würdigen Hrn. Schwiegervater meine ergebenste Empfehlung.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und wahren Freundschaft

Ihr ergebenster
I. Kant.

S. Einlage.

19. *Mai* 1789.

Ich füge zu meinen, den 12. h. überschickten Bemerkungen, wertester Freund, noch diejenige hinzu, welche die zwei ersten Stücke des phil. Magaz. betreffen, eine ekelhafte Arbeit (weil sie lauter Wortverdrehungen zurechtzustellen hat), die auch von Ihnen mir nicht angesonnen wird, gleichwohl aber doch notwendig zu sein scheint, um gleich anfangs die Seichtigkeit und Falschheit eines bloss auf Ränke gestimmten Autors dem Publikum vor Augen zu stellen.

S. 12. „Plato und Aristoteles schlossen usw." (von dem letzteren gilt ja gerade das Gegenteil. Das nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu der Aristotelischen Schule ist ja das [mit *Locks* Grundsatze übereinstimmende] Kriterium des Unterschiedes der letzteren von der platonischen).

S. 23: „Die Metaph. dieser Philos. usw. die Materialien dazu sind vollständig ohne alle Ausnahme in der Kritik anzutreffen).

S. 25—26 unten: „heisst es: Die sinnlichen Begriffe usw. (hier ist eine doppelte Ungereimtheit. Reine Vernunftbegriffe, die Eberhard mit reinen Verstandesbegriffen für einerlei nimmt, führt er als solche an, die von sinnlichen Begriffen abgezogen worden [folglich wie etwa Ausdehnung, oder Farbe, in der Vorstellung der Sinne gelegen haben], welches gerade das Gegenteil von dem ist, was ich zum Merkmal der reinen Vernunftbegriffe angebe. Und dann ist Mittelbar-Anschauen ein Widerspruch. Ich sage nur, dass einem reinen Vernunftbegriffe eine Anschauung *korrespondierend* könne gegeben werden, in welcher aber nichts von jenem enthalten ist, sondern die nur das Mannigfaltige enthält, worauf der Verstandesbegriff die synthetische Einheit der Apperzeption anwendet, der also für sich ein Begriff von einem Gegenstande überhaupt ist, die Anschauung mag sein, von welcher Art sie wolle).

S. 156. „Das heisst nichts anderes als usw." (Hier redet er von notwendigen Gesetzen usw., ohne zu be-

merken, dass in der Kritik eben die Aufgabe ist: welche Gesetze die objektiv-notwendigen sind und wodurch man berechtigt ist, sie, als von der Natur der Dinge geltend, anzunehmen, d. i. wie sie synthetisch und doch a priori möglich sind; denn sonst ist man in Gefahr, mit *Crusius*, dessen Sprache Eberhard an dieser Stelle führt, eine bloss subjektive Notwendigkeit aus Gewohnheit oder Unvermögen, sich einen Gegenstand auf andere Art fasslich zu machen, für objektiv zu halten).

S. 157—58. „Ich meines geringen Teils usw. (Hier könnte man wohl fragen, wie ein fremder Gelehrter, dem man den Hörsal der Sorbonne mit dem Beisatz zeigte: Hier ist seit 300 Jahren disputiert worden: *Was hat man denn ausgemacht?*)

S. 158. „Wir können an ihrer Erweiterung immer fortarbeiten — ohne uns — einzulassen. Auf die Art usw. (Hier muss man ihn nun festhalten. Denn seine Deklaration betrifft einen wichtigen Punkt, nämlich ob Kritik der Vernunft vor der Metaphysik vorhergehen müsse, oder nicht, und von S. 157 bis 159 beweist er, seine verwirrte Idee von dem, warum es in der Kritik zu tun ist, zugleich aber auch seine Unwissenheit, da wo er mit Gelehrsamkeit paradieren will, so sehr, dass auch nur an dieser Stelle allein das Blendwerk, was er in Zukunft machen will, aufgedeckt wird. Er redet S. 157 von metaphysischer (im Anfange des Abschnitts von transszendentaler) Wahrheit und dem Beweise derselben, im Gegensatze mit der logischen Wahrheit und ihrem Beweise. Aber alle Wahrheit eines Urteils, sofern sie auf objektiven Gründen beruht, ist logisch, das Urteil selbst mag zur Physik oder der Metaphysik gehören. Man pflegt die logische Wahrheit der ästhetischen (die für die Dichter ist) z. B. den Himmel als ein Gewölbe und den Sonnenuntergang als Eintauchung ins Meer vorzustellen, entgegenzusetzen. Zu der letzteren erfodert man nur, dass das Urteil den allen Menschen gewöhnlichen Schein, mithin Übereinstimmung mit subjektiven Bedingungen zu urteilen, zum Grunde habe. Wo aber lediglich von objektiven Bestimmungsgründen

des Urteils die Rede ist, da hat noch niemand zwischen geometrischer, physischer, oder metaphysischer — und logischer Wahrheit einen Unterschied gemacht.

Nun sagt er S. 158: „Wir können (an ihrer Erweiterung) immer fortarbeiten usw., ohne uns auf die transsz. Gültigkeit dieser Wahrheiten vor der Hand einzulassen." (Vorher S. 157 hatte er gesagt, das Recht auf die logische Wahrheit würde jetzt bezweifelt, und nun spricht er S. 158, dass auf die transszend. Wahrheit (vermutlich eben dieselbe, die er bezweifelt nennt) vor der Hand nicht nötig sei, sich einzulassen. Von der Stelle S. 158 an „Auf diese Art haben selbst die Mathematiker die Zeichnung ganzer Wissenschaften vollendet, *ohne von der Realität des Gegenstandes derselben mit einem Worte Erwähnung zu tun usw.*" zeigt er die gröbste Unwissenheit, nicht bloss in seiner vorgeblichen Mathematik, sondern auch die gänzliche Verkehrtheit im Begriffe von dem, was die Kritik der Vernunft in Ansehung der Anschauung fodert, dadurch den Begriffen allein objektive Realität gesichert werden kann. Daher muss man bei diesen von ihm selbst angeführten Beispielen etwas verweilen.

Hr. Eberhard will sich von der allem Dogmatismus so lästigen, aber gleichwohl unnachlasslichen Foderung, keinem Begriffe den Anspruch auf den Rang von Erkenntnissen einzuräumen, wofern seine objektive Realität nicht dadurch erhellt, dass der Gegenstand in einer jenem korrespondierenden Anschauung dargestellt werden könne, dadurch losmachen, dass er sich auf Mathematiker beruft, die nicht mit einem Worte von der Realität des Gegenstandes ihrer Begriffe Erwähnung getan haben sollen und doch die Zeichnung ganzer Wissenschaften vollendet hätten; eine unglücklichere Wahl von Beispielen zur Rechtfertigung seines Verfahrens hätte er nicht treffen können. Denn es ist gerade umgekehrt: sie können nicht den mindesten Ausspruch über irgendeinen Gegenstand tun, ohne ihn (oder, wenn es bloss um Grössen ohne Qualität, wie in der Algebra, zu tun ist, die unter angenommenen Zeichen gedachten Grössenverhältnisse) in der Anschauung darzulegen. Er hat, wie

es überhaupt seine Gewohnheit ist, anstatt der Sache selbst durch eigene Untersuchung nachzugehen, Bücher durchgeblättert, die er nicht verstand und in Borelli dem Herausgeber der Conic. Apollonii eine Stelle „Subiectum enim — — — delineandi" aufgetrieben, die ihm recht erwünscht in seinen Kram gekommen zu sein scheint. Hätte er aber nur den mindesten Begriff von der Sache, von der Borelli spricht, so würde er finden: dass die Definition, die Apollonius z. B. von der Parabel gibt, schon selbst die Darstellung eines Begriffs in der Anschauung, nämlich in dem unter gewissen Bedingungen geschehenden Schnitte des Kegels war und dass die objektive Realität des Begriffs, so hier, wie allerwärts in der Geometrie, die Definition zugleich Konstruktion des Begriffes sei. Wenn aber, nach der aus dieser Definition gezogenen Eigenschaft dieses Kegelschnittes, nämlich, dass die Semiordinate die mittlere Proportionallinie zwischen dem Parameter und der Abszisse sei, das Problem aufgegeben wird: der Parameter sei gegeben, wie ist eine Parabel zu zeichnen? (d. i. wie sind die Ordinaten auf den gegebenen Diameter zu applizieren) so gehört dieses, wie Borelli mit Recht sagt, zur Kunst, welche als praktisches Korollarium aus der Wissenschaft und auf sie folgt; denn diese hat es mit den Eigenschaften des Gegenstandes, nicht mit der Art, ihn unter gegebenen Bedingungen hervorzubringen, zu tun. Wenn der Zirkel durch die krumme Linie erklärt wird, deren alle Punkte gleich weit von einem (dem Mittelpunkte) abstehen: ist denn da dieser Begriff nicht in der Anschauung gegeben, obgleich der praktische daraus folgende Satz: *einen Zirkel zu beschreiben* (indem eine gerade Linie um einen festen Punkt auf einer Ebene bewegt wird), gar nicht berührt wird? Eben darin ist die Mathematik das grosse Muster für allen synthetischen Vernunftgebrauch, dass sie es an Anschauungen nie fehlen lässt, an welchen sie ihren Begriffen objektive Realität gibt, welcher Foderung wir im philosophischen und zwar *theoretischen* Erkenntnis nicht immer Genüge tun können, aber alsdenn uns auch bescheiden müssen, dass unsere Begriffe auf den

Rang von Erkenntnissen (der Objekte) keinen Anspruch machen können, sondern, als Ideen, bloss regulative Prinzipien des Gebrauchs der Vernunft in Ansehung der Gegenstände, die in der Anschauung gegeben, aber nie, ihren Bedingungen nach, vollständig erkannt werden können, enthalten werden.

S. 163. „Nun kann dieser Satz (des zureichenden Gr.) nicht anders usw." (Hier tut er ein Geständnis, welches vielen seiner Alliierten im Angriffe der Kritik, nämlich den Empiristen, nicht lieb sein wird, nämlich: *dass der Satz des zureichenden Grundes nicht anders als a priori möglich sei*, zugleich aber erklärt er, dass derselbe nur aus dem Satze des Widerspruchs bewiesen werden könne, wodurch er ihn ipso facto bloss zum Prinzip analytischer Urteile macht und dadurch sein Vorhaben, durch ihn die Möglichkeit synthetischer Urteile a priori zu erklären, gleich anfangs zernichtet. Der Beweis fällt daher auch ganz jämmerlich aus. Denn indem er den Satz des z. Gr. zuerst als ein logisches Prinzip behandelt (welches auch nicht anders möglich ist, wenn er ihn aus dem Princ. Contrad. beweisen will) da er denn so viel sagt, als: Jedes *assertorische* Urteil muss gegründet sein, so nimmt er ihn im Fortgange des Beweises in der Bedeutung des metaphysischen Grundsatzes: Jede Begebenheit hat ihre Ursache, welches einen ganz anderen Begriff vom Grunde, nämlich den des Realgrundes und der Kausalität in sich fasst, dessen Verhältnis zur Folge keineswegs so, wie die des logischen Grundes, nach dem Satze des Widerspruchs vorgestellt werden kann. Wenn nun S. 164 der Beweis damit anfängt: *zwei Sätze, die einander widersprechen, können nicht zugleich wahr sein* und das Beispiel S. 163, wo gesagt wird, dass eine Portion Luft sich gegen Osten bewege, mit jenem Vordersatze verglichen wird, so lautet die Anwendung des logischen Satzes des zureichenden Grundes auf dieses Beispiel so: Der Satz: Die Luft bewegt sich nach Osten, muss einen Grund haben; denn ohne einen Grund zu haben, d. i. noch eine andere Vorstellung als den Begriff von Luft und den von einer Bewegung nach Osten, ist jener in Ansehung dieses Prädikats ganz un-

bestimmt. Nun ist aber der angeführte Satz ein Erfahrungssatz, folglich nicht bloss problematisch gedacht, sondern als assertorisch, *gegründet* und zwar in der Erfahrung, als einer Erkenntnis durch verknüpfte Wahrnehmungen. Dieser Grund ist aber mit dem, was in demselben Satze gesagt wird, identisch (nämlich ich spreche von dem, was gegenwärtig ist nach Wahrnehmungen, nicht von dem, was bloss möglich ist, nach Begriffen), folglich ein analytischer Grund des *Urteils*, nach dem Satze des Widerspruchs, hat als mit dem Realgrunde, der das synthetische Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung an den Objekten selbst betrifft, gar nichts gemein. Nun fängt also Eberhard von dem analytischen Prinzip des zureichenden Grundes (als logischem Grundsatze) an und springt zum metaphysischen, als solchen aber jederzeit synthetischen Prinzip der Kausalität, von welchem in der Logik nie die Rede sein kann, über, als ob er denselben bewiesen habe. Er hat also das, was er beweisen wollte, gar nicht, sondern etwas, worüber nie gestritten worden ist, bewiesen und eine grobe fallaciam ignorationis Elenchi begangen. Aber ausser dieser vorsätzlichen Hinhaltung des Lesers ist der Paralogismus S. 163 „Wenn z. B." bis S. 164 „unmöglich ist" zu arg, als dass er nicht angeführt zu werden verdiente. Wenn man ihn in syllogistischer Form darstellt, so würde er so lauten: Wenn kein zureichender Grund wäre, warum ein Wind sich gerade nach Osten bewegte, so würde er ebensogut (*statt dessen;* denn das muss Eberhard hier sagen wollen, sonst ist die Konsequenz des hypothetischen Satzes falsch) sich nach Westen bewegen können: Nun ist kein zureichender Grund usw. Also wird er sich ebensogut nach Osten und Westen *zugleich* bewegen können, welches sich widerspricht. Dieser Syllogismus geht also auf vier Füssen.

Der Satz des zureichenden Grundes, so weit ihn Hr. Eberh. bewiesen hat, ist also immer nur ein logischer Grundsatz und anlytisch. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet wird es nicht zwei, sondern drei logische Prinzipien der Erkenntnis geben: 1. den Satz

des *Widerspruchs*, von kategorischen, 2. den Satz des (logischen) *Grundes* von hypothetischen, 3. den Satz der *Einteilung* (der Ausschliessung des Mittleren zwischen zwei einander kontradiktorisch entgegengesetzten) als den Grundsatz disjunktiver Urteile. Nach dem ersten Grundsatze müssen alle Urteile *erstlich*, als *problematisch* (als blosse Urteile) ihrer *Möglichkeit* nach, mit dem Satze des Widerspruchs, *zweitens*, als *assertorisch* (als Sätze), ihrer logischen *Wirklichkeit*, d. i. Wahrheit nach, mit dem Satze des z. Grundes, *drittens*, als *apodiktische* (als gewisse Erkenntnis) mit dem princ. exclusi medii inter duo contrad. in Übereinstimmung stehen; weil das apodiktische Fürwahrhalten nur durch die Verneinung des Gegenteils, also durch die Einteilung der Vorstellung eines Prädikats, in zwei kontradiktorisch entgegengesetzte und Ausschliessung des einen derselben gedacht wird.

S. 169 ist der Versuch, zu beweisen, dass das Einfache, als das Intelligibele, dennoch anschaulich gemacht werden könne, noch erbärmlicher als alles Übrige ausgefallen. Denn er redet von der *konkreten* Zeit als etwas Zusammengesetztem, dessen einfache Elemente Vorstellungen sein sollen und bemerkt nicht, dass, um die Sukzession jener konkreten Zeit sich vorzustellen, man schon die *reine* Anschauung *der Zeit*, worin jene Vorstellungen sich sukzedieren sollen, voraussetzen müsse. Da nun in dieser nichts Einfaches ist, welches der Autor unbildlich (oder nicht-sinnlich) nennt, so folgt daraus ungezweifelt, dass in der Zeitvorstellung überhaupt der Verstand über die Sphäre der Sinnlichkeit sich gar nicht erhebe. Mit seinen vorgeblichen ersten Elementen des Zusammengesetzten im Raume, nämlich dem Einfachen, S. 171, verstösst er so sehr wider Leibnizens wahre Meinung, als gröblich wider alle Mathematik. Nun kann man aus dem bei S. 163 angemerkten über den Wert von dem, was er von S. 244—56 schreibt und der *objektiven* Gültigkeit seines logischen Satzes vom z. Grunde urteilen. Er will S. 156 aus der subjektiven Notwendigkeit des Satzes vom z. Gr. (den er nunmehr als Prinzip der Kausalität versteht) von den Vorstellungen, daraus

er besteht und ihrer Verbindung schliessen: dass der Grund davon nicht bloss im Subjekt, sondern in den Objekten liegen müsse; wiewohl ich zweifelhaft bin, ob ich ihn in dieser verwirrten Stelle verstehe. Aber was hat er nötig, solche Umschweife zu machen, da er ihn aus dem Satze des Widerspruchs abzuleiten vermeint?

Ich weiss nicht, ob ich in meinem vorigen Briefe von der (S. 272 „Ich muss hier ein Beispiel brauchen" bis S. 274 „keine Realität haben?") seltsamen und gänzlich allen Streit mit diesem Manne aufzuheben berechtigenden Missverstehung, oder Verdrehung meiner Erklärung der *Vernunftideen*, denen angemessen keine Anschauung gegeben werden kann und überhaupt des Übersinnlichen Erwähnung getan habe. Er gibt nämlich vor, der Begriff eines *Tausendecks* sei dergleichen und gleichwohl könne man viel von ihm mathematisch erkennen. Nun ist das eine so absurde Verkennung des Begriffs vom Übersinnlichen, dass ein Kind sie bemerken kann. Denn es ist ja die Rede von der Darstellung in einer uns möglichen Anschauung, nach der *Qualität* unserer Sinnlichkeit, der *Grad* derselben, d. i. der Einbildungskraft, das Mannigfaltige zusammenfassen, mag auch so gross oder klein sein, wie er wolle, so dass wir, wenn uns auch etwas für ein Millioneck gegeben wäre, und wir den Mangel einer einzigen Seite geradezu beim ersten Anblicke bemerken könnten, diese Vorstellung dadurch doch nicht aufhören würde, sinnlich zu sein und die Möglichkeit dieses Objekts selbst in der Mathematik allein begründen kann; wie denn die Konstruktion desselben nach allen seinen Requisiten vollständig vorgeschrieben werden kann, ohne sich um die Grösse der Messschnur zu bekümmern, die erforderlich sein würde, um diese Figur nach allen ihren Teilen für eines jeden Auge merklich zu machen. — Nach dieser falschen Vorstellungsart kann man den Mann beurteilen.

Er ist stark in falschen Zitaten, wie S. 19—20, vornehmlich S. 301. Aber S. 290, imgleichen 298 und weiterhin, übertrifft er sich selbst; denn da wird er ein wirklicher Falsarius. Er zitiert Krit. d. r. V. S. 44

der älteren Ausgabe, wo ich gesagt habe: *Die Leibniz-Wolfsche Philosophie hat daher allen Untersuchungen über die Natur* usw. und führt sie so an: *Hr. K. hat der Leibnizschen* usw. bis betrachte usw. Wie es nun gewissen Leuten zu gehen pflegt, dass sie zuletzt das selbst glauben, was sie mehrmals gelogen haben, so gerät er nach und nach über diesen vorgeblich gegen Leibnizen gebrauchten unbescheidenen Ausdruck so in Eifer, dass er das Wort *verfälscht*, welches bloss in seinem Gehirn existierte, auf einer Seite (298) dem Verfasser der Kritik dreimal vorrückt. — Wie nennt man den, der ein zu einem Rechtsstreit gehöriges Dokument vorsätzlich verfälscht?

Ich begnüge mich mit diesen wenigen Bemerkungen, wovon ich bitte, nach Ihrem Gutbefinden, aber womöglich auf eine nachdrückliche Art, Gebrauch zu machen. Denn Bescheidenheit ist von diesem Manne, dem Grosstun zur Maxime geworden ist, sich Ansehen zu erschleichen, nicht zu erwarten. Ich würde mich namentlich in einen Streit mit ihm einlassen, aber da mir dieses alle Zeit, die ich darauf anzuwenden denke, um meinen Plan zu Ende zu bringen, rauben würde, zudem das Alter mit seinen Schwächen schon merklich eintritt, so muss ich meinen Freunden diese Bemühung überlassen und empfehlen, im Fall, dass sie die Sache selbst der Verteidigung wert halten. Im Grunde kann mir die allgemeine Bewegung, welche die Kritik nicht allein erregt hat, sondern noch erhält, samt allen Allianzen, die wider sie gestiftet werden (wiewohl die Gegner derselben zugleich unter sich uneinig sind und bleiben werden), nicht anders als lieb sein; denn das erhält die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand. Auch geben die unaufhörlichen Missverständnisse oder Missdeutungen Anlass, den Ausdruck hin und wieder bestimmter zu machen, der zu einem Missverstande Anlass geben könnte: und so fürchte ich am Ende nichts von allen diesen Angriffen, ob man gleich sich dabei ganz ruhig verhielte. Allein einen Mann, der aus Falschheit zusammengesetzt ist und mit allen den Kunststücken z. B. dem der Berufung auf missgedeutete Stellen berühmter Männer, wodurch bequeme Leser eingenommen

werden können, um ihm blindes Zutrauen zu widmen, bekannt und darin durch Naturell und lange Gewohnheit gewandt ist, gleich zu Anfang seines Versuchs in seiner Blösse darzustellen, ist Wohltat fürs gemeine Wesen. Feder ist bei aller seiner Eingeschränktheit doch ehrlich; eine Eigenschaft, die jener in seine Denkungsart nicht aufgenommen hat.

Ich empfehle mich Ihrer mir sehr werten Freundschaft und Zuneigung mit der grössten Hochachtung für die Rechtschaffenheit Ihres Charakters und bin unveränderlich

Ihr ganz ergebener
Freund und Diener

Königsberg, d. 19. *Mai* 1789. *I. Kant.*

An Salomon Maimon

24. *Mai* 1789.

Euer Wohledelgeboren Verlangen habe ich soviel, als für mich tunlich war, zu willfahren gesucht, und wenn es nicht durch eine Beurteilung Ihrer ganzen Abhandlung hat geschehen können, so werden Sie die Ursache dieser Unterlassung aus dem Briefe an Herrn Herz vernehmen. Gewiss ist es nicht Verachtung, die ich gegen keine ernstliche Bestrebung in vernünftigen und die Menschheit interessierenden Nachforschungen, am wenigsten aber gegen eine solche, wie die Ihrige ist, bei mir hege, die in der Tat kein gemeines Talent zu tiefsinnigen Wissenschaften verrät.

An Marcus Herz

Königsberg, d. 26. *Mai* 1789.

Ich empfange jeden Brief von Ihnen, wertester Freund, mit wahrem Vergnügen. Das edle Gefühl der Dankbarkeit, für den geringen Beitrag, den ich zur Entwickelung ihrer vortrefflichen Naturanlagen habe tun können, unterscheidet Sie von den meisten meiner Zuhörer; was kann aber, wenn man nahe daran ist,

diese Welt zu verlassen, tröstender sein, als zu sehen, dass man nicht umsonst gelebt habe, weil man einige, wenngleich nur wenige, zu guten Menschen gebildet hat.

Aber wo denken Sie hin, liebster Freund, mir ein grosses Pack der subtilsten Nachforschungen zum Durchlesen nicht allein, sondern auch zum Durchdenken zuzuschicken, mir, der ich in meinem sechsundsechzigsten Jahre noch mit einer weitläuftigen Arbeit meinen Plan zu vollenden (teils in Lieferung des letzten Teils der Kritik, nämlich dem der *Urteilskraft*, welcher bald herauskommen soll, teils in Ausarbeitung eines *Systems* der Metaphysik, der Natur sowohl als der Sitten, jenen kritischen Forderungen gemäss), beladen bin, der überdem durch viele Briefe, welche spezielle Erklärungen über gewisse Punkte verlangen, unaufhörlich in Atem erhalten werde, und obenein von immer wankender Gesundheit bin. Ich war schon halb entschlossen, das Manuskript sofort, mit der erwähnten ganz gegründeten Entschuldigung, zurückzuschicken; allein ein Blick, den ich darauf warf, gab mir bald die Vorzüglichkeit desselben zu erkennen und, dass nicht allein niemand von meinen Gegnern mich und die Hauptfrage so wohl verstanden, sondern nur wenige zu dergleichen tiefen Untersuchungen soviel Scharfsinn besitzen möchten, als Hr. Maimon, und dieses bewog mich, seine Schrift bis zu einigen Augenblicken der Musse zurückzulegen, die ich nur jetzt habe erlangen können, und auch diese nur, um *die zwei ersten Abschnitte* durchzugehen, über welche ich jetzt auch nur kurz sein kann.

[*Am Rande:*] Hrn. Maimon bitte ich diesen Brief zu kommunizieren. Es versteht sich, wie ich denke, von selbst, dass er dazu nicht geschrieben sei, um im Drucke zu erscheinen.

Wenn ich den Sinn derselben richtig gefasst habe, so gehen sie darauf hinaus, zu beweisen: dass, wenn der Verstand auf sinnliche Anschauung (nicht bloss die empirische, sondern auch die a priori) eine gesetzgebende Beziehung haben soll, so müsse er selbst der Urheber, es sei dieser sinnlichen Formen, oder auch sogar der

Materie derselben, d. i. der Objekte, sein, weil sonst das quid iuris nicht genugtuend beantwortet werden könne, welches aber nach Leibnizisch-Wolfschen Grundsätzen wohl geschehen könne, wenn man ihnen die Meinung beilegt, dass Sinnlichkeit von dem Verstande gar nicht spezifisch unterschieden wäre, sondern jene als Welterkenntnis bloss dem Verstande zukomme, nur mit dem Unterschiede des Grades des Bewusstseins, der in der ersteren Vorstellungsart ein Unendlich-Kleines, in der zweiten eine gegebene (endliche) Grösse sei und dass die Synthesis a priori nur darum objektive Gültigkeit habe, weil der göttliche Verstand, von dem der unsrige nur ein Teil, oder, nach seinem Ausdrucke, mit dem unsrigen, ob zwar nur auf eingeschränkte Art, einerlei sei, d. i. selbst Urheber der Formen und der Möglichkeit der Dinge der Welt (an sich selbst) sei.

Ich zweifle aber sehr, dass dieses Leibnizens oder Wolfs Meinung gewesen sei, ob sie zwar wirklich aus ihren Erklärungen von der Sinnlichkeit im Gegensatze des Verstandes gefolgert werden könnte und die, so sich zu jener Männer Lehrbegriff bekennen, werden es schwerlich zugestehen, dass sie einen Spinozismus annehmen; denn in der Tat ist Hrn. Maimons Vorstellungsart mit diesem einerlei und könnte vortrefflich dazu dienen, die Leibnizianer ex concessis zu widerlegen.

Die Theorie des Hrn. Maimon ist im Grunde: die Behauptung eines Verstandes (und zwar des menschlichen) nicht bloss als eines Vermögens zu denken, wie es der unsrige und vielleicht aller erschaffenen Wesen ist, sondern eigentlich als eines Vermögens anzuschauen, bei dem das Denken nur eine Art sei, das Mannigfaltige der Anschauung (welches unserer Schranken wegen nur dunkel ist) in ein klares Bewusstsein zu bringen: dagegen ich den *Begriff von einem Objekte* überhaupt (der im klarsten Bewusstsein unserer Anschauung gar nicht angetroffen wird) dem Verstande, als einem besonderen Vermögen, zuschreibe, nämlich die synthetische Einheit der Apperzeption, durch welche allein das Mannigfaltige der Anschauung (deren *jedes* ich

mir besonders immerhin bewusst sein mag) in ein vereinigtes Bewusstsein, zur Vorstellung eines Objekts überhaupt (dessen Begriff durch jenes Mannigfaltige nun bestimmt wird) zu bringen.

Nun fragt Hr. Maimon: Wie erkläre ich mir die Möglichkeit der Zusammenstimmung der Anschauungen a priori zu meinen Begriffen a priori, wenn jede ihren spezifisch verschiedenen Ursprung hat, da dieselbe zwar als Faktum gegeben, aber ihre Rechtmässigkeit oder die Notwendigkeit der Übereinstimmung zweier so heterogenen Vorstellungsarten nicht begreiflich gemacht werden kann und umgekehrt, wie kann ich durch meinen Verstandesbegriff z. B. der Ursache, dessen Möglichkeit an sich doch nur problematisch ist, der Natur, d. i. den Objekten selbst, das Gesetz vorschreiben, zuletzt gar, wie kann ich selbst von diesen Funktionen des Verstandes, deren Dasein in demselben auch bloss ein Faktum ist, die Notwendigkeit beweisen, die doch vorausgesetzt werden muss, wenn man ihnen Dinge, wie sie uns immer vorkommen mögen, unterwerfen will.

Hierauf antworte ich: dies alles geschieht in Beziehung auf ein uns unter diesen Bedingungen allein mögliches Erfahrungserkenntnis, also in subjektiver Rücksicht, die aber doch zugleich objektiv gültig ist, weil die Gegenstände nicht Dinge an sich selbst, sondern blosse Erscheinungen sind, mithin ihre Form, in der sie gegeben werden, auch von uns, nachdem was an ihr subjektiv, d. i. das Spezifische unserer Anschauungsart ist, einerseits, und der Vereinigung des Mannigfaltigen in ein Bewusstsein, d. i. dem Denken des Objekts und der Erkenntnis nach andererseits, von unserem Verstande abhängen, so dass wir nur unter diesen Bedingungen von ihnen Erfahrung haben können, mithin, wenn Anschauungen (der Objekte als Erscheinungen) hiermit nicht zusammen stimmten, sie für uns nichts, d. i. gar keine Gegenstände der *Erkenntnis*, weder von uns selbst, noch von anderen Dingen, sein würden.

Auf solche Weise lässt sich gar wohl dartun, dass, wenn wir synthetische Urteile a priori fällen können,

dieses nur von Gegenständen der Anschauung als blossen Erscheinungen angehe, dass, wenn wir auch einer intellektuellen Anschauung fähig wären (z. B., dass die unendlich-kleinen Elemente derselben Noumena wären) die Notwendigkeit solcher Urteile, nach der Natur unseres Verstandes, in dem ein solcher Begriff, als Notwendigkeit ist, angetroffen wird, gar nicht stattfinden könnte; denn es würde immer nur blosse Wahrnehmung sein, dass z. B. in einem Triangel zwei Seiten zusammengenommen grösser sein als die dritte, nicht dass diese Eigenschaft ihm notwendig zukommen müsse. Wie aber eine solche sinnliche Anschauung (als Raum und Zeit) Form unserer Sinnlichkeit oder solche Funktionen des Verstandes, als deren die Logik aus ihm entwickelt, selbst möglich sei, oder wie es zugehe, dass eine Form mit der andern zu einem möglichen Erkenntnis zusammenstimme, das ist uns schlechterdings unmöglich, weiter zu erklären, weil wir sonst noch eine andere Anschauungsart, als die uns eigen ist und einen anderen Verstand, mit dem wir unseren Verstand vergleichen könnten und deren jeder die Dinge an sich selbst bestimmt darstellte, haben müssten: wir können aber allen Verstand nur durch unseren Verstand und so auch alle Anschauung nur durch die unsrige beurteilen. Aber diese Frage zu beantworten ist auch gar nicht nötig. Denn wenn wir dartun können, dass *unser Erkenntnis* von Dingen selbst das der Erfahrung nur unter jenen Bedingungen allein möglich sei, so sind nicht allein alle anderen Begriffe von Dingen (die nicht auf solche Weise bedingt sind) für uns leer und können zu gar keinem Erkenntnisse dienen, sondern auch alle Data der Sinne zu einer möglichen Erkenntnis würden ohne sie niemals Objekte vorstellen, ja nicht einmal zu derjenigen Einheit des Bewusstseins gelangen, die zur Erkenntnis meiner selbst (als Objekt des inneren Sinnes) erforderlich ist. Ich würde gar nicht einmal wissen können, dass ich sie habe, folglich würden sie für *mich*, als erkennendes Wesen, schlechterdings nichts sein, wobei sie (wenn ich mich in Gedanken zum Tier mache) als Vorstellungen, die nach einem empirischen Gesetze

der Assoziation verbunden wären und so auch auf Gefühl und Begehrungsvermögen Einfluss haben würden, in mir, meines Daseins unbewusst (gesetzt, dass ich auch jeder einzelnen Vorstellung bewusst wäre, aber nicht der Beziehung derselben auf die Einheit der Vorstellung ihres Objekts, vermittelst der synthetischen Einheit ihrer Apperzeption), immerhin ihr Spiel regelmässig treiben können, ohne dass ich dadurch im mindesten etwas, auch nicht einmal diesen meinen Zustand, erkannte. — Es ist misslich, den Gedanken, der einem tiefdenkenden Manne obgeschwebt haben mag und den er sich selbst nicht recht klar machen konnte, zu erraten; gleichwohl überrede ich mich sehr, dass Leibniz mit seiner vorherbestimmten Harmonie (die er sehr allgemein machte, wie auch Baumgarten in seiner Kosmologie nach ihm) nicht die Harmonie zweier verschiedenen Wesen, nämlich Sinnen und Verstandeswesen, sondern zweier Vermögen eben desselben Wesens, in welchem Sinnlichkeit und Verstand zu einem Erfahrungserkenntnisse zusammenstimmen, vor Augen gehabt habe, von deren Ursprung, wenn wir ja darüber urteilen wollten, obzwar eine solche Nachforschung gänzlich über die Grenze der menschlichen Vernunft hinaus liegt, wir weiter keinen Grund, als den göttlichen Urheber von uns selbst angeben können, wenn wir gleich die Befugnis, vermittelst derselben a priori zu urteilen (d. i. das quid juris), da sie einmal gegeben sind, vollkommen erklären können.

Hiebei muss ich mich begnügen und kann wegen der Kürze meiner Zeit nicht ins Detail gehen. Nur bemerke ich, dass es eben nicht nötig sei, mit Hrn. Maimon *Verstandesideen* anzunehmen. In dem Begriffe einer Zirkellinie ist nichts weiter gedacht, als dass *alle* gerade Linien von demselben zu einem einzigen Punkte (dem Mittelpunkt) gezogen einander gleich seien: dies ist eine blosse logische Funktion der Allgemeinheit des Urteils, in welchem der Begriff einer Linie das Subjekt ausmacht und bedeutet nur so viel, als *eine jede* Linie, nicht das *All* der Linien, die auf einer Ebene aus einem gegebenen Punkt beschrieben werden können; denn sonst [würde] jede Linie mit eben-

demselben Rechte eine Verstandesidee sein, weil sie alle Linien als Teile enthält, die zwischen zweien in ihr nur denkbaren Punkten, deren Menge gleichfalls ins Unendliche geht, gedacht werden können. Dass sich diese Linie ins Unendliche teilen lasse, ist auch noch keine Idee, denn es bedeutet nur einen Fortgang der Teilung, der durch die Grösse die Linie gar nicht beschränkt wird, aber diese unendliche Teilung nach ihrer Totalität und sie mithin als vollendet anzusehen, ist eine Vernunftidee von einer absoluten Totalität der Bedingungen (der Zusammensetzung), welche an einem Gegenstande der Sinne gefordert wird, welches unmöglich ist, weil an Erscheinungen das Unbedingte gar nicht angetroffen werden kann.

Auch ist die Möglichkeit eines Zirkels nicht etwa vor dem praktischen Satze: einen Zirkel durch die Bewegung einer geraden Linie um einen festen Punkt zu beschreiben, bloss *problematisch*, sondern sie ist in der Definition des Zirkels *gegeben*, dadurch, dass dieser durch die Definition selbst konstruiert wird, d. i. in der Anschauung zwar nicht auf dem Papier (der empirischen), sondern in der Einbildungskraft (a priori) dargestellt wird. Denn ich mag immer aus freier Faust mit Kreide einen Zirkel an der Tafel ziehen und einen Punkt darin setzen, so kann ich an ihm ebensogut alle Eigenschaften des Zirkels, unter Voraussetzung jener (sogenannten) Nominaldefinition, welche in der Tat real ist, demonstrieren, wenn er gleich mit der durch die Herumtragung einer geraden an einem Punkte befestigten Linie beschriebenen gar nicht zusammenträfe. Ich nehme an: dass sie, die Punkte des Umkreises, gleich weit vom Mittelpunkte abstehen. Der Satz: einen Zirkel zu beschreiben, ist ein praktisches Korollarium aus der Definition (oder sogenanntes Postulat), welches gar nicht gefodert werden könnte, wäre die Möglichkeit, ja gar die Art der Möglichkeit der Figur, nicht schon in der Definition gegeben.

Was die Erklärung einer geraden Linie betrifft, so kann diese nicht wohl durch die Identität der Richtung aller Teile derselben geschehen; denn der Begriff der Richtung (als einer *geraden Linie*, durch wel-

che die Bewegung, *ohne Rücksicht auf ihre Grösse*, unterschieden wird) setzt jenen Begriff schon voraus. Doch das sind Kleinigkeiten.

Herrn Maimons Schrift enthält übrigens so viel scharfsinnige Bemerkungen, dass er sie nicht ohne einen für ihn vorteilhaften Eindruck immer hätte ins Publikum schicken können, auch ohne im mindesten mir hierdurch zuwider zu handeln, ob er gleich einen ganz anderen Weg nimmt, als ich; denn er ist doch darin mit mir einig, dass mit der Festsetzung der Prinzipien der Metaphysik eine Reform vorgenommen werden müsse, von deren Notwendigkeit sich nur wenige wollen überzeugen lassen. Allein, was Sie, werter Freund, verlangen, die Herausgabe dieses Werkes mit einer Anpreisung meinerseits zu begleiten, wäre nicht wohl tunlich, da es doch grossenteils auch *wider mich* gerichtet ist. — Das ist mein Urteil, im Fall diese Schrift herausgekommen wäre. Wollen sie aber meinen Rat in Ansehung des Vorhabens, sie so, wie sie ist, herauszugeben, so halte ich dafür, dass, da es Hrn. Maimon vermutlich nicht gleichgültig sein wird, völlig verstanden zu werden, er die Zeit, die er sich zur Herausgabe nimmt, dazu anwenden möge, ein Ganzes zu liefern; in welchem nicht bloss die Art, wie er sich die Prinzipien der Erkenntnis a priori vorstellt, sondern auch, was daraus zur Auflösung der Aufgaben der reinen Vernunft, welche das Wesentliche vom Zwecke der Metaphysik ausmachen, nach seinem Systeme gefolgert werden könne, deutlich gewiesen werde: wo denn die Antinomien der reinen Vernunft einen guten Probierstein abgeben können, die ihn vielleicht überzeugen werden, dass man den menschlichen Verstand nicht für spezifisch einerlei mit dem Göttlichen und nur durch Einschränkung, d. i. dem Grade nach, von diesem unterschieden annehmen könne: dass er nicht, wie dieser, als ein Vermögen *anzuschauen*, sondern nur zu *denken*, müsse betrachtet werden, welches durchaus ein davon ganz verschiedenes Vermögen (oder Rezeptivität) der Anschauung zur Seite, oder besser zum Stoffe, haben müsse, um Erkenntnis hervorzubringen und dass, da die letztere, nämlich die An-

schauung, uns bloss Erscheinungen an die Hand gibt und die Sache selbst ein blosser Begriff der Vernunft ist, die Antinomien, welche gänzlich aus der Verwechslung beider entspringen, niemals aufgelöst werden können, als wenn man die Möglichkeit synthetischer Sätze a priori nach meinen Grundsätzen deduziert.

Ich beharre unveränderlich Ihr treuer Diener und Freund

I. Kant.

[*Am Rande:*] Ein Pack in Grün Wachstuch, welches Hrn. Maimons Manuskript enthält, ist unter der Signatur: H. D. M., an Sie addressiert, d. 24. Mai von mir auf die fahrende Post gegeben worden.

Von Gotthard Ludwig Kosegarten

(Zueignung.)

4. *Juni* 1789.

An Immanuel Kant.

— — — ὀσσις ὀλιγη τε φιλη τε

Homer.

Dass ich den Namen eines grossen Mannes diesem Büchlein vorsetze, geschieht keineswegs, um demselben ein Ansehn zu geben, auf das es, vermöge seines eignen Gehalts, etwa nicht rechnen dürfte; viel weniger, um von mir selbst die Meinung zu erwecken, als hätt' ich den tiefsinnigsten Denker unsrer und vielleicht aller Zeiten gar ergründet; ebensowenig geschieht es aus irgendeinem andern Beweggrunde, den die Warumfrager und Motivenkünstler mir etwa unterschieben möchten; — sondern es geschieht lediglich, um einem Manne meine Dankbarkeit zu bezeugen, für den ich eine sehr lebhafte Dankbarkeit fühle; einem Manne, dessen Schriften ich hundert mühselige, aber auch ebensoviel wollustreiche und belohnende Stunden verdanke, dem ich die Schärfung der edelsten und göttlichsten meiner Geisteskräfte hauptsächlich anrechne, der den

Hader meiner Vernunft mit sich selber schlichtete, den Wirbeln trügerischer Sophismen mich entrettete, und über die wichtigsten Angelegenheiten menschlichen Nachdenkens mich endlich beruhigte; einem Manne, der das Gefühl, auf welches ich, nach Verzichtleistung auf alle metaphysische Einsicht, meine Freiheit, meine Fortdauer und meine steigende Vervollkommnung allein gründete, zum sichern praktischen Glauben bestimmte und veredelte, mein moralisches Selbst mich recht würdigen, und dem Idol des wahrhaftig aufgeklärten und rechtschaffnen Menschen, *Pflicht* genannt, mich einzig huldigen lehrte; mit einem Wort, einem Manne, der in seinen Untersuchungen unsres praktischen Vernunftvermögens ebenso liebenswürdig, einfältig und menschlich-schön erscheint, als er in der Analyse aller Spekulation anfangs furchtbar, abschreckend und grausend erscheinen mag*).

Ja, teuerster *Kant*, noch fehlt viel daran, dass ich Sie ganz zu fassen, zu durchdringen, folglich mit ganzem uneingeschränkten Beifalle zu umfangen, mich rühmen dürfte. Die Deduktion der reinen dynamischen Grundsätze hat noch immer einige, vielleicht nur subjektive Dunkelheit für mich. Das transzendentale Ich ist ein mir noch unergründeter Abgrund. Der Typus, vermöge dessen erscheinende Handlungen unter das ganz heterogene moralische Gesetz subsumiert werden sollen, ist mir unbegreiflich. Der Ge-

*) Gegenwärtig, da die Kritik auch der praktischen Vernunft erschienen ist, wird der vortreffliche *Herder* (der sich sehr darüber ärgern kann, dass man über Gott streitet, — und siehe, gerade die Vernunftkritik macht allem Streite über ihn auf ewig ein Ende), seine ganz unnötigen Ereifrungen wider die Kantische Philosophie in den Dialogen über Gott, vermutlich auch bereuen. Unmöglich scheint es mir, jene letzte Kantische Schrift, wenigstens eine Menge Stellen darinnen (z. B. S. 154 usw., 233 usw., 288 usw.) zu lesen, ohne ihrem ebenso gefühlvollen als tiefdenkendem Verfasser um den Hals zu fallen, und alles Ereifern, Erhitzen, Poltern und Persiflieren, die Waffen der Leidenschaft und nicht der Überzeugung, wider ihn auf ewig zu verschwören.

danke, dass unser edelstes Wissen, selbst reine Naturwissenschaft, selbst reine Mathese, nur aus *unsern* Anschauungs- und Denkformen möglich, folglich höhern Wesen vermutlich Trug und Täuschung sind, empört und bekümmert mich. Aber bei weitem der wichtigere Teil Ihrer Untersuchungen ist in mir zur Überzeugung gereift. Ihre transzendentale Ästhetik scheint mir auf Felsen gegründet. Ihre Trennung der synthetischen und analytischen Urteile ist eine Kerze auf einem Berge in einer stockfinstern Gegend. Ihre Enthüllung der Amphibolie unserer Reflexionsbegriffe, und aller davon abhängenden Paralogismen, Antinomien usw. verbreiten eine Helle über das Erkenntnisvermögen, die man nach den Verdunkelungen von Jahrtausenden nicht mehr zu hoffen wagte. Ihr Zurückführen aller echten Moral auf die Selbstgesetzgebung unsers Willens, die unerschütterliche Gründung unsrer Freiheit (ein Problem, darüber ich schon *den grossen Lehrer*, *den Tod* zu erwarten, bei mir abgeschlossen hatte) auf jenes unleugbare, praktische Faktum, die Folgerungen meiner Fortdauer, eines höchsten abgeleiteten und eines höchsten ursprünglichen Gutes aus eben diesem moralischen Gesetz in mir, haben eine Ruhe, eine Sicherheit in mir hervorgebracht, dafür Ihnen mein unsterblicher Dank gebührte, falls auch jene noch übrigen Dunkelheiten sich nie vor meinem Blick zerstreuen sollten.

Und dieser Dank, teurer Mann, brannte viel zu heiss auf meinem Herzen, als dass ich nicht seiner mich auf einige Art zu entbürden hätte suchen sollen. Besser hätt' ich freilich wohl getan, wenn ich es bis zu etwa einer spätern, reifern, durch den Sonnenschein der immer mehr sich mir entwölkenden Wahrheit gezeitigtern Schrift aufgespart hätte. Allein, das Leben ist kurz. *Sie* werden alt. *Mir* verspricht das Erliegen meiner physischen unter meiner intellektuellen Kraft keine lange Erdenperiode. Und ich wollte Ihnen doch gerne noch in dieser Welt sagen, wie sehr ich Sie achte und liebe!

Geschrieben zu Wolgast, am 4. Juni 1789.

Ludwig Theobul Kosegarten.

14. *Juni* 1789.

Ich habe, mein höchst verehrungswürdiger Lehrer und Freund, Ihre beiden Briefe mit den lehrreichen Anmerkungen über das E. M. nicht sobald erhalten, als ich durchdrungen von dem in denselben so völlig aufgedeckten unwürdigen Betragen jenes unphilosophischen Schwätzers sogleich mit mir selbst über die beste Art des Gebrauchs zu Rate ging, den ich von dem *guten Schwerte*, das sie mir so gütig geborgt haben, zu machen hätte. Der kürzeste Weg, die Sache vor den grössten und besten Teil des lesenden Publikums gelangen zu lassen, schien mir die Allg. Lit. Zeitung und ich lief sogleich zu Prof. Schütz, um anzufragen, ob die Rezension des dritten und vierten Stückes (die beiden ersten hat Herr *Rehberg* nach seiner Weise rezensiert) schon vergeben wäre, und da dies zum Glücke nicht der Fall war, mich zur Rezension anzubieten; da mir die Herausgeber ohnehin die Wahl der Bücher zu überlassen die Gefälligkeit hatten. In einigen Tagen war eine Rezension fertig, die hoffentlich zwei Stücke ganz einnehmen wird, und Hrn. E. in seinem Aufsatz über die *synthetischen Urteile* gewiss auf immer aller Kompetenz, über die Kritik der Vernunft zu urteilen, vor aller Welt Augen verlustig überführt. Ich habe mich Ihrer Erlaubnis, sie zu nennen, nur insofern bedient, als ich am Ende, um das Publikum instand zu setzen, zwischen mir und E. in einer Sache, die ganz auf den Sinn *Ihrer* Worte hinausläuft, zu urteilen in Ihrem Namen erklärte, dass E. jedes Hauptmoment Ihres Systems ganz missverstanden habe. Ohne dies würde E., wie es sein Schildknappe *Maas* und *Flatt* u. a. m. getan haben, das Argument retorquiert und behauptet haben, *der Rezensent*, nicht E. haben Ihren Sinn verfehlt. Die Rezension wird, wie ich glaube, in acht Tagen gedruckt sein. — Den das *zweite* Stück grösstenteils betreffenden Inhalt Ihres zweiten Briefes behalte ich als Corps de Reserve vor, um auf die unausbleibliche Antikritik des Hrn. E. damit hervorzurücken und seinem Magazine damit den

Rest zu geben. Die *Stellen* ihres Briefes wollte ich alle mit Kursiv abdrucken und der bereits erwähnten Erklärung noch beifügen lassen, dass die Kursivstellen Ihnen angehörten. Aber Schütz hielt es aus allerlei Gründen nicht für tunlich, und ich erlaubte ihm, dieses in der Rezension nach seinem Gutbefinden abzuändern. Sehr gut wäre es, wenn ich von Ihnen auch in Rücksicht anderer Erlaubnis hätte, oder vielmehr sie je verdienen könnte, meine Beweise, dass Sie missverstanden worden, mit ihrem *Zeugnisse* zu bekräftigen. Denn nun will jeder, der vorher über Ihre Unverständlichkeit klagte, auf einmal sie verstanden haben, da ihm das Gegenteil gezeigt wird.

Sie haben mir zwar Ihr Urteil über meine Abhandlung *über die Schicksale Ihrer Philosophie*, die gottlob gute Wirkung zu tun anfängt, noch nicht mitgeteilt, und waren wahrscheinlich bisher abgehalten, sie zu lesen. Gleichwohl wage ich die Zudringlichkeit, Ihnen das erste Buch des Werkchens, wozu jene Abhandlung die Vorrede sein soll, gegenwärtig zu übersenden, mit der Bitte, sie in abgerissenen und geschäftfreien Viertelstündchen gefälligst zu durchblättern. Das zweite Buch, welches die eigentliche Theorie des Vorstellungsvermögens überhaupt enthält, sehe ich für die eigentlichen *Prämissen* Ihrer Theorie des Erkenntnisvermögens, und den Schlüssel zur Kritik der Vernunft an. Finden Sie, dass es das *erste* wirklich ist, so werde ich bitten, dass Sie mir die Stelle Ihres Briefes, in welcher Sie mir dies Zeugnis geben werden, dem *Vorberichte*, den ich dem ganzen Werke voranschicken will, einzuverleiben erlauben. Merkwürdig ist es immer, dass alle wesentlichen Resultate Ihrer Kritik der Vernunft in jener auf das blosse *Bewusstsein* gebauten Theorie ihre vollkommenste Bestätigung finden, und die für sich selbst feststehende Theorie des Erkenntnisvermögens auf einem ganz verschiedenen Wege ebenso unerschütterlich befunden wird. Ich nenne sie *Schlüssel* zur Kritik der Vernunft, inwiefern alles, was den Gegnern davon bisher Geheimnis war, durch den blossen Begriff der blossen Vorstellung aufgeschlossen wird. Die eigentliche Theorie des Vorstellungsv.

wird, da sie nicht viel über sechs Bogen betragen wird, wohl auch in sechs Wochen gedruckt sein, und von mir sogleich an Sie gesendet werden. Das dritte Buch wird die Applikation auf die Theorie des Erkenntnisvermögens enthalten.

Dürfte ich nicht gehorsamst bitten, das Übersendete nach Ihrer besten Gelegenheit dem Herrn Prof. *Krause* mitzuteilen. Er würde sich um mich und unsere gemeinschaftliche gute Sache ein beträchtliches Verdienst machen, wenn *er* die Theorie des Vorstell. für die Allg. Lit. Zeitung renzensierte. Da er die einzelnen Stücke davon so frühzeitig erhält, so konnte die Rezension bei Erscheinung des Buches um Michaelis fertig sein, ohne dass dies Geschäft mit seinen übrigen Arbeiten in sonderliche Kollision käme. Auch ist der Inhalt des Ganzen so unmetaphysisch, und so ganz wie ich hoffe, mit den *geläufigsten* Begriffen dieses würdigen Mannes harmonisch, dass ich mir schmeichle, er werde sich zu einer kleinen Untreue an der Mathematik auf einige Stunden verleiten lassen. Ich für meine Person kann es freilich nicht wagen, ihm diese Bitte vorzulegen, die, nachdem was mir Prof. Hufeland aus einem Briefe von ihm vorlas, die unverantwortlichste Zudringlichkeit sein würde. Indessen wieviel würde die Abhandlung über die *Schicksale*, welche als Vorläufer meines Buches bestimmt ist, auf eine grössere Anzahl, und zwar nicht nur auf Philosophen von Profession allein zu wirken gewonnen haben, wenn Sie von *diesem* Manne, den ich, unter uns gesagt, aus seiner Anzeige des *Russich. Glossars*, und einigen andern für den *ersten* aller Rezensenten halte, angezeigt worden wäre. Sie ist nun Herrn *Rehberg* heimgefallen, der sich so gute Zeit dazu lässt, dass ihm die Göttinger mit ihren schiefen Nachrichten bereits zuvorgekommen sind, und von dem ich mir, da er die Kritik der Vernunft nur halb verstanden hat, für mich keine sonderliche Befriedigung versprechen kann. Wenn er noch einige Wochen verzieht, so werde ich selbst einen blossen Auszug ohne alles Urteil veranstalten; denn *Wieland*, *Goethe* und noch mehrere meiner Bekannten versichern mir einstimmig, dass die Art von indirektem Beweis, welche

dies Schriftchen für die Probehaltigkeit ihrer Philosophie ad hominem aufstellt, für die Sache selbst, die jetzt von so vielen sogenannten Prüfern so sehr verdreht, verzerrt, und verunstaltet wird, dass das Publikum nicht weiss, wie es dabei daran ist, von Wirkung sein müsse.

Alle Ihre Verehrer sehnen sich nach einer Sammlung Ihrer kleineren Schriften, dergleichen in der Berlinisch. Monatsch. u. a. sind; und ich kenne Buchhändler, die jeden in ihren Gegenden, die, wenn das Gerücht Wahrheit sagt, sehr gering honorieren, den Rang ablaufen würden, welches Sie daraus schliessen können, da *mir* ihrem unbedeutenden Schüler für mein Buch 3 vollwichtige Louisdor für den Bogen ohne mein Fordern angeboten sind; und doch bekomme ich bloss darum soviel, weil ich *Ihre* Philosophie predige.

Schiller, mein Freund, und wie ich nach einer innigen Bekanntschaft mit ihm überzeugt bin, der besten jetzt lebenden Köpfe einer, horcht ihren Lehren durch meinen Mund. Die Universalgeschichte, die er schaffen wird, ist nach ihrem *Plan* angelegt, den er mit einer Reinheit und einem Feuer auffasste, die mir ihn noch einmal so teuer machten. Er hat bereits seine Vorlesungen angefangen, mit einem Beifall, den hier noch keiner vielleicht in diesem Grade gefunden. Er hat mich gebeten, seine Person unter ihren wärmsten und innigsten Verehrern zu nennen.

Ich war diese Osterferien in Leipzig, und habe meinen alten Bekannten Herrn *Plattner* in einer sehr furchtsamen und verdriesslichen Laune über den leidigen Gang der Philosophie, wie er sich ausdrückte, angetroffen. Er klagt, dass die Kantianer einen gar zu argen Skeptizismus einführen wollen, der alles Gute, was er und seinesgleichen gestiftet haben, so ganz zu Boden trete; kurz, der Mann hat sie gänzlich missverstanden. Gleichwohl will er durchaus nicht unter Ihre Gegner gezählt werden, und hat mich sogar (NB.) gebeten, im Deutschen Merkur oder wo ich sonst könnte, ihm das Zeugnis zu geben, dass er in seinen Vorlesungen, denen ich *zuweilen*, als ich vor

fünf Jahren in Leipzig lebte, beiwohnte, mit Ehrerbietung von ihrem Werke gesprochen habe. Ich verliess ihn diesmal mit etwas herabgestimmter Meinung von seiner theoretischen und *praktischen* Philosophie. An Eb. in *Halle*, mit dem ich bei *Semlern* speiste, und den ich nicht besucht habe — fand ich einen wahren Chamäleon.

Und nun dürfte es Zeit sein, dass ich meinen langen und schwatzhaften Brief mit der Bitte um eine Antwort beschliesse, in welcher Sie mir allenfalls auch nur Vergebung für meine Zudringlichkeit ankündigen. Mit unwandelbarer Verehrung und Liebe ewig

Ihr ganz eigener

Jena, d. 14. *Juni* 1789. *Reinhold.*

Ich bitte meiner gegen den vortrefflichen Hrn. Prof. Krause gütigst zu erwähnen.

N. S. Pater *Reuss* in Würzburg hat bei mir um Erlaubnis angesucht, meine Briefe über die kantische Philosophie von allem Anstössigen gegen den Katholizismus gereinigt, und mit Anmerkungen zum Gebrauch seiner Zuhörer herauszugeben, welches ich ihm unbeschadet meiner eigenen künftigen Ausgabe bewilligte.

Von Ernst Ferdinand Klein

15. *Juni* 1789.

Verehrungswürdiger Freund!

Erlauben Sie mir, mich dadurch zu ehren, dass ich mir die Freiheit nehme, Sie mit diesen Worten anzureden. Der selige Mendelssohn war mein Freund. Ähnliche Gesinnungen und Meinungen werden, hoffe ich, das Band einer Freundschaft knüpfen, die nicht wenig zum Glück meines Lebens beitragen wird, wenn Sie mir vergönnen, Ihnen wenigstens schriftlich die Hochachtung zu bezeugen, die ich, wenn es Zeit und Umstände erlaubten, Ihnen so gern mündlich und persönlich zu erkennen gegeben hätte.

Principibus placuisse viris non ultima laus est. Ich freue mich also nicht wenig über den Beifall, womit Sie mich beehren, und danke Ihnen für Ihre gütigen Erinnerungen.

Meine Absicht war nicht, die Moral mit der Glückseligkeitslehre zu vermischen; aber der Plan meiner Schrift war, aus Garvens eigenen Grundsätzen gegen ihn zu argumentieren, und ihn zuletzt auf die echte Theorie der praktischen Philosophie zu leiten.

Die von Ihnen S. 98 bemerkte Stelle konnte ganz wegbleiben. Sie sollte nur dazu dienen, den Streit von einer Seite abzuziehen, wo auf keiner Seite ein Vorteil erfochten werden kann. Die Moral ist keine Lotterie, wobei man gewisses Vergnügen mit Hoffnung ungewissen Gewinnes aufopfern müsste.

Da die Richtigkeit Ihres Moral-Systems gleich bei dem ersten Anblick so in die Augen springt, weil es dem moralischen Gefühle und der biblischen Sittenlehre so angemessen ist, so kann ich mich nicht genug wundern, dass es den allgemeinen Beifall, den man erwarten sollte, noch nicht erhalten hat.

Nach Ihrem System ist die Regel schicklich:

> Liebe das Ideal alles Guten über alles, und deinen Nebenmenschen wie dich selbst;

Aber die Glückseligkeitslehrer können nicht anders sagen, als:

> Liebe dich selbst über alles und Gott und deine Nebenmenschen soweit, als sie die Ehre haben, dir zu dienen.

Es freut mich ausserordentlich, dass mein Grundsatz des Naturrechts auch der Ihrige ist. Dass wir auf verschiedenen Wegen zu demselben gelangt sind, zeugt von seiner Richtigkeit.

Und nun erlauben Sie mir noch eine Frage. Werden Sie in Ihrem nächsten Werke über die praktische Philosophie sich auf die Frage einlassen: Welche Grenzen der Willkür des Gesetzgebers (die Regeln der Klugheit abgerechnet) gesetzt sind? Dies ist ein Thema, worüber ich längst nachgedacht habe, welches ich aber, ehe ich es dem Publikum ausführlich vorlege, von Ihnen behandelt sehen möchte.

Auch darüber wünsche ich Ihre Belehrung: ob es für mich zuträglich sein möchte, das ausführliche Studium Ihres Systems, welches diesen Sommer erfolgen soll, mit Herrn Jakobs Schriften oder mit Ihrer Kritik usw. zu eröffnen? Hierbei muss ich jedoch bemerken, dass es mir nicht sowohl an Liebe zum strengen wissenschaftlichen Vortrage, und der dazu erforderlichen Geduld, als vielmehr an Zeit mangle, und ich also auch die Zeit, wo meine Kräfte schon durch andere Arbeiten erschöpft sind, zu Hilfe nehmen müsse.

H. G. klagt in seiner Antwort auf mein gedrucktes Schreiben sehr über Kraftlosigkeit, und es ist wenigstens sobald noch nicht zu erwarten, dass er sich auf eine Prüfung meiner Grundsätze einlassen werde. Was er in seinem Briefe so hinwirft, erkennt er selbst für flüchtige Betrachtungen, wodurch die Sache nicht abgetan werde. Gott gebe ihm Kräfte und erhalte die Ihrigen; mich aber beglücke er ferner mit der Freundschaft solcher Männer, zu denen man mit Wahrheit sagen kann: Ich bin mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz ergebener
Freund und Verehrer

Berlin d. 15. *Juni* 1789. *Klein.*

Von Salomon Maimon

Juli 1789.

Verehrungswürdiger Mann!

Wenn ich es gewagt habe, Ihnen einige Bogen zur Beurteilung zuzuschicken, die Untersuchungen über Gegenstände enthalten, die Sie in Ihren unsterblichen Werken abgehandelt haben, so geschah es keineswegs aus einer falschen Besorgnis, als würde ich Ihnen zuwiderhandeln, wenn ich diese Untersuchungen der Welt öffentlich vorlegte, ohne sie zuvor Ihrem Urteil unterworfen zu haben, selbst alsdenn nicht, wenn sie Punkte enthielten, in denen ich meine Denkungsart der Ihrigen nicht ganz anpassen konnte. Ich bin mir bewusst, dass nichts als Liebe zur Wahrheit mich zu Untersuchungen dieser Art anspornt, und weiss, dass

diese den grossen Mann zu keiner Zeit und unter keiner Gestalt beleidigen kann. Blosse Vorsicht und gerechte Schüchternheit war es, die mich Ihr Urteil über meine Gedanken vor ihrer öffentlichen Bekanntmachung hat erbitten lassen, und ich glaubte so meiner Schrift den grössern Teil ihres Zweckes sichern zu müssen, damit sie denn ihr ferneres Schicksal ruhig abwarte. Indessen hat Ihre äusserst gütige Zuschrift an mich sowohl, als die mir durch Hrn. D. Herz mitgeteilten Anmerkungen alles übertroffen, was ich mir je schmeicheln durfte. Dass ein *Kant* einige Augenblicke seiner der Welt so wichtigen Zeit auf die Versuche eines nach Wahrheit Forschenden, der sich bestrebt, die Ideen des grossen Mannes den Seinigen anzupassen, anwendet, dass er sie seines Beifalls nicht ganz unwürdig findet, und ihrem Verfasser sogar das Zeugnis gibt, in den Sinn des grossen Mannes eingedrungen, ihn verstanden zu haben, und dass er endlich sich noch der Mühe unterzieht, ihn durch Anmerkungen und Lehren zu unterweisen; alles dies, ich wiederhole es, hat auch meine gespannteste Hoffnung übertroffen. Ich fühle mich nun mit neuen Kräften gestärkt, der Wahrheit nachzuforschen, nachdem ich die Versicherung des grossen Mannes für mich habe, dass meine ersten Bestrebungen nicht ganz fruchtlos gewesen.

Inliegende wenige Zeilen sollen die Sünde, deren ich mich gegen die Welt schuldig gemacht habe, indem ich sie eines Teils Ihrer Zeit beraubt habe, keineswegs vergrössern. Sie enthalten einige Gedanken über die mir durch Hrn. D. Herz mitgeteilten Anmerkungen, und ich wage nichts für sie zu bitten, als dass Sie dieselben anzusehen würdigen, wenn einmal ein Augenblick sich findet, den Ihre unermüdete Tätigkeit mit keiner wichtigeren Beschäftigung ausfüllen will.

Ihr ergebner Diener und Schüler

Berlin, Juli 1789. *S. Maimon.*

Von Jacob Sigismund Beck

1. *Aug.* 1789.

Wohlgeborner, Hochzuehrender Herr Professor!

Ew. Wohlgeboren waren gütig, mir vor drei Monaten ein Empfehlungsschreiben an den P. Born in Leipzig zu geben. Ich habe mich da einige Wochen aufgehalten und endlich recht gute Aussichten verlassen müssen, weil ich nicht Mittel genug hatte, lange ohne Verdienst daselbst leben zu können, kein Weg aber, etwa zu einer Hofmeisterstelle oder zu Arbeiten bei Buchhändlern, nach welchen sich da viele Hände reissen, sich mir eröffnen wollte. Jetzt bin ich in Berlin, wo ich ein Unterkommen eher zu erhalten hoffe. Dem Bibliothekar Biester bin ich durch Herrn P. Krause bekannt. Er erlaubt mir den Gebrauch der Königl. Bibliothek, aus welcher ich jetzt Newtons Schriften bei mir habe. Wenn Ew. Wohlgeboren so gut sein wollten, an Gedicke oder sonstwen, der Einfluss hat, mir Empfehlungsschreiben zu schicken, so wäre mir es in vielem Betracht sehr angenehm. Ich ersuche ergebenst Sie deswegen.

Mit demjenigen Zutrauen, das eine Folge des Verhältnisses des Schülers gegen den Lehrer ist, schreibe ich Ew. Wohlgeboren mein Urteil über die Dozenten der Leipziger Universität. Reissender kann wohl nicht der Strom der Zuhörer zu den philosophischen Hörsälen sein, als er hier ist, aber elender als hier kann die Art, Philosophie zu lehren, geschweige sie zu entwickeln und zum Philosophieren anzuführen, nirgends existieren. Platner ist ein jämmerlicher Mann. Sein Ich, welches, wenn von Philosophie die Rede ist, wohl wenig Bedeutung hat, vernimmt der Zuhörer öfter als Inhalt und wirklich öfter als das, was dieses Ich eigentlich geleistet hat. Ohngeachtet er mich kannte und im Auditorium zu bemerken schien, unterliess er doch nicht, seine Zuhörer misstrauisch gegen Kantische Philosophie, deren Geist er vollkommen gefasst zu haben vorgab, zu machen. Den P. Caesar glaube ich wegen seines gutmütigen Charakters schätzen zu müssen. Er bemüht sich wirklich, Ihr System zu studieren.

Nur weiss ich nicht, was man aus der besondern Art Zweifel, die er gegen dasselbe hat, machen soll, z. B. dass er Licht und Einheit finde in der Deduktion der Kategorien der Quantität und Qualität, aber Dunkelheit, ja Widersprüche in Absicht der der Relation und Modalität. Es tut mir sehr leid, dass Born schlechten Vortrag hat. Auch kommt mir sein Benehmen zu hitzig vor und als eine Folge der Ärgernis, dass er keine Zuhörer hat. Hindenburg schätzt Sie sehr. Er sagte mir, dass er mit der Philosophie wieder versöhnt sei, seitdem er Ihre Schriften studiere. So gut auch der Vortrag dieses vortrefflichen Mannes in der Mathematik und Physik ist, so hat er gleichwohl wenig Zuhörer. Die Vernachlässigung dieses Studiums, glaube ich, legt den Grund der tändelnden Art zu studieren, die in Leipzig scheint im Gebrauch zu sein. Als Preusse habe ich daselbst sehr gute Aussichten. Da ich für Wissenschaften brenne, so wünsche ich wohl meine Laufbahn da machen zu können. Ich muss mir aber erst das verdienen, was zum Anfang derselben nötig ist. Empfehlungen von Ew. Wohlgebornen könnten vielleicht darin mir behilflich sein. Ich bin mit innigster Hochachtung

Ew. Wohlgebornen

ergebenster Diener

Berlin, *d.* 1. *Aug.* 1789. *Beck.*

Von Johann Heinrich Kant

Altrahden, *d.* 21. *Aug.* 1789.

Mein liebster Bruder!

Es wird wohl nicht unrecht sein, dass wir nach einer Reihe von Jahren, die ganz ohne allen Briefwechsel unter uns verlebt worden, einander wieder nähern. Wir sind beide alt, wie bald geht einer von uns in die Ewigkeit hinüber; billig also, dass wir beide einmal das Andenken der hinter uns liegenden Jahre wieder erneuern; mit dem Vorbehalt, in der Zukunft, dann und wann (möge es auch selten geschehen, wenn nur nicht Jahre oder gar mehr als lustra darüber ver-

fliessen) uns zu melden, wie wir leben, quomodo valemus.

Seit acht Jahren, da ich das Schuljoch abwarf, lebe ich noch immer als Volkslehrer einer Bauerngemeinde auf meinem *Altrahdenschen* Pastorate, und ich nähre mich und meine ehrliche Familie frugalement und genügsam von meinem Acker:

Rusticus abnormis sapiens crassaque Minerva.

Mit meiner guten und würdigen Gattin führe ich eine glückliche liebreiche Ehe und freue mich, dass meine vier wohlgebildeten, gutartigen, folgsamen Kinder mir die beinahe untrügliche Erwartung gewähren, dass sie einst brave, rechtschaffene Menschen sein werden. Es wird mir nicht sauer, bei meinen wirklich schweren Amtsgeschäften doch ganz allein ihr Lehrer zu sein, und dieses Erziehungsgeschäft unsrer lieben Kinder ersetzt mir und meiner Gattin hier in der Einsamkeit den Mangel des gesellschaftlichen Umganges. Dieses ist nun die Skizze meines immer einförmigen Lebens.

Wohlan liebster Bruder! So lakonisch als Du nur immer willst (ne in publica Commoda pecces, als Gelehrter und Schriftsteller), lass es mir doch wissen, wie Dein Gesundheitszustand bishero gewesen, wie er gegenwärtig ist, was Du als Gelehrter zur Aufklärung der Welt und Nachwelt noch in Petto habest. *Und dann*, wie es meinen noch lebenden lieben Schwestern und Den Ihrigen, wie es dem einzigen Sohne meines seligen verehrungswürdigen väterlichen Onkels *Richter* gehe. Gerne bezahle ich Postgeld für Deinen Brief und sollte er auch nur eine Oktavseite einnehmen. Doch Watson ist in *Königsberg*, der Dich gewiss besucht haben wird. Er wird ohnfehlbar bald wieder nach Kurland zurückkommen. Der könnte mir ja einen Brief von Dir, den ich so sehnlich wünsche, mitbringen. Unser bisheriger Professor der Geschichte, Jaeger, den Du aus einem Briefwechsel, seinen in Königsberg studierenden Stiefsohn Pacz betreffend, schon kennst, ist gewiss schon Königsberg passiert, er geht ins Württembergische, sein Vaterland, zurück. Wenn Du ihn persönlich kennen gelernt, so hat er Dir ohne Zweifel

gesagt, dass er mein warmer Freund war. *Der junge* Mensch, der Dir diesen Brief einhändigt, namens Labowsky, ist der Sohn eines würdigen, rechtschaffenen polnischen reformierten Predigers des Radziwillschen Städtchens Birsen; er geht nach Frankfurt an der Oder, daselbst als Stipendiat zu studieren. Ohe! jam satis est! Gott erhalte Dich noch lange und gewähre mir bald von Deiner Hand die angenehme Nachricht, dass Du gesund und zufrieden lebest. Mit dem redlichsten Herz und nicht perfunctorie zeichne ich mich Deinen Dich aufrichtig liebenden

Bruder

Johann Heinrich Kant.

Meine liebe Gattin umarmt Dich schwesterlich und dankt nochmals herzlich für die *Hausmutter*, die Du ihr vor einigen Jahren überschicktest. Hier kommen nun meine lieben Kinder und wollen sich durchaus in diesem Briefe à la file hinstellen.

[*Von der ältesten Tochter Hand:*]

Ja, verehrungswürdiger Herr Onkel, ja, geliebte Tanten, wir wollen durchaus, dass Sie unser Dasein wissen, uns lieben und nicht vergessen sollen. Wir werden Sie von Herzen lieben und verehren, wir alle, die wir uns eigenhändig unterzeichnen.

Amalia Charlotta Kant.
Minna Kant.
Friedrich Wilhelm Kant.
Henriette Kant.

An Friedrich Heinrich Jacobi

30. *Aug.* 1789.

Wohlgeborner
Hochzuverehrender Herr!

Das mir vom Herrn Grafen von Windisch-Grätz zugedachte Geschenk mit seinen philosophischen Schriften ist mir durch Ew. Wohlgeb. gütige Vermittlung und des Hrn. Geh. Kommerzienrat Fischers Bestellung

richtig zu Händen gekommen, wie ich denn auch die erste Ausgabe der Histoire Metaphysique usw. durch den Buchhändler Sixt zu seiner Zeit richtig erhalten habe.

Ich bitte diesem Herren gelegentlich meinen ergebensten Dank, zugleich aber auch die grösste Hochachtung für sein Talent als Philosoph in Verbindung mit der edelsten Denkungsart eines Weltbürgers zu versichern. — In der letztgenannten Schrift ist es mir erfreulich, den Hrn. Grafen von selbst und zu gleicher Zeit, was ich auf eine schulgerechte Art zu bewirken suchte, mit der Klarheit und Annehmlichkeit des Vortrages, die den Mann von der grossen Welt auszeichnet, bearbeiten zu sehen; nämlich die edlere Triebfeder in der menschlichen Natur, die so lange mit den physischen vermischt oder gar verwechselt, die Wirkung gar nicht gehabt haben, die man von ihnen mit Recht erwarten kann, in ihrer Reinigkeit herzustellen und in Spiel zu setzen; eine Unternehmung, die ich mit der grössten Sehnsucht vollendet zu sehen wünsche, da sie offenbar mit den beiden anderen Schriften (der von geheimen Gesellschaften und der von der freiwilligen Abänderung der Konstitution in Monarchien) in einem System zusammenhängt und die letztere, zum Teil als wundersam eingetroffene Wahrsagung, zum Teil als weiser Rat für Despoten in der jetzigen Krisis von Europa von grosser Wirkung sein muss. — Noch hat kein Staatsmann so hoch hinauf die Prinzipien zur Kunst, Menschen zu regieren, gesucht oder auch nur zu suchen verstanden. Aber darum haben auch alle ihre Vorschläge nicht einmal Überzeugung, viel weniger Wirkung hervorgebracht.

Für Ew. Wohlgeb. schönes mir zugeschicktes Werk über die Lehre des Spinoza, neueste Ausgabe, sage ich gleichfalls den ergebensten Dank. Sie haben sich dadurch das Verdienst erworben, zuerst die Schwierigkeiten in ihrer grössten Klarheit darzustellen, welche den teleologischen Weg zur Theologie umgeben und vermutlich Spinozen zu seinem System vermocht haben. Mit raschen Schritten auf Unternehmungen zu einem grossen, aber weit entfernten Ziel ausgehen, ist

der gründlichen Einsicht zu aller Zeit nachteilig gewesen. Der die Klippen zeigt, hat sie darum doch nicht hingestellt und ob er gleich gar die Unmöglichkeit behauptet, zwischen denselben *mit vollen Segeln* (des Dogmatismus) durchzukommen, so hat er darum doch nicht *alle* Möglichkeit einer glücklichen Durchfahrt abgeleugnet. Ich finde nicht, dass Sie hiezu den Kompass der Vernunft unnötig oder gar irre leitend zu sein, urteilen. Etwas, was über die Spekulation hinzukommt, aber doch nur in ihr, der Vernunft, selbst liegt und was wir zwar (mit dem Namen der Freiheit, einem übersinnlichen Vermögen der Kausalität in uns) zu benennen, aber nicht zu begreifen wissen, ist das notwendige Ergänzungsstück derselben. Ob nun Vernunft, um zu diesem Begriffe des Theismus zu gelangen, nur durch etwas, was allein Geschichte lehrt, oder nur durch eine, uns unerfassliche übernatürliche innere Einwirkung habe *erweckt* werden können, ist eine Frage, welche bloss eine Nebensache, nämlich das Entstehen und Aufkommen dieser Idee betrifft. Denn man kann ebensowohl einräumen, dass, wenn das Evangelium die allgemeinen sittlichen Gesetze in ihrer ganzen Reinigkeit nicht vorher gelehrt hätte, die Vernunft bis jetzt sie nicht in solcher Vollkommenheit würde eingesehen haben, obgleich, *da sie einmal da sind*, man einen jeden von ihrer Richtigkeit und Gültigkeit (anjetzt) durch die blosse Vernunft überzeugen kann. — Den Synkretismus des Spinozismus mit dem Deismus in *Herders* Gott haben Sie aufs gründlichste widerlegt. Überhaupt liegt aller Synkretisterei gemeiniglich Mangel an Aufrichtigkeit zum Grunde. Eine Gemütseigenschaft, die diesem grossen Künstler von Blendwerken (die, wie durch eine Zauberlaterne Wunderdinge einen Augenblick lang vorstellig machen, bald darauf aber auf immer verschwinden, indessen, dass sie doch bei Unwissenden eine Bewunderung hinterlassen, dass etwas Ausserordentliches dahinterstecken müsse, welches sie nur nicht haschen können) besonders eigen ist.

Ich habe es jederzeit für Pflicht gehalten, Männern von Talent, Wissenschaft und Rechtschaffenheit mit

Achtung zu begegnen, soweit wir auch in Meinungen auseinander sein möchten. Aus diesem Gesichtspunkte werden Sie auch meinen Aufsatz in der Berl. M. S. über das Sichorientieren beurteilen, zu der mich die Aufforderung von verschiedenen Orten, mich vom Verdacht des Spinozismus zu reinigen, wider meine Neigung genötigt hat, und worinnen Sie, wie ich hoffe, auch keine Spur einer Abweichung von jenem Grundsatze antreffen werden. Andere Ausfälle auf Ihre und einige Ihrer würdigen Freunde Behauptungen habe ich jederzeit mit innerem Schmerz wahrgenommen und auch dawider Vorstellungen getan. Ich weiss aber nicht, wie an sich guten und verständigen Männern öfters der Kopf gestellt ist, dass sie ein Verdienst darin setzen, was, wenn es gegen sie geschähe, ihnen höchst unbillig dünken würde. — Doch das wahre Verdienst kann durch solche auf dasselbe geworfene Schatten an seinem selbst leuchtenden Glanze nichts verlieren und wird dennoch nicht verkannt werden.

Unser Hamann hat, vornehmlich in der Absicht, um seine mannigfaltigen erworbenen Kenntnisse durch den Versuch, sie anderen vorzutragen, in Ordnung und Zusammenhang zu bringen, eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen von Keyserling in Kurland angenommen, wo es ihm auch sehr wohl gefällt. Er ist eine gute ehrliche Seele, denkt sich dem Schulwesen zu widmen und, da er in kurzer Zeit Vater und Mutter verloren hat, seinen verwaisten Geschwistern in seinem Vaterlande dereinst Hilfe zu leisten.

Ich wünsche, dass Ew. Wohlgeb. mit fröhlichem Gemüt in guter Gesundheid Ihrer Lieblingsbeschäftigung, der edelsten unter allen, nämlich dem Nachdenken über die ersten Prinzipien dessen, worauf allgemeines Menschenwohl beruht, noch lange Jahre nachzuhängen vom Schicksal begünstigt werden mögen und bin übrigens mit der vorzüglichsten Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 30. Aug. 1789. *I. Kant.*

Von Johann Wilhelm Andreas Kosmann

Schweidnitz in Schlesien, d. 30. Aug. 1789.

Wohlgeborner, Hochgelehrter
Hochzuverehrender Herr Professor!

Wenn ich diesen Brief an Ew. Wohlgeb. entschuldigen soll, so muss ich Ihnen erst eine kurze Skizze meiner Lebensgeschichte entwerfen. Ich bin eines Predigers Sohn aus Hessen und habe zu Giessen und Göttingen Theologie studiert. Die Ränke eines preussischen Werbers entrissen mich, da ich noch nicht volle neunzehn Jahr alt war, meinem Vaterlande und den Wissenschaften. Ich musste über zwei Jahr beim hiesigen Regiment als Gemeiner dienen. Meine gute Aufführung rührte das Herz meines Chefs und des hiesigen Kirchenkollegiums während dieser Zeit, so dass ich meinen Abschied und eine Versorgung am hiesigen Lyzeum als ordentlicher Lehrer der vierten Klasse erhielt. Ich hatte auf Universitäten zwar viele rhapsodistische Kenntnisse eingesammelt gehabt, teils aber hatte ich als Soldat das Meditieren verlernt, teils auch nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, an eine systematische Ausbildung derselben zu denken, kurz, in meinem Kopfe herrschte ein wahres chaotisches Dunkel. In meiner Klasse und zwischen den Männern, neben denen ich in den untern Klassen lehrte, hätte ich nun zwar immer meine Rolle spielen und der Welt vielleicht auch nützen können. Aber mein Geist strebte nach mehrerer Aufhellung der Begriffe. Ich hatte in Göttingen einmal Physik bei Hrn. Professor Beckmann gehört und erinnerte mich der Experimente noch mit Vergnügen. Ich wählte also Naturlehre und Logik zu meinen ersten Wissenschaften, die ich systematisch durchdenken und dann durch eigenes Nachdenken mir recht eigen machen wollte. Welches mir um so leichter schien, da ich die Physik für Spielwerk in Rücksicht ihrer Leichtigkeit und doch für höchst wichtig in Rücksicht ihrer Anwendung und die Logik für das schon ziemlich gefasste Wolfsche System hielt. Letztere brauchte ich bloss zu lesen, um mich in das Wolfsche System wieder hineinzudenken. Erstere aber

hatte mich getäuscht und gab eben dadurch meinem Verstand die glücklichste Richtung. $C : j = t : T$ war mir unerklärbar. Ich legte vor fünf Jahren unwillig das Buch weg und legte mich mit allem Eifer, ohne alle Anweisung auf Mathematik. Ohngeachtet ich publice und privatim täglich elf Stunden arbeiten musste und meine Berufsgeschäfte stets redlich erfüllte, so habe ich mich doch durch die ganze höhere und niedere Geometrie durchgearbeitet und die Analysis des Endlichen und Unendlichen genau durchdacht. Schulzens Einleitung in Ew. Wohlgeb. Vernunftkritik und Jacobs Logik und Kritik der Metaphysik haben mir nun auch den Schlüssel zu der Kritik selbst gegeben. Eben dieses sukzessive Fortschreiten in den Wissenschaften erregte nun seit einem Jahre den Wunsch in mir, eine andere Versorgung zu bekommen, wo ich mich den Wissenschaften ganz und mit Musse widmen könnte. Ich schrieb desfalls an das geistliche Departement nach Berlin und erhielt den Bescheid, dass ich in Frankfurt an der Oder pro Doctoris gradu disputieren, die Disputation dem geistlichen Departement einsenden und das Weitere erwarten solle. Dies will ich zu Gallus tun und den Satz: „der Raum ist kein empirischer Begriff, der von äussern Erfahrungen abgezogen worden", verteidigen. Ich teile Ew. Wohlgeb. dahero einen Einwurf gegen diesen Satz mit, erbitte mir die Lösung desselben, die ich zwar selbst schon gewagt habe, die ich aber doch noch nicht für apodiktisch halte. Es würde mir sehr lieb sein, wenn ich baldige Antwort von Ihnen erhielte, weil ich meine Dispute eher nicht will drucken lassen, bis ich Ihren Brief erhalten und Ihre etwaigen Winke benutzt habe. Besonders bis ich weiss, ob ich Sie denn auch eigentlich verstanden habe. Ein Geständnis, das einem neunundzwanzigjährigen Manne in meiner individuellen Lage in den Augen des grossen Königsbergschen Philosophen keine Schande machen wird.

Ihren Satz beweisen sie also: „Damit gewisse Empfindungen auf etwas ausser mir bezogen werden (d. h. auf etwas in einem andern Orte des Raumes, als darin ich mich befinde) ingleichen damit ich sie als

ausser- und nebeneinander, mithin nicht bloss verschieden, sondern auch als in verschiedenen Orten vorstellen könne, dazu muss die Vorstellung des Raums schon zum Grunde liegen.“ Herrn Feders Einwurf, den er S. 23 in seiner Schrift über Raum und Kausalität macht, trifft Sie nicht, er hätte es dartun müssen, dass ein Subjekt *A* gewisse Beziehungen einer Sache *x*, die ich *B* nennen will, sich vorstellen könne, ohne dass es an die Form *C* gebunden wäre, welche diese Beziehungen *B* ihm selbst erst möglich macht. Es müsste also möglich sein, dass ein Subjekt *A* eine Sache *C* durch die Erfahrung sich vorstellen lernen könne, welche alle Erfahrungen doch selbst erst möglich machen soll. Wie kann also der Begriff des Raums aus dem dunkeln Chaos der ersten sinnlichen Eindrücke hervorgegangen sein? — doch ich will Ew. Wohlgeb. mit meinen seichten Widerlegungen nicht ferner inkommodieren, sondern bloss die Einwürfe, die ich mir selbst gemacht habe, Hrn. Professor Feder in den Mund legen und Ihre Lösung derselben erwarten, um sie mit den meinigen zusammenzuhalten. Aber könnte Herr Feder sagen: die Schwere macht den Fall der Körper, denen ich ihr fulcrum entziehe, doch auch erst möglich und ist doch nicht die subjektive Bedingung, unter der wir uns allein den fallenden Körper vorstellen können: denn tausend haben einen Begriff von dem, was fallen heisst, ohne sich die Schwere vorzustellen. So sehr ich einsehe, dass dieser Fall gar nicht identisch mit dem vorigen Satz ist, so traute ich mir doch zu, bei mehrerem spekulativen Nachdenken hierher passend zu machen. Auf eine ähnliche vorausgesetzte Sache muss Herr Feder wenigstens seinen Satz, „die Vorstellung des Raums als allmähliches Produkt der miteinander vereinigten Empfindungen des Gesichts und des Gefühls zu halten“, gebaut haben. Es ist wahr, das Beispiel der Blindgebornen lehrt, dass ihn das Gesicht nicht erzeuge, aber ob auch nicht das Gefühl? — das ist doch einer Untersuchung wert. 1. ist es doch ausgemacht, dass die Vorstellung vom Raume durch und an dem Gefühl (tactus) entwickelt werde und wenn auch 2. der Gedanke der Seele, ein

Finger sei ausser dem andern, schon den Begriff vom Raume vorausgesetzt, so entwickelt sich ja auch das Gefühl viel eher beim Menschen, als die Seele denken kann. Sobald der männliche Same nämlich das weibliche Ei befruchtet hat, so entsteht in der Höhle der Gebärmutter ein feines Aderngewächse und am siebzehnten Tage nach der Empfängnis entsteht die menschliche Gestalt, mit diesem Gewächse steht durch den Nabelring der junge Fötus in einer steten Verbindung. Seit der Empfängnis aber und bis zur Geburt werden stete Eindrücke auf das junge Körperchen gemacht, die in der Bewegung bestehen, ja vom vierten Monate an bewegt sich das Körperchen selbst. Folglich geht doch vor dem Zustand klarer Vorstellungen der Seele, oder vor der Geburt ein Zustand der Seele vorher, da sie sich diese eigenen Bewegungen ihres Körperchens oder den Druck des Mutterkuchens auf ihr Körperchen vorstellen musste? Dieses konnten aber keine anderen als empirische Vorstellungen sein und mussten folglich den Begriff des Raumes in ihr erzeugen? folglich wäre der Begriff vom Raum unser erster Begriff, aus unserer Grundempfindung entstanden. Da wir uns das absolute Nichts nun gar nicht denken können, eben weil es nicht in unsere Sinne fällt und weil wir uns unter dem Nichts bloss das $+ a - a$ denken, das Hinwegnehmen einer vorher dagewesenen Empfindung oder Realität, so können wir uns zwar alle Empfindungen, die wir durch die Erfahrung sammelten, hinwegdenken, aber unsere erste Empfindung, die den Begriff des Raumes erzeugte, können wir uns unmöglich hinwegdenken, weil sich unsere Seele sonst in den Zustand der Embrionenseele wieder müsste versetzen können oder weil sie sich sonst etwas denken müsste, das nie in ihre Sinne gefallen wäre und von dem sie keinen Begriff hätte. Da nun der Begriff vom Raum das Resultat der Grundempfindung aller Menschen wäre und bei allen Menschen auf dieselbe Art entstanden wäre, so müssten auch alle Axiome vom Raum apodiktische Gewissheit haben. Diese Gewissheit müsste wenigstens subjektiv für die Menschen sein, weil das Gegenteil dieser Axiome

allen unsern Begriffen, unseres ganzen Gedankensystems widersprechen würden. Ich werde die baldige Antwort Ew. Wohlgeb. als eine wahre Wohltat erkennen und so nenne ich mich mit der Versicherung, dass ich vorzüglich ehre, liebe und hochschätze

Ew. Wohlgeb.

ganz gehorsamster Diener

J. W. A. Kosmann.

Meine Adresse ist: an den Schullehrer *Kosmann* am Lyzeum vor Schweidnitz auf dem Kirchhof wohnhaft.

An Johann Wilhelm Andreas Kosmann

(Briefentwurf.)

Sept. 1789.

Antwort an Kosmann. Wir können von unseren Vorstellungen eine psychologische Deduktion versuchen, da wir sie als Wirkungen betrachten, die ihre Ursache im Gemüte in Verbindung mit andern Dingen haben, betrachten oder auch eine transzendentale, da, wenn wir Gründe haben, anzunehmen, sie seien nicht empirischen Ursprungs, wir bloss die Gründe der Möglichkeit aufsuchen, wie sie a priori doch objektive Realität haben. In Ansehung des Raums ist es nicht nötig zu fragen, wie unsere Vorstellungskraft zuerst zu dessen Gebrauch in der Erfahrung gekommen sei, es ist genug, dass, da wir ihn einmal entwickelt haben, wir die Notwendigkeit, ihn zu denken, ihn mit diesen und keinen andern Bestimmungen zu denken, aus den Regeln seines Gebrauchs und der Notwendigkeit, die Gründe derselben unabhängig von der Erfahrung anzugeben, beweisen können, ob sie zwar so beschaffen seien, dass sie sich nicht aus einem Begriff entwickeln lassen, sondern synthetisch sind.

Ich kann den Fall der Körper wahrnehmen, ohne an die Ursache desselben auch nur zu denken, aber ich kann, dass Dinge aus- und nebeneinander sind, nicht einmal wahrnehmen, ohne die Vorstellung des Raumes als sinnliche Form, darin das Aussereinander-

sein allein gedacht werden kann, zum Grunde zu legen und gewisse gegebene Vorstellungen darnach gegeneinander im Verhältnis zu betrachten. Der Begriff vom Raume darf und kann nicht vorausgesetzt werden, denn Begriffe werden nicht angeboren, sondern nur erworben. Äussere Vorstellungen, wozu auch die des Körpers des Embryo gehört, werden als solche nur erzeugt, indem die Empfindungen das Vorstellungsvermögen nach dieser Form affizieren.

An Johann Friedrich Hartknoch

5. *Sept.* 1789.

Ich habe mir hier angebotene ansehnliche Bedingungen ausgeschlagen, indem ich ungern von alten Verbindungen abgehe. Sobald ich mit meiner unter Händen habenden Arbeit zu Ende bin, werde Ew. weitere Nachricht erteilen.

An Carl Leonhard Reinhold

21. *Sept.* 1789.

Der Ihnen, hochgeschätzter Freund, Gegenwärtiges zu überreichen die Ehre hat, Herr Kleefeld aus Danzig, der schon Ihre Universität frequentiert hat, und jetzt dahin wieder zurückkehrt, um sein juristisches Studium daselbst zu vollenden, ist zum Teil durchs Letztere abgehalten worden, meinen Vorlesungen mit der Ausdauer beizuwohnen, die erforderlich gewesen wäre, um davon beträchtlichen Nutzen zu ziehen. Hr. v. Meck, der Ihnen schon aufgewartet haben wird, hat darin schon mehr getan. — Der gegenwärtigen Gelegenheit bediene ich mich nur zu der Absicht, um Ihnen anzuzeigen, dass ich Ihnen in kurzem einen Aufsatz über den ersten Band des Eberhardschen Magazins zuschicken werde, den ich binnen dieser Michaelsferien fertig mache, und um Sie zu ersuchen, vor Empfang desselben in dieser Sache noch zu ruhen. Das erste Stück des zweiten Bandes, auf welchen ich wegen Hrn. Klügels fortgesetzter Abhandlung neu-

gierig bin, ist mir noch durch keine gel. Zeitung bekannt geworden. Wenn es heraus ist und es Sie nicht inkommodiert, so bitte den Buchhändler de la Garde in Berlin nur mit ein paar Zeilen zu erinnern, mir solches mit der Post zuzuschicken.

Ich beharre mit vollkommener Hochachtung

Ihr ergebenster

Königsberg, d. 21. *Sept.* 1789. *I. Kant.*

An F. Th. de la Garde

2. *Okt.* 1789.

Ew. Hoched. habe auf die Nachricht des Hrn. Prof. Hufeland, dass Sie nach meinem Manuskript Verlangen trügen, hiemit melden wollen, dass Sie die Absendung desselben vor Ablauf dieses Monats sicher erwarten können. Es ist schon seit etlichen Wochen fertig; die letzteren Bogen aber sind noch nicht durchgesehen und abgeschrieben. Hieran haben mich dazwischenlaufende Beschäftigungen, die sich nicht abweisen lassen, gehindert. Sie werden selbst leicht erachten, dass in meiner Lage, da der Ansprüche an mich so viel und manche dringend genug geschehen, zudem in meinem Alter der Aufschub einiger versprochenen Leistungen unvermeidlich sei. Das beste ist, dass das Werk fertig ist und nur das Mechanische zur Vollendung bedarf.

Zugleich bitte ich mir mit der nächsten Post die *zwei ersten* nur eben herausgekommenen *Stücke* des *zweiten Bandes* des Eberhardschen Magazins durch Ihren Hrn. Bruder zuzuschicken und bin jederzeit mit aller Hochachtung

Ew. Hoched.

ergebenster Diener

Königsberg, d. 2. *Okt.* 1789. *I. Kant.*

Von Johann Benjamin Jachmann

Edinburgh, d. 9. Okt. 1789.

Wohlgeborner Herr Professor

Ewig teurer, unvergesslicher Lehrer und Freund!

Durch die gütige Zuschrift, womit Ew. Wohlgeboren, ungeachtet Ihrer so mannigfaltigen und wichtigen Beschäftigungen, mich dennoch beehret haben, finde ich mich ganz ungemein geschmeichelt, und betrachte sie als einen neuen Beweis Ihrer Güte und Gewogenheit, deren Sie mich seit so langer Zeit gewürdigt haben, und sage Ihnen hiefür meinen wärmsten und aufrichtigsten Dank. Durch die edelmütige Bereitwilligkeit meiner Königsbergschen Freunde in Beförderung meiner Absicht, mich noch für einige Zeit hier aufzuhalten, und überhaupt den mir vorgelegten Plan meiner Studien vollkommen in Ausführung setzen zu können, bin ich aufs innigste und dankvollste gerührt worden, und fühle mich völlig unfähig, meine Dankbarkeit dafür, und für den Anteil, den Sie daran haben, auszudrücken.

Der Vorteil, den ich durch längern Aufenthalt allhier gewinne, ist meinem Bedünken nach in so verschiedener Hinsicht äusserst wichtig, und ich würde es stets sehr bedauert haben, wenn mir die Gelegenheit, diesen Ort ferner zu benutzen, versagt worden wäre. Ich bin aber auch überzeugt, dass vielleicht unter hundert von denen, die sich hier befinden, nicht zehn sind, die wissen, welchen Nutzen man aus dem Aufenthalt an diesem Ort schöpfen kann, und daher die verschiedenen und sich widersprechenden Nachrichten über Edinburgh als medizinische Schule. — Ich glaube jetzt nur durch das eifrigste Bestreben, diesen Ort nach allen Kräften zu benutzen, die grossmütige Unterstützung meiner Freunde vergelten zu können, und durch künftige Anwendung meiner allhier gesammelten Kenntnisse hoffe ich, mich bald in der Lage zu befinden, diese empfangenen Wohltaten werktätig erwidern zu können.

Für die in Ihrem Briefe mir mitgeteilten Winke über verschiedene Punkte der spekulativen Philoso-

phie, und über den Plan, den ich eigentlich zu befolgen hätte, wenn ich ja etwas darüber sollte drucken lassen, bin ich Ihnen sehr verbunden.

Notwendige und wichtige Geschäfte haben's für einige Zeit mir unmöglich gemacht, meinem Vornehmen gemäss, dem Studio Ihrer Schriften und der englischen Metaphysiker einen Teil meiner Zeit zu widmen. Demohngeachtet habe ich doch öfters Gelegenheit gehabt, mit meinen hiesigen gelehrten Freunden über Ihre Kritik usw. mich zu unterreden. — Die deutsche Literatur und mithin auch der Ruf Ihrer Schriften fängt an, sich ziemlich allgemein in England auszubreiten. Es gibt verschiedene Gelehrte, die die deutsche Sprache verstehen und die literarischen Produkte in derselben schätzen. In Oxford allein sind vier Professoren, die Liebhaber der deutschen Schriften sind und im dasigen Buchladen findet man eine grosse Sammlung davon. Alle Ihre Schriften, bis auf die kleinsten Abhandlungen, sind darin anzutreffen. Mit Vergnügen finde ich öfters Ihren Namen und Nachrichten von Ihnen in den englischen Journalen und periodischen Schriften angezeigt. — In Schottland gibt's weniger Gelehrte, die mit den Deutschen bekannt sind. — Britannien scheint jetzt völlig vorbereitet und selbst in Erwartung zu sein, umständlich von Ihrem System unterrichtet zu werden, und es wäre jetzt die gelegenste Zeit, einen Auszug davon in englischer Sprache zu liefern. — Ich würde mich ausserordentlich freuen, wenn ich der erste sein könnte, der Ihre Lehren den Engländern mitzuteilen imstande wäre. Ich würde auch ohnfehlbar den Versuch damit gemacht haben, wenn meine medizinischen Arbeiten, denen ich doch jetzt vorzüglich obliegen muss, mich nicht so sehr beschäftigten. — Überdem traue ich's mir nicht zu, diesem Unternehmen völlig gewachsen zu sein, denn obgleich ich glaube, die Grundsätze Ihres Systems völlig zu verstehen, so dächte ich doch, dass ich mit spekulativen Schriftstellern überhaupt und vorzüglich mit den englischen mehr bekannt sein müsste, um die Punkte, die am leichtesten bestritten werden können, desto deutlicher und umständlicher darstellen zu kön-

nen. In den Unterredungen mit meinen hiesigen Freunden habe ich's vorzüglich schwer gefunden, sie von dem Unterschiede der Begriffe a priori und den angebornen Begriffen zu überzeugen, welche sie für ein und dasselbe halten, imgleichen, dass es wirklich Begriffe a priori gebe, und dass sie selbst dazu notwendig seien, um damit Erfahrung für uns Erkenntnis werden könne. Man ist gewöhnlich sehr geneigt, alle metaphysischen Begriffe a priori für Erfahrungsbegriffe und alle mathematischen Sätze für identisch anzusehen, deren Notwendigkeit nur auf die Evidenz unserer Sinne beruht, und welche Metaphysiker selbst strittig machen können. — Da ihnen der notwendige Unterschied zwischen Phänomenon und Noumenon, und dass folglich der Mensch in beider Hinsicht betrachtet werden müsse, völlig unbekannt ist, so scheint's ihnen auch unmöglich, begreifen zu können, dass der Mensch als Phänomenon dem Naturmechanismus unterworfen, und doch als Noumenon frei sein und den sinnlichen Eindrücken selbst entgegenhandeln könne. Vielmehr scheint's ihnen unwiderlegbar durch Hume dargetan zu sein, dass der Mensch durch die stärksten Beweggründe und augenblicklichen Eindrücke jedesmal zu Handlungen angetrieben werde. — Diese Schwierigkeiten und Einwürfe, die sich nicht so leicht durch unterbrochene Unterredungen auseinandersetzen lassen, glaube ich doch durch eine Abhandlung, wo man von einem Folgesatz zum andern allmählich übergehen kann, leicht heben zu können. — Sollte ich also auch zu diesem Zweck bei baldiger Musse etwas aufsetzen, so würde ich's doch nicht wagen, durch den Druck bekanntzumachen, bevor ich es Ihrer Beurteilung vorgelegt hätte. Denn ich bin zu sehr überzeugt, wieviel bei der Ausbreitung Ihres Systems in Britannien auf die erste Publikation ankömmt, und diesem Endzwecke wünschte ich keineswegs durch meine Schuld oder Unvermögen entgegenzuarbeiten. — Bisher hab' ich unter den sich hier befindenden oder durchreisenden Deutschen keinen angetroffen, mit dem ich mich über Ihre Schriften hätte unterhalten können. Seit etwa drei Wochen aber befindet sich

Herr Doktor Girtanner hier, der in Deutschland durch verschiedene Abhandlungen, besonders aber durch sein ganz vortrefflich Buch über die venerische Krankheit rühmlichst bekannt ist. Er ist ein Mann von gar seltenen Talenten und ausserordentlicher Gelehrsamkeit. Dieser Dr. Girtanner, mit dem ich in einem Hause lebe und dessen vertrauter Freund zu sein ich das Glück habe, ist ein grosser Kenner und Verehrer Ihrer Schriften. Er hat sich für einige Zeit in Jena bei Rat Reinhold aufgehalten, bloss in der Absicht, um sich mit ihm über Ihre Schriften zu unterreden und darin unterrichten zu lassen. — Durch ihn habe ich Reinholds Buch: „bisherige Schicksale der Kantschen Philosophie" zu lesen bekommen, welches mir sehr grosse Freude verursacht hat. — Dr. Girtanner, wiewohl Ihnen persönlich unbekannt, in jeder Rücksicht aber Ihrer Bekanntschaft wert, lässt sich Ihnen ergebenst empfehlen und versichert Sie seiner grössten Hochachtung. — Ohne Zweifel wird Sie mein Bruder schon von meinem Entschluss, allhier in gradum Doctoris zu promovieren, unterrichtet haben. Sie erinnern sich, dass ich vor einiger Zeit bei meinen Königsbergschen Freunden deshalb anfrug, die mir aber den Rat erteilten, wegen etwaiger Schwierigkeiten lieber in Halle zu graduieren. Diesem zufolge war ich auch entschlossen, solches zu tun. Nachherige und wiederholte reife Betrachtungen aber über den Vorteil, der mir unausbleiblich für meine künftige Praxis usw. daraus erwächst, wenn ich hier promoviert habe, besonders aber der grosse Nutzen, den ich daraus schöpfe, wenn ich als promotus sowohl in England als in Deutschland reise, wodurch ich zugleich das Recht erhalte, zu allen gelehrten Gesellschaften und Hospitälern zugelassen zu werden, und welches ich mit Schwierigkeit, oder auch gar nicht erlangen kann, wenn ich als Student reise, haben mich meinen Entschluss ändern und allhier den gradum nehmen gemacht. — Überdem, sollten die Schwierigkeiten, die man mir in Berlin deswegen machen könnte, nur in einem schärfern Examen bestehen, so fürchte ich sie gar nicht. Und meines Wissens existiert kein Edikt,

welches einem Preussen durchaus verböte, auswärts zu promovieren. — Die Erlaubnis, nach Edinburgh zu gehen, habe ich, wie Sie wissen, vom Ostpreuss. Etatsministerium erhalten. Und sollte ja ein ausdrückliches Verbot, auf ausländische Universitäten zu graduieren, vorhanden sein, so glaube ich doch bei meiner Anwesenheit in Berlin es dahin auszumitteln, dass ich demselben entgehe. — Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar meiner Inaugural-Dissertation zu übersenden, welcher ich mich erdreistet habe, Ihren Namen vorzusetzen; ich darf's nicht sagen, dass dieses ein öffentliches, wiewohl geringfügiges und unvollkommnes Merkmal meiner aufrichtigsten Hochachtung für Sie und meiner Dankbarkeit für die unbeschreiblichen Verdienste, die Sie um mich haben, und für Ihre mir stets erwiesene Gewogenheit sein soll. — Ich wünschte nur, dass diese kleine Schrift Ihres Namens würdiger wäre; jedoch hoffe ich, dass Sie dieselbe, so wie sie ist, für das, was sie eigentlich sein soll, ansehen werden. Ich habe es gleichfalls nicht unterlassen können, bei der erstmöglichen Gelegenheit meine Erkenntlichkeit gegen meinen Freund und Wohltäter Weiss öffentlich an den Tag zu legen. Sie wissen, unter welche grosse Verbindlichkeiten ich mich gegen ihn befinde, und daher bin ich so frei gewesen, seinen Namen dem Ihrigen beizufügen. — Vermutlich wird's Ihnen auffallend sein, dass ich die Natur der Kristallisation und nicht lieber ein Teil der medizinischen Praxis zum Inhalt meiner Dissertation gewählt habe. Verschiedene Betrachtungen und Umstände aber haben mich hiezu bestimmt. — Ich habe verschiedene sowohl physiologische als praktische Abhandlungen in Manuskript und beinahe zum Druck fertig, davon ich sehr leicht die eine oder andere zu diesem Zwecke hätte können abdrucken lassen; allein teils sind sie für eine Disputation zu lang und würden daher die Druckkosten sehr vermehrt haben, teils enthalten sie ganz neue und den hiesigen Professoren und vielleicht allen Ärzten widerstreitende Meinungen, aus welchem Grunde ich es für gut geachtet, sie nicht bei dieser Gelegenheit bekanntzumachen. Über-

dem werden akademische Streitschriften gewöhnlich so wenig geachtet und gelesen, dass es beinahe schade ist, etwas Wichtiges und Neues darin abzuhandeln. — Sobald ich aber nach Deutschland komme, gedenke ich Verschiedenes durch den Druck bekanntzumachen. Die gegenwärtige Materie meiner Dissertation wählte ich deshalb, weil meines Wissens weder in Edinburgh noch auf irgendeiner andern Universität darüber eine Disputation geschrieben worden, und ich eben einige Schriften darüber gelesen und Unterredungen gehabt hatte, wozu noch kömmt, dass Chemie jetzt die Modewissenschaft ist. Ich hatte nicht volle vierzehn Tage zur Ausarbeitung derselben, bin aber doch so glücklich gewesen, den Beifall der ganzen Fakultät und besonders Dr. Blacks zu erhalten, und sie wird unter die Akta der Königl. medizinischen Gesellschaft wieder abgedruckt werden. — Jetzt bin ich mit Ausarbeitung eines Kursus physiologischer Vorlesungen beschäftigt, die sehr viel Wichtiges und Neues enthalten sollen; wie auch mit einer ausführlichen Abhandlung über die Natur und Heilmethode aller Lähmungen und Apoplexien, welche letztere ich bald zum Druck fertig haben werde. — Es ist zum Erstaunen, wieviel Irrtümer und Vorurteile usw. in der Heilkunst stattfinden, und wieviel sich darin tun und aufklären lässt. Ich hoffe, es wird sich bald von Edinburgh aus ein neues Licht über die ganze Medizin verbreiten. — Da ich durch die Güte meiner Gönner in den Zustand versetzt worden, meinem Wunsche gemäss noch den nächsten Winter hier verweilen zu können, so werde ich mich bis zu Ende Februars in Edinburgh aufhalten und dann durch England und Holland nach Göttingen gehen. Ich gedenke im Monat Mai in Göttingen zu sein, um den Unterricht der dasigen grossen Gelehrten, besonders aber die Bibliothek zu benutzen. — Göttingen will ich im September verlassen und wünsche dann, bevor ich nach Berlin komme, noch einige der deutschen Universitäten, z. B. Halle, Jena, Leipzig zu besuchen. — Herr Graf Reden, der vor einigen Jahren in Königsberg gewesen und Sie persönlich kennt, hält sich seit

einiger Zeit hier auf und bittet mich, ihn Ihrem Andenken zu empfehlen. Ich habe mit ihm ganz genaue Bekanntschaft, so dass wir uns einander oft besuchen. Er kommt sehr oft auf meine Stube. Er ist jetzt Geheimer Oberfinanzrat und Bergdirektor in preussischen Diensten, und er hat mich schon in seinen Briefen an einige Minister in Berlin empfohlen. — Ich bitte recht sehr, mich Herrn Geh. Rat Hippel und Herrn Prof. Kraus bestens zu empfehlen und Herrn Motherby in meinem Namen für seine grossmütige Unterstützung meinen besten Dank zu sagen. — Ich wünsche Ihnen stete und fortdauernde Gesundheit, damit ich so glücklich sein möge, bei meiner Zurückkunft ferner Ihre Wohlgewogenheit zu geniessen. Ich verbleibe mit der unbeschränktesten Hochachtung

Ew. Wohlgeb. ergebenster Diener

Jachmann.

An F. Th. de la Garde

15. *Okt.* 1789.

Den in meinem letzten Schreiben Ew. Hochedelgeb. gemeldeten Termin wegen Abschickung meines Manuskripts kann ich auch jetzt nicht einhalten, obgleich es meinerseits schon fertig ist und nur das Abschreiben und Kollationieren der letzten Bogen bedarf. Ich muss ihn also noch bis zu Ende Novembris aussetzen, als zu welcher Zeit ich mit der grössten Wahrscheinlichkeit hoffen kann, dass das Werk in Ihren Händen sein soll. Sie können sich nimmermehr die Hindernisse vorstellen, die mir immer in den Weg kommen und die ich doch nicht vorbeigehen darf, ohne meinem Plane zuwider zu handeln. Nach der Grösse der Handschrift zu urteilen, wird Zeit genug übrig sein, um den Druck für die Ostermesse fertig zu schaffen.

Zugleich bitte ich Überbringern dieses Hrn. Kandidat Kiesewetter zum Korrektor bei diesem Drucke zu brauchen, weil er als Sachkundiger am besten versteht, sinnverfehlende Errata zu bemerken und zu bessern.

Die mir zum Durchlesen zugeschickten zwei französischen Piecen werde an Ihren Hrn. Bruder abgeben. — Ich habe in meinem Letzteren gebeten, mir die zwei ersten Stücke des *Eberhardschen philosophischen Magazins* (die ich behalten und bezahlen will) zu überschicken. Sollte es noch nicht geschehen sein, so bitte ich sie mir auf das baldigste aus und bin mit aller Hochachtung

Ihr

ergebenster Diener

Königsberg, d. 15. *Okt.* 1789. *I. Kant.*

Von Friedrich Heinrich Jacobi

Pempelfort, d. 16. *Nov.* 1789.

Verehrungswürdiger Kant!

Seit dem Tage, da die Freude, einen Brief von Ihnen zu erhalten, mich so schön überraschte, und, wie unser Hamann bei einer ähnlichen Gelegenheit sich ausdrückte, „mich eine kleine wollüstige Betäubung empfinden liess, die einem Schwindel ähnlich war" — bin ich ein Tagewähler, wenigstens ein Tage*zähler* geworden. Er sollte kommen, kam nicht und — wird nicht kommen, jener Tag, an dem ich fähig wäre, Ihnen die Freude auszudrücken, die ich fühlte, Ihnen den Dank zu bringen, den ich so gern Ihnen bringen möchte.

Als meinen Lehrer, als einen Mann, den ich schon in meinem Jünglingsalter mit lautem Herzklopfen bewunderte und vor dem ich nun, als einem mächtigen Eroberer und weisen Gesetzgeber im Reiche der Wissenschaften, mich mit Ehrfurcht neigte, nannte ich Sie öffentlich zu einer Zeit und unter Umständen, wo keine Schatten von Verdacht der Schmeichelei oder des Eigennutzes bei diesen Äusserungen — auf mich fallen konnte. Sie selbst, verehrungswürdigster Kant, erwähnen Ihrer zuvor in der Berliner Monats-Schrift erschienenen Abhandlung über das Orientieren, und Sie erwähnen derselben in einer Weise, welche nicht allein meinen Mund zu aller Klage verschliesst,

sondern auch die leiseste, welche sich in meinem Herzen noch geregt haben möchte, rein und auf immer daraus vertilgt. Keiner von Ihren Bewunderern kann auf die Gesinnungen von Ehrfurcht und Liebe, womit er Ihnen huldigt, ein Siegel, welches fester als das meine wäre, drücken.

Das schöne Lob, welches Sie dem Grafen von Windisch-Grätz erteilten, habe ich demselben gleich kund gemacht, weil ich wusste, wie sehr er sich darüber freuen würde. Meine Bekanntschaft mit diesem trefflichen Manne ist noch sehr jung. Vorigen Winter schickte er mir seine Objections aux sociétés secrettes und seinen Diskurs und mass mir einen grossen Anteil an dem letztern bei, wegen des Aufsatzes: *Etwas was Lessing gesagt hat*, welchen ihm zu Wien Graf Carl von Sickingen, ein gemeinschaftlicher Freund, mitgeteilt hatte. Der Diskurs ist ursprünglich nur für den Kaiser geschrieben und ihm auch in der Handschrift zugestellt worden. Da der Fortgang der Brabanter Unruhen bewies, dass er in den Händen des Kaisers unnütz war, so schrieb der Verfasser seinem gekrönten Freunde, er fände nunmehr für gut, diese Abhandlung gemein zu machen. Er ist gegenwärtig auf seinen Gütern in Böhmen. Der gewöhnliche Ort seines Aufenthalts war seit verschiedenen Jahren Brüssel, wo er mit einer Prinzessin von Aremberg sich zum zweiten Male vermählt hatte. Einige Tage nach der Ankunft Ihres Briefes besuchte er mich auf seiner Reise nach Böhmen. Den ersten Besuch hatte ich im Mai von ihm erhalten, und er blieb damals, bis ich nach Pyrmont verreiste. Windisch-Grätz fühlt ganz den Wert des guten Zeugnisses, welches ein Mann wie Kant ihm erteilte, und er wusste nicht, wie er es mir nahe genug ans Herz legen sollte, dass ich Sie doch ja recht nachdrücklich seiner grössten Hochachtung und vollkommensten Ergebenheit versichern möchte. Der zweite Teil seiner Histoire métaphysique de l'âme war damals schon abgedruckt. Ich habe seitdem Exemplare davon erhalten und werde das für Sie Bestimmte nächstens nach Königsberg zu befördern Gelegenheit haben; die Schriften dieses edeln

Denkers können zur Verbesserung der Gallischen Philosophie von grossem Nutzen sein, denn da er immer von dieser Philosophie ausgeht, da sie wirklich die Unterlage der seinigen ist und er nur, bald in diesem, bald in jenem ihrer Teile das Unzulängliche und Unrichtige darzutun bemüht ist, so können die Anhänger dieser Philosophie nicht allein ihm folgen, sondern auch ohne Unwillen, und ehe sie es selbst recht gewahr werden, noch weiter gehen, als sie geführt wurden. Leider sind die Pariser Philosophen ihrem deutschen Halbbruder schon ein wenig gram, weil es ihnen deucht, er begünstige hie und da Vorurteile und halte den schnelleren Fortgang der guten Sache auf. Sonderbar, dass die Menschen den Fanatismus immer nur in einem bestimmten Gegenstande seiner Anwendung, nie in ihm selbst erkennen wollen.

Unter den Bemerkungen, womit Sie, verehrungswürdigster Kant, die gütige Erwähnung der neuen Ausgabe meines Buches über die Lehre des Spinoza begleiteten, hat folgendes meine Aufmerksamkeit besonders an sich gezogen und mich lange beschäftigt. Sie sagen: „Ob nun Vernunft, um zu diesem Begriffe des Theismus zu gelangen, nur durch etwas, was bloss Geschichte lehrt, oder nur durch eine uns unerforschliche übernatürliche innere Einwirkung habe *erweckt* werden können, ist eine Frage, welche bloss eine Nebensache, nämlich das Entstehen und Aufkommen dieser Idee betrifft . . . Genug, dass man jetzt, da sie (diese Idee) einmal da ist, jeden von ihrer Richtigkeit und Gültigkeit durch die blosse Vernunft überzeugen kann."

Was mich so sehr bei dieser Stelle beschäftigte, war die Frage: Wie sie sich auf meine Theorie beziehen oder wie sie auf dieselbe sich nicht beziehen könne.

Da ich meinen Theismus überall nur aus dem allgegenwärtigen Facto menschlicher Intelligenz, aus dem *Dasein* von Vernunft und Freiheit hergeleitet habe, so konnte ich die Möglichkeit einer Beziehung auf meine Theorie nicht einsehen. Von der ersten Ausgabe meines Buches weiss ich, dass sie dunkle Stellen enthielt; ich glaube aber seitdem alle Zweideutig-

keit gehoben und jetzt in der neuesten Ausgabe meine Überzeugung klar genug dargelegt zu haben. Ich behaupte nämlich eine dem Menschen ebenso evidente als unbegreifliche Verknüpfung des Sinnlichen mit einem Übersinnlichen, des Natürlichen mit einem Übernatürlichen, welche, sobald sie als gewiss vorhanden wahrgenommen und erkannt ist, dem anscheinenden Widerspruche der Vernunft mit sich selbst eine befriedigende Auflösung verschafft. Wie sich das Bedingte auf ein erstes Unbedingtes, wie sich jede Empfindung auf eine reine Vernunft, auf *Etwas, das sein Leben in sich selbst hat*, zuletzt bezieht: so bezieht aller Mechanismus sich zuletzt auf ein nicht mechanisches Prinzip der Äusserung und Verkettung seiner Kräfte; alles Zusammengesetzte auf ein Nichtzusammengesetztes der Unzertrennlichkeit; alles nach Gesetzen physischer Notwendigkeit Erfolgendes auf etwas nichterfolgtes, ursprünglich handelndes Freies; Universalia auf Partikularia; Individualität auf Person. Und es entspringen diese Erkenntnisse nach meiner Meinung aus der unmittelbaren Anschauung, welche das vernünftige Wesen von sich selbst, von seinem Zusammenhange mit dem Urwesen und einer abhängigen Welt hat. Bei der Frage, ob diese Erkenntnisse wirkliche oder nur eingebildete Erkenntnisse sind, ob ihnen Wahrheit oder Unwissenheit und Täuschung entspreche, wird die Verschiedenheit zwischen Ihrer Theorie und meiner Überzeugung auffallend. Nach Ihrer Lehre nimmt die Natur, überhaupt *das Vorgestellte*, die Form unseres einmal innerlich und unerforschlich so und nicht anders bestimmten Vorstellungsvermögens (dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen) an, wodurch denn nicht allein aller Widerstreit der Vernunft mit sich selbst gehoben, sondern auch ein durchaus zusammenhängendes System reiner Philosophie möglich wird. Ich im Gegenteile bin geneigter, die Form der menschlichen Vernunft in der allgemeinen Form der Dinge zu suchen und glaube einigermassen zu sehen, auch zum Teil schon gezeigt zu haben, wie die verschiedenen Instanzen, welche der entgegengesetzten Behauptung alles

Hypothetische benehmen sollen, vielleicht zu heben wären. Unser Wissen möchte wohl so ganz Stückwerk sein, dass auch nicht einmal das *Wissen* unseres Nichtwissens davon ausgenommen werden könnte. Unterdessen bin ich wirklich daran, mein Credo noch einmal auf das ernstlichste und zwar an der neuen Theorie des Vorstellungsvermögens des Herrn Professor Reinhold zu prüfen. Sehr tief kann ich wohl nicht im Irrtum stecken, da meine Resultate mit den Ihrigen fast durchaus zusammentreffen. Und so wäre es sehr möglich, dass mein Irrtum, wenn ich auch mich selbst nur immer mehr darin verhärtete, dennoch andern den Übergang zur Wahrheit leichter machte.

Verzeihen Sie, lieber Verehrungswürdiger, die Weitläufigkeit meiner Herzenserleichterung. Ich wollte nicht gern, dass Sie mich für einen Supernaturalisten nach den Beschreibungen des Herrn Professor Reinhold hielten. Ich schloss die Grösse der Gefahr aus einer andern Stelle Ihres Briefes, wo Sie, bei Gelegenheit einer möglichen Durchfahrt zwischen den Klippen des Atheismus sagen: „Ich finde nicht, dass Sie hierzu den Kompass der Vernunft unnötig oder gar irreleitend zu sein achten". Also könnte doch einiger Zweifel hierüber wohl verzeihlich sein.

Mich verlangt sehr nach dem vierten Teile von Herders Ideen und den Seitenhieben, die ich wahrscheinlich darin bekommen werde. Aber der Mann hat unrecht, wenn er nicht mit mir zufrieden ist. Ich hätte, wie Aaron, sein güldenes Kalb zu Pulver verbrennen und es ihm zu trinken geben können. Wirklich ist Herders Gespräch, als *philosophische Kritik* betrachtet, unter aller Kritik und enthält beinah kein wahres Wort. Übrigens ist es voll Schönheiten — den Dialog und die Form des Ganzen ausgenommen.

Leben Sie wohl, edler Mann, und lassen Sie mich durch Ihren würdigen Freund Kraus von Zeit erfahren, dass Sie meiner im Guten eingedenk bleiben.

Mit einem Herzen voll Ehrfurcht, Dank und Liebe

Ihr verbundenster

Friedrich Heinrich Jacobi.

Von Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

19. *Nov.* 1789.

Wohlgeborner Herr

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich würde gewiss schon eher meine Pflicht erfüllt oder vielmehr den Wunsch meines Herzens befolgt und an Sie, teuerster Mann, geschrieben haben, wenn ich nicht dadurch abgehalten worden wäre, dass der Kanzler von Hoffmann Ihnen zugleich antworten wollte. Jetzt ergreife ich diese Gelegenheit, um Ihnen nochmals für die vielen und grossen Beweise Ihrer Güte, die Sie mir erwiesen, für den Fleiss, den Sie auf meinen Unterricht verwandten, für die väterliche Sorgfalt, mit der Sie sich meiner annahmen, meinen wärmsten und innigsten Dank zu sagen. Ich werde es nie vergessen, was ich Ihnen verdanke, ich werde in Ihnen stets meinen zweiten Vater verehren. Ich bitte Sie herzlich, versagen Sie mir auch in Zukunft Ihre Freundschaft nicht und erlauben Sie mir, dass ich zuweilen das Vergnügen haben darf, mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten und mich so an die mündlichen Unterhaltungen mit Ihnen zu erinnern, die mich damals so glücklich machten.

Den Minister von Wöllner habe ich auf eine Viertelstunde gesprochen. Er gedachte Ihrer mit grosser Achtung und versicherte mich, dass es ihn gefreut habe, durch die Bewilligung der Zulage Ihnen einen kleinen Dienst erweisen zu können. Seinem Rate gemäss musste ich sogleich an den König schreiben, ihm meine Ankunft in Berlin melden, nochmals danken und ihm notifizieren, dass ich diesen Winter Vorlesungen halten wollte. Übrigens gab er mir grosse Versicherungen seiner Gnade, auf die ich, wie er sagte, fest bauen könnte, auf die ich aber wenig oder nichts bauen werde. — Er ist beinahe ganz unzugänglich, und meine Freunde priesen mich glücklich, dass er sich von mir hatte sprechen lassen, ob ich gleich einigemal vergeblich zu ihm hatte gehen müssen.

Der Kanzler von Hoffmann kam vor ungefähr acht Tagen nach Berlin und ich habe ihm sogleich meine Aufwartung gemacht. Ich fand in ihm noch eben den vortrefflichen, rechtschaffenen, menschenfreundlichen Mann, den ich sonst in ihm gekannt hatte und auch seine Freundschaft für mich ist noch eben dieselbe. Beinahe eine Stunde musste ich ihm von Ihnen erzählen und ich versichere Sie, dass seine Hochachtung für Sie ganz unbegrenzt ist. Er ist es auch eigentlich, der im O. S. C. den Vorschlag tat, dass man Ihr Gehalt vermehren möchte. Er hatte in seiner Schreibtafel die Namen einiger Männer aufgeschrieben, von denen ich ihm genauere Nachricht geben sollte, dies waren der Geheimrat Hippel, der Konsistorialrat Hasse, der Prorektor Nicolai und ein D. Juris Hoffmann, den ich aber nicht kenne. Er sagte mir, dass man vielleicht dem Geheimrat Hippel die Aufsicht über die Schulen in Königsberg anvertrauen würde, allein, da dies nicht gewiss ist und es bis jetzt auch niemand weiss, so bitte ich Ew. Wohlgeboren recht sehr, keinen Gebrauch von dieser Nachricht zu machen. Es ist leicht möglich, dass man von Berlin aus bald jemand nach Königsberg schickt, der die Schulen revidieren muss.

Der Kammergerichtsrat Klein lässt sich Ihrer Freundschaft recht sehr empfehlen. Ich habe in ihm einen ganz vortrefflichen Mann kennen gelernt und ich bin Ihnen für diese Bekanntschaft recht grossen Dank schuldig. Er ist klein, lebhaft, voller Kenntnisse und sehr gefällig im Umgange. Er lebt bequem, ohne doch reich zu sein. Seine älteste Tochter wird den Sohn des Hrn. Nicolai heiraten. Er war so gütig, mich zum Abendessen zu bitten und noch gestern war ich mit ihm in Gesellschaft, wo er mich bat, ihn bei Ihnen zu entschuldigen, dass er Ihnen bis jetzt noch nicht geantwortet habe, er würde aber sobald als möglich seine Pflicht erfüllen.

Auch der Minister von Zedlitz, dem ich meine Aufwartung gemacht habe, hat mir aufgetragen, Ihnen und dem Hrn. Professor Krause seiner Hochachtung und Freundschaft zu versichern. Er nahm mich sehr gütig auf, erteilte mir die Erlaubnis, ihn, wenn ich

wollte, zu besuchen und versprach, mich nächstens zur Tafel zu bitten. Er scheint sich ganz zurückgezogen zu haben und für sich zu leben.

Hr. de la Garde hat mir die Korrektur Ihrer Kritik der Urteilskraft versprochen und ich werde gewiss die grösste Aufmerksamkeit darauf wenden. Ihre Erinnerungen gegen Eberhard werden Sie wohl nicht bei ihm verlegen lassen?—Auch wünschte ich wohl, dass Ew. Wohlgeboren mir gütigst schrieben, wieviel ich wohl für den Bogen Korrektur fordern kann.

Was meine jetzige Lage betrifft, so ist sie wenigstens leidlich. Ich wohne in dem Hause meines Vaters, von dem ich auch meinen notdürftigen Unterhalt erhalte. Man hat mir fest versprochen, dass ich die erste Feldpredigerstelle, die in Berlin erledigt wird, erhalten soll, und dann würde ich ganz zufrieden sein. Ich habe Vorlesungen über die Logik und über Ihre Kritik der praktischen Vernunft angekündigt und es haben sich auch wirklich einige Zuhörer, vorzüglich Geschäftsmänner gefunden, so dass ich den 1. Dezember anzufangen gedenke. Ich habe um die Erlaubnis, Bücher aus der Königlichen Bibliothek gebrauchen zu dürfen, angehalten, und ich denke, dass man mir meine Bitte nicht abschlagen wird. Künftige Ostern will ich mich als Kandidat des Predigtamts tentieren lassen und dies zwingt mich, auf die Repetition meiner theologischen Studien auch Zeit zu verwenden. Mit dem Professor Michelsen habe ich es schon verabredet, dass ich mit dem künftigen Jahre Privatunterricht bei ihm in der Mathematik nehme und ich will den Kursum der Mathematik mit ihm durchmachen.

Ich kann meinen Brief nicht schliessen, ohne Ew. Wohlgeboren den Aufschluss über eine Geschichte zu geben, die Sie gewiss interessiert, über den untergeschobenen Taufschein des Predigers Jänisch. Ich habe die Erzählung aus seinem Munde und relata refero. Er hatte zu eben der Zeit, als man im Konsistorium seinen Taufschein verlangte, eine Reise zu tun, und war daher in Verlegenheit, an wen er denselben adressieren lassen sollte, als sich ein gewisser de la

Veaux, den er auf einer Reise kennen gelernt hatte, erbot, den Taufschein an sich zu nehmen, wenn er unter der Zeit, da Jänisch verreist wäre, ankommen sollte. Jänisch nahm das Anerbieten an und schrieb dem Prediger in Heiligenbeil, er möchte den Taufschein nur an Hrn. de la Veaux schicken. Dies geschah wirklich. Unglücklicherweise aber nahm die Wäscherin dieses de la Veaux den Brief, der an Jänisch eingelegt war, unversehens mit und dieser, da er den Brief allenthalben vergeblich suchte und wusste, dass seinem Freunde daran gelegen sein musste, kam auf den Einfall, einen Taufschein unterzuschieben, sagte aber Jänisch nichts davon. Da er nicht wusste, was Jänisch Vater war, so machte er ihn zum Bürgermeister und richtete darnach auch den ganzen Taufschein ein, den er mit seinem Petschaft auch untersiegelte. Der Taufschein war in einem Kuvert an Jänisch eingesiegelt, und dieser übergab ihn so, ohne das Kuvert erbrochen zu haben, dem Konsistorium. Das übrige ist Ihnen bekannt. Jänisch rechtfertigte sich durch das Zeugnis des de la Veaux und durch den echten Taufschein, den die Wäscherin wiedergefunden hatte. — Ich muss gestehen, dass, wenn diese Geschichte gleich wahr sein kann, sie dennoch sehr unwahrscheinlich ist und das habe ich auch Hrn. Jänisch gesagt, als er mit der grössten Heftigkeit darüber sprach, dass man in Königsberg geurteilt habe, er habe sich wenigstens des grössten Leichtsinns schuldig gemacht. Er sagte mir unter anderm, Sie hätten dies Urteil über ihn gefällt, und er wundere sich sehr, dass Sie ihm auch nicht einmal die Möglichkeit, unschuldig zu sein, zugestanden hätten. Ich sagte ihm, dass ich selbst ganz Ihrer Meinung, wenn es anders wahr sei, dass Sie dies Urteil gefällt hätten, gewesen wäre, und dass auch kein Vernünftiger, der die genauern Umstände nicht wüsste, anders urteilen könnte. — Und unter uns gesagt, selbst wenn die Geschichte so ganz richtig ist, wie er sie erzählt, ist er doch vom Leichtsinn nicht freizusprechen. — Er schreibt ganz ausserordentlich viel, und er versicherte mich, dass er in weniger als sechs Wochen ein Werk von mehr als dreissig Bogen geschrieben

hätte. Der Meinung des Horaz nonum prematur in annum ist er ganz und gar nicht.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Prof. Krause und sagen Sie dem vortrefflichen Manne, den ich ganz ausserordentlich schätze, recht viel Verbindliches von mir. Sollten Sie Aufträge in Berlin haben und ich sie ausführen können, so bitte ich Sie recht sehr, sie mir ja zu übertragen. — Leben Sie wohl, verehrungswürdiger Mann, und schenken Sie ein kleines Andenken einem Manne, der Sie mit der innigsten Zärtlichkeit liebt und der stolz darauf ist, sich nennen zu dürfen

Ihren
innigsten Verehrer

Berlin, d. 19. Nov. 1789. *J. G. C. Kiesewetter.*

An Carl Leonhard Reinhold

1. *Dez.* 1789.

Ihre schätzbare Abhandlung vom Vorstellungsvermögen, wertester Freund, ist mir sicher zu Händen gekommen. Ich habe sie stückweise, sofern hinreichend, beurteilen können, dass ich die neuen Wege, um zur völligen Aufklärung dieser verwickelten Materie zu gelangen, nicht verkannt zu haben, aber nicht genug, um ein Urteil über das Ganze fällen zu können. Das letztere behalte mir für die innestehenden Weihnachtsferien vor. Sie scheinen mir, teurer Mann, meinen Aufschub für Gleichgültigkeit zu nehmen, und als ob Ihre von mir, ihrer Klarheit und Bündigkeit wegen, immer vorzüglich geschätzten und bewunderten Arbeiten bei mir nur eine Stelle im Bücherschranke finden dürften, ohne dass ich Zeit fände, sie durchzudenken und zu studieren. Wie ist es möglich, dieses von dem zu vermuten, der von der Helligkeit und Gründlichkeit Ihrer Einsichten diejenige Ergänzung und lichtverbreitende Darstellung hofft, die er selbst seinen Arbeiten nicht geben kann. Es ist schlimm mit dem Altwerden. Man wird nach und nach genötigt, mechanisch zu Werke zu gehen,

um seine Gemüts- und Leibeskräfte zu erhalten. Ich habe es seit einigen Jahren für mich notwendig gefunden, den Abend niemals einem zusammenhängenden Studium, es sei über ein Buch im Lesen desselben, oder zu eigener Ausarbeitung zu widmen, sondern nur durch einen Wechsel der Dinge, mit denen ich mich unterhalte, es sei im Lesen oder Denken, mich abgebrochen zu beschäftigen, um meine Nachtruhe nicht zu schwächen; wogegen ich früh aufstehe und den ganzen Vormittag beschäftigt bin, von dem mir doch ein Teil durch Vorlesungen weggenommen wird. Im sechsundsechzigsten Lebensjahre fallen überdem subtile Nachforschungen immer schwerer und man wünscht von ihnen ausruhen zu dürfen, wenn man sich nur so glücklich findet, dass andere sie aufnehmen und fortsetzen möchten. Das letztere glaube ich in Ihrer Person zu finden, wofür ich Ihnen, so wie das Publikum es unfehlbar auch sein wird, lebhaft verbunden bin. — Ich habe etwas über *Eberhard* unter der Feder. Dieses und die *Kritik* der *Urteilskraft* werden hoffentlich Ihnen um Ostern zu Händen kommen. — Mein Freund Kraus macht Ihnen seine verbindliche Empfehlung. Ich muss es von seiner für jetzt gegen alle spekulative Grübelei gestimmte Laune abwarten, dass sie sich von selbst abändere; da alsdann Ihre Arbeit hoffentlich die erste sein würde, die er in Überlegung zöge.

Übrigens beharre mit innigster Hochachtung und Liebe

ganz der Ihrige

Königsberg, d. 1. *Dez.* 1789. *I. Kant.*

Für Friedrich Heinrich Jacobi

14. *Dez.* 1789.

Auf des Herrn Geh. Rat Jacobi in Düsseldorf mittelbar an mich gelangte Aufforderung tue ich hiedurch folgende Erklärung zu seinem beliebigen Gebrauche: dass der von Hrn. *D. Jenisch*, Prediger in Berlin, in seiner Herausgabe von *Moses Mendelssohns Kleinen*

philosophischen Schriften S. 55 angeführte, angeblich witzige Einfall mir weder jemals in den Mund, noch in die Feder, noch auch nur in den Sinn gekommen ist oder hat kommen können, dass ich also, indem ich die Ehre der Deutung der verdeckten Bezeichnung seines Urhebers *auf mich* verbitte, es Herrn Jacobi überlasse, die Aufklärung darüber nach seinem Gutbefinden aufzusuchen und zu benützen.

Königsberg, d. 14. *Dez.* 1789. *I. Kant.*

Von Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

15. *Dez.* 1789.

Teuerster Herr Professor!

Ich muss mich in der Tat schämen, dass ich erst jetzt Ihren lieben Brief beantworte, der mir ausserordentlich viel Freude gemacht hat, weil er mir einen untrüglichen Beweis gab, dass Sie mich Ihrer Freundschaft nicht unwert halten, aber eine Menge Geschäfte haben mich vom Schreiben abgehalten.

Meine Lage ist so gut als ich sie nur immer wünschen kann; meine Vorlesungen über die Logik und über die Krit. d. p. V. werden ziemlich stark besucht, so dass ich in der erstern ungefähr zwanzig, in der letztern fünfundzwanzig Zuhörer habe, und obgleich nicht alle bezahlen, so denke ich doch, dass mir beide Kollegia zusammen 100 Taler einbringen werden. Logik lese ich über eigene Dictata, Kritik über des Herrn Prof. Buch, das diesen Gegenstand abhandelt. Soviel ich weiss, ist man mit meinem Vortrage zufrieden und dies muss mir um so angenehmer sein, da ich mehrere Geschäftsmänner zu Zuhörern habe. Ferner lese ich der Oberhofmeisterin der Prinzessin Auguste, der Baronesse von Bielefeld, täglich von 8 bis 9 Uhr Anthropologie, und eben diese Vorlesungen halte ich vier Stunden wöchentlich dem Sohn des Buchhändlers Nicolai, dem Schwiegersohn des Hrn. C. G. R. Klein. Auch gebe ich täglich eine Stunde Unter-

richt in der Mathematik und lese endlich mit C. G. R. Mayer noch den Xenophon. — Sie sehen hieraus, teuerster Herr Professor, dass ich über Mangel an Geschäfte nicht zu klagen habe und dass ich mir auch meinen Unterhalt verschaffe; aber ich fürchte nur, dass ich es bei meinem schwächlichen Körper nicht lange werde aushalten können, und ich habe daher auf Mittel gedacht, mir den Erwerb meines Unterhalts zu erleichtern. Durch die Baronesse von Bielefeld, die bei Hofe viel gilt, denke ich mit dem Hofe selbst in nähere Verbindung zu treten und vielleicht Lehrer der Prinzessin Auguste zu werden. Diese Stelle ist um so wichtiger, da mit ihr eine lebenslängliche Pension verknüpft ist. Ferner hat mir der Kanzler von Hoffmann, der O. C. R. v. Irrwing, die Baronesse von Bielefeld versprochen, bei der ersten Vakanz einer Feldpredigerstelle in Berlin ihr ganzes Ansehen für mich zu verwenden. Wie ich mit dem Minister von Wöllner stehe, fragen Sie. Ich habe ihn gesprochen und er hat mich seiner Gnade in den prunkvollsten Ausdrücken versichert, aber diese Versicherung geschah so geläufig, dass ich fürchten muss, dass er sie jedem, der ihm aufwartet, tut. Man warnte mich, mich in meinen Vorlesungen in acht zu nehmen, weil man mir auflauern lassen würde, ob ich etwas gegen die Religion vorbrächte und riet mir, beiläufig zu erinnern, die Kantische Philosophie sei dem Christentum nicht zuwider. Diesen Wink nutzte ich in der ersten Vorlesung über die Krit. d. p. V. und nannte unter den Titeln der ganzen Vorlesung auch die Übereinstimmung des formalen Gesetzes mit den Lehren des Christentums. Wirklich war ein junger Mensch gegenwärtig, der wörtlich meinen ganzen Vortrag nachschrieb, und durch seine emsige Ängstlichkeit die Aufmerksamkeit aller auf sich zog und der auch nicht wieder kam. — Der O. C. R. von Irrwing gilt viel bei Wöllner, und dieser versichert mich, er sei mein Freund. Durch den Kanzler von Hoffmann kann ich weniger bei ihm ausrichten, denn ob sie gleich äusserlich in einem guten Vernehmen zu stehen scheinen, so ist doch dies wirklich der Fall nicht, weil Hoffmann

Vertrauter des Prinzen Heinrich ist und Heinrich Wöllner hasst.

Sehr unangenehm war es mir, als ich in dem Briefe eines Ministers (Wöllners) an den König (den, wie man allgemein sagt, Zedlitz geschrieben hat), die Stelle las, die Sie und ihre Anhänger betrifft. Da ich mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen kann, dass Sie das Buch gelesen haben, so setze ich die Stelle nicht her. Sollten Ew. Wohlgeboren aber das Buch noch nicht gelesen haben und es in Königsberg auch nicht erhalten können, so dürfen Sie nur befehlen und ich werde es Ihnen mit erster Post schicken. — Wöllners Ansehen soll nicht mehr so ganz feststehen, doch werden wir bei einer Veränderung nicht viel gewinnen, wenn, wie es doch sehr wahrscheinlich ist, der Geheime Rat Lamprecht seine Stelle erhält. — Zedlitz setzt eine reiche Erbschaft, die er ganz unverhofft getan hat, in den Stand, ganz unabhängig zu leben; ich muss gestehen, dass es mir äusserst wehe tat, als ich erfuhr, dass er seine Demission verlangt hatte, denn ich bin überzeugt, dass er mir wohlwollte. Er will nach England reisen, hat aber das Unglück gehabt, in einem Anfall von Epilepsie sich eine gefährliche Wunde am Kopfe zu schlagen.

Der Geheime Rat Oelrichs hat mich dem Minister Herzberg vorgestellt, der mich sehr gnädig aufnahm, zur Tafel zog und sehr vieles zu Ihrem Lobe sagte.

Was die Sitzungen des Ober-Schulkollegiums betrifft, so ist bis jetzt wenig vorgenommen, man hat sich fast allein damit beschäftigt, zu bestimmen, bis auf welche Lehrer man das Gesetz ausdehnen könne, dass die Kinder der Schullehrer vom Soldatenstande befreit sein sollten. Ew. Wohlgeboren können leicht denken, dass ich alles, was ich bei dem Kanzler vermag, anwenden werde, um das durchzusetzen, was Sie in Ansehung der königsbergischen Schulen wünschen.

Der Professor Herz hat mir aufgetragen, Ihnen in seinem Namen ein verbindliches Kompliment zu machen. Ich bin gewöhnlich des Freitags bei ihm zu Tee und zum Abendessen und ich muss gestehen, dass ich

bei ihm viele Freuden geniesse. Er ist gewiss einer Ihrer wärmsten Verehrer. Maimon habe ich bei ihm kennen gelernt. Sein Äusseres verspricht nicht viel, um so mehr, da er wenig und schlecht spricht. Ich habe seine Transzendentalphilosophie zu lesen angefangen, bin aber noch nicht weit fortgerückt; doch bin ich schon gleich anfangs nicht seiner Meinung; auch mangelt ihm, wie es mir scheint, sehr oft Präzision.

Über Hrn. Reinholds Theorie des Erkenntnisvermögens ist das hiesige Publikum geteilt, ein Teil lobt das Buch ausserordentlich, ein anderer Teil findet mehreres daran zu tadeln. Ich kann immer noch nicht so viel Zeit gewinnen, das Buch zu Ende zu lesen, doch bin ich mit dem Verfasser nicht überall einerlei Meinung, und oft scheinen mir auch seine Beweise mangelhaft. Dies letztere ist z. B. der Fall bei dem Beweise, den er Seite 282 von dem Satze gegeben hat, *Mannigfaltigkeit ist das Kriterium des Stoffs der Vorstellung*. Er sagt nämlich, in der vom Subjekt zu unterscheidenden Vorstellung muss sich etwas unterscheiden lassen und dasjenige in ihr, was sich unterscheiden lässt, kann nur der Stoff sein und alles, was in der Vorstellung Stoff ist, muss sich unterscheiden lassen, d. h. mannigfaltig sein. Mir ist dieser Beweis äusserst unverständlich und lässt, wie ich glaube, mehrere Einwürfe zu; Hr. Reinhold, der über manche andere Dinge von weit geringerer Wichtigkeit sich so erschrecklich weitläufig ausgebreitet hat, ist hier kurz und dunkel. Mir scheint folgender Beweis, den ich Ew. Wohlgeboren zur Prüfung vorlege, leichter und verständlicher zu sein. Jeder Stoff, wenn er Vorstellung werden soll, muss durch mein Vorstellungsvermögen Form erhalten, diese Form ist nichts anderes, als Verknüpfung, Verknüpfung setzt Mannigfaltiges voraus, was verknüpft werden kann, folglich muss in jeder Vorstellung Mannigfaltiges enthalten sein. — Hr. Reinhold nimmt sich bei diesem Buch etwas sonderbar; unter anderm hat er an D. Biester geschrieben, er möchte sich doch das Buch kaufen, es lesen und es gegen die Rezension, die in der A. D. Bibl. davon er-

scheinen könnte, in Schutz nehmen. Ich würde dies kaum glauben, wenn es D. Biester mir nicht selbst erzählt hätte. Auch weiss ich, dass er unzufrieden darüber gewesen ist, dass Sie ihm über dies Buch noch nichts geschrieben haben.

Ich habe jetzt durch meine Vorlesungen von neuem Gelegenheit gehabt, über die Lehre vom Raum und Zeit nachzudenken und da ist es mir vorgekommen, als wenn man sich durch folgenden Gang im Beweise die Sache sehr erleichtern könnte. Ich unterscheide die Vorstellung vom Raum und Raum selbst, sie sind unterschieden wie Vorstellung und Vorgestelltes. Zuerst also die Frage, was ist die Vorstellung vom Raum?

Anschauung oder Begriff muss sie sein. Begriff kann sie nicht sein, weil aus ihr synthetische Sätze fliessen, sie ist also Anschauung. Nun frage ich ferner, ist sie a pr. oder a post.? A post. kann sie nicht sein, weil sie notwendig ist und die Sätze, die aus ihr hergeleitet werden, apodiktische Gewissheit bei sich führen. Sie ist also eine Anschauung a priori. Was ist nun aber der Raum? Ein Ding an sich oder eine objektive Beschaffenheit der Dinge an sich kann er nicht sein, denn sonst wäre die Vorstellung von ihm empirisch; die Vorstellung von ihm muss also in der subjektiven Beschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens ihren Grund haben; da sie Anschauung ist, muss sie in der Sinnlichkeit gegründet sein und da sie sich nur bei den Gegenständen des äussern Sinnes findet, durch den äussern Sinn gegeben sein. Unser Erkenntnisvermögen gibt uns a priori nur die Form, nicht Materie, folglich ist der Raum die Form des äussern Sinnes. — Wollen Sie, teuerster Mann, wohl die Güte haben, mir über diesen Gang Ihre Meinung zu sagen.

Das Manipulieren macht hier gewaltiges Aufsehen; aus beiliegendem Aufsatze werden Ew. Wohlgeboren sehen, wie weit die Sache schon gegangen ist. Die Bekanntschaft des Predigers Schleemüller verschafft mir Gelegenheit, selbst Versuche anzustellen und ich habe auch dies, wie sie finden werden, schon getan. Betrügerei steckt offenbar dahinter; nur von wem der Betrug ausgegangen ist, ist schwer zu entdecken. Pro-

fessor Selle scheint es mir nicht zu sein; vielleicht der Pensionär Lohmeier, oder vielleicht gar eine andere vornehme Person, die an unserm Hofe keine unbeträchtliche Rolle spielt und die ein Mitglied der strassburgischen magnetischen Gesellschaft ist; wenigstens hat er selbst Anleitung zum bequemen Magnetisieren erteilt. — Ich habe meine Versuche ohne Selles Vorwissen angestellt und daher darf ich nichts davon publik werden lassen, weil sonst Schleemüller kompromittiert werden könnte. — Wenn es Ihnen gefällig wäre, mir einige Versuche vorzuschlagen, die ich anstellen könnte, so würden Sie mich ausserordentlich verbinden. Vorzüglich wichtig ist mir die Frage: Gibt es Kriterien, woran man erkennen kann, ob jemand schläft oder sich nur so stellt? und wenn es dergleichen gibt, welches sind sie? aber ich glaube, dass es dergleichen unbezweifelte Kriterien nicht gibt.

Verzeihen Sie, innigst geliebter und verehrter Mann, wenn ich Ihnen durch mein Geschwätz ein halbes Stündchen geraubt habe; es ist mir eine unbeschreibliche Wonne, mich, wenngleich jetzt nur schriftlich, mit einem Manne unterhalten zu können, der mein ganzes Herz besitzt und den ich über alles liebe. Ich denke nie ohne die innigste Rührung an das Glück, das ich in Ihrem Umgange genoss und rufe unendlich oft die Vergangenheit in mein Gedächtnis zurück; und wenn ich Ihnen doch nur einmal so ganz sagen könnte, was ich für Sie empfinde und wie sehr ich es zu schätzen weiss, was ich Ihnen verdanke. — Ihrem verehrungswürdigen Freunde, Hrn. Professor Krause, mein wärmstes Kompliment; sagen Sie Ihm, dass ich stolz darauf sein werde, wenn er mir seine Achtung und Freundschaft schenkt. — Ihrer Liebe und Ihrem Wohlwollen empfehle ich mich auf das beste und bin unveränderlich

Ihr

aufrichtigster Verehrer

Berlin, d. 15. *Dez.* 1789. *J. G. C. Kiesewetter.*

N. S. Hierbei erfolgen die Druckfehler in der Kritik der praktischen Vernunft.

Den 17. November. Der Kanzler von Hoffmann, den ich soeben gesprochen habe, lässt sich Ihnen sehr empfehlen.

An Johann Erich Biester

29. *Dez.* 1789.

Ihr gütiges Andenken an mich und das angenehme Geschenk, welches Sie, teuerster Mann, mir mit dem letzten Quartal Ihrer Monatsschrift gemacht haben, erregt in mir den Vorwurf einer Undankbarkeit, in so langer Zeit diese Ihre Freundschaft gegen mich durch nichts erwidert zu haben. Ich habe verschiedene Stücke für Ihr periodisches Werk angefangen und bin immer durch dazwischenkommende, nicht auszuweichende Störungen unterbrochen und an der Vollendung derselben gehindert worden. Bedenken Sie indessen, wertester Freund! sechsundsechzig Jahre alt, immer durch Unpässlichkeit gestört, in Plänen, die ich nur noch zur Hälfte ausgeführt habe und durch allerlei schriftliche oder auch öffentliche Aufforderungen von meinem Wege abgelenkt, wie schwer wird es mir alles, was ich mir als meine Pflicht denke, zu erfüllen, ohne hie oder da eine zu verabsäumen? — Allein, ich habe jetzt eine Arbeit von etwa nur einem Monat zu vollenden; alsdann will ich einige Zeit ausruhen und diese mit einigen Ausarbeitungen, im Falle sie Ihrer Monatsschrift anständig sind, ausfüllen.

Aber was ich schon längst hätte tun sollen und immer wieder aus der Acht gelassen habe, das tue ich jetzt, nämlich Sie zu bitten, mit der Übersendung Ihrer M. S. quartalweise sich ferner nicht unnötigerweise in Kosten zu setzen. Denn, da ich die Stücke, so wie sie monatlich herauskommen, ohnedem von meinen Freunden kommuniziert bekomme, warum soll ich Sie damit belästigen? Die Unterbleibung dieser Zusendung wird nicht im mindesten in mir den Eifer schwächen, Ihnen hierin, sowohl als in jedem andern Falle, nach allem meinem Vermögen zu Diensten zu

sein. In Hoffnung auf Ihre gegenseitige Freundschaft und Gewogenheit beharre ich jederzeit

Ihr

ergebenster treuer Diener

Königsberg, d. 29. Dez. 1789. *I. Kant.*

N. S. Inliegenden Brief bitte bei Hrn. Hofrat D. Herz gütigst abgeben zu lassen.

An Theodor Gottlieb von Hippel

6. *Jan.* 1790.

Ew. Wohlgeb. sind so gütig gewesen, dem jüngeren Jachmann in seinem Gesuch um ein Stipendium Ihre geneigte Unterstützung zu versprechen. Er hat mir gestern eine Veränderung in seiner bisherigen Lage erzählt, die ihn jetzt dieser Beihülfe sehr bedürftig macht, da nämlich der Postdirektor seinen Sohn, für dessen Leitung und Unterricht er bisher gut bezahlt worden, zum Hrn. D. Schmaltz hinzugeben beschlossen hat, mithin ihm hiedurch das Einkommen für seine dringendsten Bedürfnisse entzogen wird und er besorgt in die für alle seine guten Aussichten nachteilige Notwendigkeit versetzt zu werden, irgendeine Landkondition anzunehmen und so die Vollendung seiner Ausbildung auf der Universität aufzugeben.

Erlauben Sie, dass er diesen Morgen Ihnen seine Aufwartung machen darf, um teils sein Anliegen selbst vorzutragen, teils auch zu erkunden, was er seinerseits zu tun habe, um sein Gesuch in gehöriger Form anzubringen; so bitte ergebenst, ihm durch Überbringer dieses einen Wink zu geben. Die ihm hierunter zu erzeigende Wohltat kann schwerlich einem Würdigeren bewiesen und so Ihre weise Absicht in Austeilung der Stipendien besser erreicht werden.

Ich bin mit der vorzüglichsten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster treuer Diener

d. 6. Jan. 1790. *I. Kant.*

An Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

21. *Jan.* 1790.

Ich habe, wertester Freund, an Herrn De la Garde mit der heutigen fahrenden Post die erste Versendung meines Manuskripts der Kritik der Urteilskraft mit vierzig Bogen gemacht, denen das übrige in vierzehn Tagen sicher folgen soll. Da jenes nun einige Tage später in Berlin eintreffen wird, als dieser mein Brief, so bitte sehr, so gütig zu sein und mit ihm wegen der Ausfertigung des Werks zur Ostermesse zu sprechen, weil er mir in seinem Briefe Bedenklichkeiten geäussert hat, dass sich schwerlich jetzt in Berlin einen Buchdrucker finden würde, dessen Pressen für diese Messe nicht schon so besetzt wären, dass er diese Arbeit zu übernehmen imstande wäre, wiewohl er doch zugleich die Übersendung wenigstens der Hälfte des Manuskripts verlangte und also diese Hoffnung doch nicht aufgegeben zu haben scheint. Sollte er gleichwohl sich nicht anheischig machen wollen, die Ausfertigung um diese Zeit zu leisten, so würde ich bitten, mir davon eilige Nachricht zu geben und vorläufig darüber mit dem Buchhändler Hrn. Himburg zu sprechen (die Bedingungen sind: der Abdruck auf Druckpapier mit derselben Schrift als meine andere Kritik, 2 Dukaten pro Bogen jede Auflage von tausend Exemplaren und zwanzig Exemplare frei), *woran ich aber sehr ungern gehe*, daher ich auch bitte, Hrn. De la Garde vorher freundlich zu befragen (ohne ihn das letztere wissen zu lassen), ob ich mich darauf verlassen könnte. Im Falle, dass er sich dazu anheischig macht, ist Ihre Antwort auf diesen meinen Brief nicht nötig. Wegen des Honorars für Ihre Bemühung der Korrektur habe ihm geschrieben, nicht karg zu sein.

Ihr letzterer Brief ist mir sehr angenehm gewesen, noch mehr die mündliche Nachricht, dass es mit Ihren Vorlesungen guten Fortgang habe. Ein Mehreres von Ihrer jetzigen Verfassung und Aussichten hoffe gelegentlich von Ihnen zu vernehmen, wobei ich mich mit dem Postporto nicht zu schonen bitte. — Hr. Pre-

diger Jenisch hat an mich wegen jener ungereimten Sache selbst geschrieben und eine der Ihrigen ähnliche Beschreibung davon gemacht, worauf ich ihm auch bereits geantwortet habe und hoffe, das Gerede hievon werde jetzt ein Ende haben und ihm nicht nachteilig werden.

Ich bin mit aller Hochachtung und Freundschaft —

Ihr

ergebenster

Königsberg, d. 21. *Jan.* 1790. *I. Kant.*

An F. Th. de la Garde

21. *Jan.* 1790.

Ew. Hochedelgeb. überschicke mit der heutigen fahrenden Post vierzig Bogen Manuskript [*am Rande:* In einem Paket sign. D. L. G.], welche nahe an die Hälfte des ganzen austragen; denn vierundachtzig Bogen, wozu noch siebzehn Bogen Einleitung (die aber von mir vielleicht noch abgekürzt werden sollen), alles ungefähr in ebenso weitläufiger Schrift als das Überschickte, kommen werden, machen das ganze Werk aus. — Den ganzen Rest werde nach vierzehn Tagen ebenfalls auf die Post geben, worauf Sie sich verlassen können.

Ich habe Ihnen nicht eher etwas zuschicken mögen, als bis die Abschrift des Werks vollendet und Ihnen die Bogenzahl gemeldet werden konnte: damit Sie mit dem Buchdrucker den Überschlag machen und auch versichert sein könnten, dass Sie nicht aufgehalten würden. Dass ich aber nicht eher und so früh, wie ich sicher hoffte, fertig geworden, daran sind Hindernisse schuld, denen man nicht ausweichen konnte.

Die erste und vornehmste Bedingung, unter der ich Ew. Hochedelgeb. dieses Manuskript zu Ihrem Verlage übergebe, ist, dass es zur rechten Zeit auf der nächsten Leipziger Ostermesse fertig geliefert werde. Sollten Sie dieses zu leisten sich nicht getrauen, so bitte es an Hrn. Kiesewetter zu melden, der hierüber von mir

einen Auftrag bekommt. Allein ich hoffe, dass es doch irgendeine Presse in Berlin oder dem benachbarten Sachsen geben wird, welche in vierzehn Tagen fünf Bogen drucken wird, dadurch denn der Druck ganz zeitig vollendet sein kann. Da ich aber nicht zweifle, dass Sie einen solchen Buchdrucker in Berlin antreffen werden, so wiederhole meine Empfehlung, den Hrn. Kiesewetter zum Korrektor zu brauchen, den Sie dann auch dafür so reichlich, als für dergleichen Arbeit nur zu geschehen pflegt, zu bezahlen belieben werden.

Das Werk wird auf reinem, weissem Druckpapier, mit einer Schrift von der Art, wie die Kritik der reinen praktischen Vernunft gedruckt. Für mich bitte vier Exemplare auf Postpapier und noch andere sechzehn auf Druckpapier, als Zuschuss zu dem Honorario von 2 Dukaten pro Bogen, für jede Auflage von tausend Exemplaren, welches Sie mir in dem Briefe, darin Sie mir den *Empfang des Manuskripts* mit der *nächsten umgehenden Post* berichten werden, bestätigen wollen.

Ich habe das Paket nicht frankiert, noch den gegenwärtigen Brief, weil die dafür getragenen Kosten mir am Honorario abgerechnet werden können.

In den Messkatalog werden Sie die Einrückung zeitig besorgen. Der Titel ist:

Kritik
der Urteilskraft
von
Immanuel Kant.

Für den Setzer habe hiebei eine Anweisung beigelegt, auf deren Vollziehung Sie zu sehen belieben werden.

Was die Geschichte mit Hrn. Jenisch betrifft, so ist mir durch seinen Brief nichts Unangenehmes widerfahren, wie ich ihm denn auch schon vor einiger Zeit geantwortet habe, als von einer Sache, die mich schlechterdings nichts angeht, in der ich auch bei Gelegenheit seinen Charakter freundlichst zu rechtfertigen nicht ermangelt habe.

Einliegenden Brief bitte an Hrn. Kiesewetter, der bei der Korrektur wegen meiner Hinweisungen am besten Bescheid weiss, abgeben zu lassen und ver-

sichert zu sein, dass ich jederzeit mit Hochachtung und Freundschaft sei.

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener

Königsberg, d. 21. *Jan.* 1790. *I. Kant.*

Von Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

Berlin, d. 29. *Jan.* 1790.

Herr De la Garde hat mir Ihren Brief vom 21. Jan. überschickt, und ich habe mit ihm über den Druck Ihres Werks gesprochen. Der Buchdrucker Wegener hat den Druck übernommen und versprochen, alle vierzehn Tage fünf bis sechs Bogen zu liefern; auch habe ich auf Bitte des Hrn. De la Garde mit dem C. G. R. Mayer, der die Zensur jetzt hat, gesprochen, und er wird sein Imprimatur ohne den geringsten Aufenthalt unterschreiben. Bei mir soll die Korrektur auch nicht liegen bleiben, und so glaube ich, wird alles recht gut gehen. — Herr De la Garde gibt sich alle Mühe, um dem Werke auch äusserliche Schönheit zu geben; das Papier, was er dazu nimmt, übertrifft an Weisse und Güte noch das, was Hartknoch zur Krit. d. p. V. genommen hat; auch werden zum Druck des Werks neue Lettern gebraucht.

Es ist jetzt in der hiesigen akademischen Buchhandlung eine Schrift erschienen, die folgenden Titel führt: „*Versuch einer Kritik der Religion und aller religiösen Dogmatik mit besonderer Rücksicht auf das Christentum. Vom Verfasser des Einzigmöglichen Zwecks Jesu.*“ Der Verfasser ist ein gewisser *Tieftrunk*, der hier in Berlin bei einer Schulanstalt angestellt sein soll. Soweit ich hineingelesen habe, hat es mir sehr gefallen. Wie mir mein Freund, der C. G. R. Mayer gesagt hat, so wird von eben diesem Tieftrunk ein Aufsatz gegen Maimons Transzendentalphilosophie in einer Monatsschrift erscheinen.

Der Prediger Jenisch will eine *Logik der Heterodoxie* herausgeben, was das sein soll, weiss Gott; es soll

niemand wissen, dass er Verfasser ist, und doch weiss es die ganze Stadt, da er es jedem unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut.

Der O. C. R. Gedike ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften geworden; dies wird seinem Stolz unendlich schmeicheln. Die Baronesse von Bielefeld hat mir das feste Versprechen getan, dass ich künftiges Jahr Lehrer der Prinzessin Auguste werden soll; ich würde sogleich die Stelle erhalten haben, wenn die Prinzessin nicht zu jung wäre. Doch bleibt die Sache bis dahin ein Geheimnis.

Ich bin mit dem Minister von Schulenburg in nähere Verbindung gekommen. Einige meiner Freunde hatten mich ersucht, ihnen ein Colleg. privat. über die reine Mathematik zu lesen, und ich war es eingegangen unter der Bedingung, dass eine Gesellschaft von zehn Personen sich fände, die 100 Mark bezahlten. Der junge Graf von Schulenburg, Sohn des Ministers, der mich kennt, wünschte auch daran teilzunehmen und sagte es seinem Vater. Zufälligerweise spricht dieser an demselben Tage bei der Cour mit der Baronesse von Bielefeld und mit dem Kanzler von Hoffmann von mir, und dies bewegt ihn, den andern Tag seinen Sohn zu mir zu schicken und mir den Antrag tun zu lassen, ich möchte die Zahl der Zuhörer auf sechs Personen heruntersetzen, er wolle sodann die 100 Mark voll machen, selbst zuweilen mein Zuhörer sein und mir einen Saal in seinem Hause einräumen, auch für Tafel, Zirkel, Lineal usw. sorgen. Vergangenen Mittwoch liess er mich zur Tafel bitten, weil ich aber von zwei bis drei Uhr Logik lese, so musste ich die Einladung ausschlagen; ich ging aber gleich nach Tische zu ihm und er nahm mich äusserst gnädig auf. Ich werde also den 1. April meine Vorlesungen bei ihm anfangen. Seine Gnade ist von Bedeutung, da er mit den Ministern Finkenstein und Voss nahe verwandt ist und bei Hofe grossen Einfluss hat.

Seien Sie doch so gefällig und geben Sie einliegendes Briefchen an Hrn. Jachmann. Den Aufsatz über das Manipulieren sollen Sie nächstens durch Hrn. Jachmann erhalten, er würde, wenn ich ihn jetzt schicken

wollte, den Brief zu stark machen. — Meinen wärmsten und besten Dank für Ihre gütige Verwendung wegen des Honorars bei Hrn. de la Garde. — Ich denke künftige Hundstagsferien Sie mündlich zu sprechen und Ihnen mündlich zu sagen, wie unendlich ich Sie liebe, wie unbegrenzt meine Hochachtung für Sie ist, für Sie, in den ich den Stifter meines Glücks verehre. — Noch einmal tausend Empfehlungen an den Hrn. Prof. Krause. Ich bin mit der grössten Hochachtung und Zärtlichkeit

Ew. Wohlgeboren
aufrichtigster Verehrer
J. G. C. Kiesewetter.

Von Johann Heinrich Wlömer

30. Jan. 1790.

Liebster Bruder!

So was muss es sein, Gutes zu befördern, wenn ich einen Brief von Dir erhalten soll. Ich habe dem Überbringer desselben, einem feinen jungen Mann, mündlich gesagt, wie sein Bruder die Vorstellung um ein Buchhändlerprivilegium einrichten soll. Die Gründe sind dieselben, die Du angeführt hast, Erlernung des Buchhandels, zureichendes Vermögen, mehrere sonst in Königsberg gewesene Buchhandlungen, die jetzt bis auf eine einzige eingegangen sind, wodurch die dortigen Schriftsteller genötigt sind, auswärtige Verleger zu suchen, z. B. Kant, und das grosse Feld von Polen, Russland usw., welches bei dem jetzigen industrielosen Monopol nicht wie es könnte und müsste, mit diesem Handel benutzt wird. Die Vorstellung ist an den Bruder zu schicken, damit derselbe mich von der Übergabe benachrichtigen und ich meine Aufmerksamkeit anwenden könne, den Zweck auf dem kürzesten Wege zu befördern. Denn ich halte dieses für Pflicht, weil es an sich gut ist, wenn auch Deine Vorsprache mir nicht ein eben so angenehmer Imperativ wäre. Ich zweifle auch gar nicht an der Gewährung des Privilegii.

Vor einigen Tagen ist Dein Brief an Maimon in der Dir bekannten Gesellschaft, von welcher ich ein Mitglied bin, verlesen worden und hat unsere Unterhaltung ausgemacht. Ihr Leute geht sehr scharf und tief. Dass Du doch Leben und Kräfte behalten mögest, Deinen Plan ganz zu vollenden und alsdenn diese grosse Sache mit Deinen Gegnern, versteht sich, mit denen, die es verdienen, zu berichtigen. Von Deinen Schriften besitze ich nur die: Vom Erhabenen und Schönen, die Kritik usw. und was dem gefolgt, nichts aber von dem vorhergehenden, ich weiss auch nicht, was Du vorher alles, besonders an kleinen Abhandhandlungen, geschrieben hast. Alles dieses, oder, wenn es noch zu haben ist, das Verzeichnis davon wünsche ich, um es anschaffen zu können und zu lesen.

Meine Empfehlung an D. Trummer und alle unsere Freunde, die sich meiner gütig erinnern. Ich bin und bleibe ewig

ganz der Deinige

Berlin, d. 30. *Jan.* 1790. *Wlömer.*

Von Johann Wilhelm Andreas Kosmann

4. *Febr.* 1790.

Wohlgeborner, Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich statte Ihnen hiermit meinen verbindlichsten und zärtlichsten Dank ab, vor Ihr gütiges Antwortschreiben auf meine Ihnen vorgelegte Fragen. Jetzt kann ich es sagen, verstehe ich Ihre Kritik ganz und danke ihr das Glück meines Lebens. Nun habe ich doch etwas Festes, auf das ich fussen kann, da ich vorhero ein schwankendes Rohr war, das die Antinomien der Vernunft hin und her trieben. Den 4. November 1789 habe Ihren Satz vom Raum gegen die Einwürfe der Herren Feder und Weishaupt zu Frankfurt öffentlich, sine praeside und mit Beifall verteidigt. Die Hrn. Professoren Berends, Huth und Pirner waren meine Opponenten. Von der Ostermesse 1790 an gedenke ich ein Magazin für kritische und populäre Philosophie herauszugeben. Der erste Band soll Ihr Bildnis als

Kupferstich enthalten. Da ich nun gern geradezu gehe, so bitte ich Ew. Wohlgeb., sich nach Ihrem Geschmack gütigst malen zu lassen und mir das Porträt so bald als möglich zu senden. Alle Kosten werde ich Ihnen dankbar erstatten und das Porträt selbst als ein Heiligtum, so lange ich lebe, aufbewahren.

Das Magazin enthält:

1. eigene philosophische Abhandlungen;
2. darstellendes Gemälde des Zustandes der Philosophie in unsern Zeiten, Darstellung der Systeme berühmter Philosophen in Hinsicht auf uns, wo ich alle naturgeschichtliche Klassifikation in isten und aner, als aller Philosophie widersprechend, vermeiden werde. Damit ich nicht in den Wahn nil novi sub sole verfalle;
3. Auszüge aus noch nicht übersetzten Werken berühmter Philosophen des Auslandes;
4. ausführliche Anzeigen der merkwürdigsten philosophischen Produkte Deutschlands und
5. Rezensionen.

Ew. Wohlgeb. würden sich sehr verbinden, wenn Sie mir vor oder um Ostern dieses Jahrs einige kleine Abhandlungen als Beitrag sendeten. Ich will Ihnen gerne 3 Dukaten Honorarium für den gedruckten Bogen senden und Ihre Beiträge als eine Wohltat, als Kennzeichen des Beifalls vom Stifter aller echten Philosophie ansehen und nie aufhören, Ihnen dafür zu danken. Ich sendete Ihnen meine Disputation gerne mit, aber da es 18 Gulden Porto kommt, so werden Sie solche mit Schülern unserer Schule, die zu Ostern nach Königsberg gehen, erhalten. In Hoffnung einer erwünschten Antwort verharre ich in den dankbarsten Gesinnungen Ew. Wohlgebornen

gehorsamster Diener

Schweidnitz, d. 4. Febr. 1790. *D. J. W. A. Kosmann.*

An F. Th. de la Garde

9. *Febr.* 1790.

Ew. Hochedelgeb. werden ein Paket durch die gestern abgegangene fahrende Post mit vierzig Bogen Manu-

skript, als den Rest des Texts drei Bogen, die ich nicht Zeit gehabt habe, durchzusehen, ausgenommen), erhalten. Diese, zusamt der etwa zwölf Bogen starken Einleitung, werde über vierzehn Tage ebenfalls nachschicken, so dass der Buchdrucker gar nicht aufgehalten werden soll.

Anbei bitte mir, so wie der Druck fortgeht, von acht zu acht Bogen durch die fahrende Post auf meine Kosten jederzeit zuzuschicken, damit von einigem, was ich da noch Fehlerhaftes anträfe, in der Vorrede (die ich in einem Briefe mit der reitenden Post nachschicken kann) Erwähnung getan werden könne.

Von Eberhards phil. Magazin bitte ich des zweiten Bandes drittes und viertes Stück oder auch das dritte allein, wenn das vierte noch nicht heraus ist, mit der nächsten fahrenden Post zuzuschicken. Die zwei ersten Stücke des zweiten Bandes habe von Ew. Hochedelgeb. schon erhalten und es kann alles gegen Ostern verrechnet werden.

Ich hoffe, der Setzer werde darauf sehen, dass er mit einem Sternchen * bezeichnete Absätze, wie gewöhnlich *unter* den Text setze, dagegen die mit anderen Zeichen bemerkten in den Text einrücke.

Ich bin mit allen von Ihnen getroffenen Anstalten, die mir Herr Kiesewetter sehr gerühmt hat, ganz zufrieden, erwarte mit dem nächsten die erste Zusendung der abgedruckten Bogen und bin mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener

Königsberg, den 9. Febr. 1790. *I. Kant.*

Von Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

3. *März* 1790.

Bester Herr Professor!

Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe (für den ich Ihnen den besten Dank abstatte) vorausgesagt haben, ist richtig eingetroffen, mein Körper hat meinen wirk-

lich zu sehr gehäuften Arbeiten unterliegen müssen und ich habe vierzehn Tage hindurch an Krämpfen im Unterleib so gelitten, dass ich das Bett nicht verlassen konnte, kaum hatten sie im Unterleib nachgelassen, so stiegen Sie nach der Brust und zogen die Lunge so zusammen, dass mir das Reden äusserst beschwerlich wurde. Das letzte Übel ist nun gehoben, aber die Krämpfe stellen sich doch immer noch zuweilen ein und ich muss zu meinem Ärger wie ein altes Weib Asa foetida gebrauchen. Nun bestürmt man mich von allen Seiten, dass ich weniger studieren soll und ich muss wirklich etwas nachgeben.

Was meine äussere Lage betrifft, so ist diese um ein gut Teil besser und ich habe alle Ursache, zufrieden zu sein. Der Minister von Schulenburg tat mir gestern den schriftlichen Antrag, zu ihm ins Haus zu ziehen und der Gesellschafter (nicht Hofmeister, denn dazu würde ich mich nie verstehen) seines siebzehnjährigen Sohnes zu werden; er sagt mir in seinem Briefe, dass ich weiter keine Verpflichtung auf mich nehmen sollte, als der Freund und Ratgeber seines Sohnes zu sein, dass ich meine völlige Freiheit behalte und Collegia lesen könnte, wann und wieviel ich wollte. Er hat mich auf künftigen Sonntag zu Tisch gebeten, wo wir uns über die anderweitigen Bedingungen unterreden wollen; wie mir der Kanzler von Hoffmann vorläufig gesagt hat, so wird er mir freie Station und 200 Taler Gehalt anbieten. Ich bin bis jetzt entschlossen, das Anerbieten anzunehmen. – Ferner arbeitet man jetzt stark daran, dass ich den Unterricht der beiden jüngsten Prinzen des Königs in der Mathematik, und wenn es möglich ist, des zweiten Sohnes desselben (des Prinzen Louis) in der Philosophie erhalten soll; der Kronprinz hat Engel zum Lehrer. Bis jetzt gehen die Negoziationen ganz gut. – Der Unterricht der Prinzessin Auguste ist mir für das künftige Jahr nicht mehr zu nehmen. Sollte ich reussieren, so sollen Sie, verehrungswürdiger Mann, es gewiss am ersten wissen.

Sie werden sich vielleicht noch erinnern, dass ich Ihnen während meines Aufenthalts in Königsberg ein-

mal sagte, ich fürchtete, man würde in mich dringen, etwas drucken zu lassen, und was ich fürchtete, ist wirklich geschehen. Da nun die erste Ausgabe meiner kleinen Schrift über den ersten Grundsatz der Moralphilosophie vergriffen ist, so habe ich mich entschlossen, eine neue, ganz umgearbeitete Aufgabe zu besorgen, sie mit drei Abhandlungen, über die Übereinstimmung Ihres Moralsystems mit den Lehren des Christentums, über den Glauben an die Gottheit und über die Unsterblichkeit der Seele, zu vermehren und sie dem Könige zuzueignen, und alle haben dies sehr gut gefunden. Wenn Sie etwa in Ihrem nächsten Briefe mir einige Bemerkungen zu den drei letzten Abhandlungen mitteilen wollten, so würde ich mich unendlich glücklich schätzen. Vorzüglich liegt mir der erste Zusatz am Herzen, und Sie können leicht einsehen, weshalb; ich bin überzeugt, dass man wenigstens das ganz deutlich machen kann, dass der Grundsatz Ihres Moralsystems sich mit den Lehren der christlichen Religion ganz wohl verträgt, vielleicht auch, dass, wenn Christus Sie gehört und verstanden hätte, er gesagt haben würde, ja, das wollte ich auch durch mein Liebe Gott usw. sagen. Heucheln kann ich und werde ich nicht, aber ich will für die gute Sache tun, was ich kann. — Wöllner hat sich sehr darüber gefreut, dass ich die erste Abhandlung anhängen will. Ich versichre Sie, teuerster Herr Professor, dass ich zuweilen in Lagen gesetzt worden bin, wo ich alle mögliche Aufmerksamkeit nötig hatte, um weder auf der einen Seite der Wahrheit etwas zu vergeben, noch auf der andern meine Gesinnungen zu entdecken und mir zu schaden.

Unsern neuen Katechismus wird ihnen Hr. de la Garde geschickt haben; über den Wisch selbst keine Anmerkung. Im Konsistorium hat es mächtigen Streit gegeben; als Wöllner die Sache vorgetragen und die Kabinettsordre des Königs, die ich in Abschrift gesehen habe und die ziemlich hart war, vorgelegt hatte, so musste Zöllner als jüngster Rat zuerst votieren. Er sprach mit vieler Wärme dagegen und alle geistlichen und weltlichen Räte, den Präsident Hagen und Silber-

schlag ausgenommen, traten ihm bei; vorzüglich ereiferten sich Teller und Dietrich; der letzte sagte mit tränenden Augen, dass er wünsche, nie den Katechismus geschrieben zu haben, der dem neuen zugrunde gelegt ist und dass er nie einwilligen werde. Wöllner sagte, dass man schon Mittel finden würde, sich den Beitritt zu verschaffen; darauf, so sagten viele von den Räten, sie würden sich eher kassieren lassen, als beitreten und Dietrich (ein alter, schwächlicher Greis) stand auf und sagte: Ich habe nur noch wenige Jahre zu leben und also mache man, was man will; aber so lange ich noch ins Konsistorium kommen darf, werde ich nie einwilligen. Darauf setzte das Konsistorium eine Protestation an den König auf, die alle, bis auf Hagen und Silberschlag, unterschrieben; der letztere hing vielmehr dem Zirkulare eine acht Bogen lange Verteidigung des Katechismus (der sein Machwerk ist) an. Jetzt sagt man nun einstimmig, der König sei bewogen worden, die Kabinettsordre zurückzunehmen und Wöllner habe die ganze Auflage des Katechismus an sich gekauft; und einer meiner Freunde, der nach der Verlagshandlung der Realschule schickte, um sich einen Katechismus holen zu lassen, hat wirklich keinen erhalten können.

Neuigkeiten, die den Hof betreffen, sind wenig. Die Königin ist krank, man weiss selbst nicht recht, woran, und da sie stark ist, ist man ihretwegen besorgt. Der König lebt a son aise, er ist, wie alle, die ihn kennen, sagen, ein gutmütiger Fürst, es kommt nur auf die an, die ihn leiten. Er bemüht sich jetzt um die Gunst einer gewissen Gräfin von Dehnhof, einer Hofdame bei der regierenden Königin; hat aber bis jetzt noch nicht reussiert. Die Gräfin ist unermesslich reich und ihr also von der Seite nicht anzukommen. Vielleicht warnt sie das bedenkliche Schicksal der verstorbenen Gräfin Ingenheim. — Graf Brühl, der alles gilt, soll ein Mann von sehr gutem Herzen, aber ganz gewöhnlichem Kopf sein; ich kenne ihn nicht. — Man spricht hier freier, als man glauben sollte und es wird in mehreren Köpfen licht, als die wohl selbst glauben mögen, die Aufklärung hindern wollen. Seitdem der

Kaiser tot ist, hört man hier nichts mehr von Kriegszurüstungen, und selbst die beiden ältesten Prinzen von Preussen, die mit zu Felde ziehen wollten, lassen ihre Feldequipage abbestellen.

An Ihrer Kritik der Urteilskraft wird emsig gedruckt; nur bin ich schon einigemal bei der Korrektur in Verlegenheit gewesen; es sind nämlich Stellen im Manuskript, die offenbar den Sinn entstellende Schreibfehler enthalten, und wo ich mich genötigt gesehen habe, zu ändern. Da ich jetzt eben den Bogen M. vor mir liegen habe, so will ich nur zum Beispiel die auszeichnen, die in demselben enthalten sind. Seite 181 Seite 14 von unten steht statt *mit dem der, weil er usw.* im Manuskript *mit dem der welcher*, ferner Seite 183 Zeile 13 und 14 von oben statt *nicht der Nachmachung, sondern der Nachahmung*, Seite 185 Zeile 4 von unten steht im Manuskript *zu*. Ferner hat mir ein Titel Schwierigkeiten gemacht, der nicht mit dem vom Hrn. Professor geschickten Zettel stimmen wollte. Es war nämlich im Manuskript und auf dem Zettel

Erster Abschnitt
Analytik der ästhetischen Urteilskraft
Erstes Buch
Analytik des Schönen
Zweites Buch
Analytik des Erhabenen

Nun kam im Manuskript Dritter Abschnitt der Analytik der ästhetischen Urteilskraft Deduktion der ästhetischen Urteile; im Zettel fehlte dieser Titel ganz. Dies passte also gar nicht, ich habe es so abgeändert: Drittes Buch Deduktion der ästhetischen Urteile. —

Durch diese Fehler im Manuskript und dadurch, dass ich bei der Korrektur vom zweiten bis sechsten Bogen krank war und also ein anderer, der dem Manuskripte treulich folgte, die Korrektur übernahm, ist es auch zu meinem grössten Ärger gekommen, dass im Bogen B. und noch in einem andern zwei den Sinn entstellende Fehler stehen geblieben sind, die ich aber als Errata hinten anhängen werde.

Wie gern fragte ich Sie noch in Ansehung einiger Schwierigkeiten um Rat, aber ich bin selbst durch

dies wenige Schreiben so an Kräften erschöpft, dass ich anhalten muss, und de la Garde wartet auf diesen Brief. Doch ganz kurz muss ich noch etwas berühren. Ich muss in meiner Schrift von den Kriterien eines wahren Moralprinzips reden, sie sind Allgemeinheit und Notwendigkeit. Ich habe einen doppelten Beweis zu führen gesucht. Der eine gründet sich auf die beiden Sätze, die selbst Hume als Grundsätze darstellt: Tugend ist das, was von allen vernünftigen Wesen (Hume sagt Menschen) mit Beifall begleitet wird, Laster, was der Gegenstand eines allgemeinen Tadels ist. — Der zweite beruht auf den negativen Begriff der Freiheit. Jeder, der Moralität statuiert, muss diesen negativen Begriff zugeben und der Theoretiker sichert die Möglichkeit desselben. Ich bin nur besorgt, dass mir Kenner Ihres Systems beim letzten Beweis einwenden werden, dass ich einen Zirkel begangen habe, weil man die Freiheit erst aus dem Moralgesetze erkenne. Ich glaube aber diesen Einwurf dadurch heben zu können, dass ich sage, dadurch, dass wir annehmen oder überzeugt sind, es gibt Moralgesetze, indem wir sehen, dass uns unsere Vernunft gebietet, schliessen wir auf Freiheit im negativen Verstande, und sobald diese nun als datum betrachtet wird, so kann man daraus die Beschaffenheit des echten Grundsatzes der Moral herleiten. Doch muss ich gestehen, dass mir dies selbst noch nicht satisfaziert; ich bin also entschlossen, wenn Sie es nicht billigen sollten, diesen zweiten Beweis auszustreichen, ob er gleich in der ersten Ausgabe vorkommt. Dürfte ich Sie wohl ersuchen, mir diese Frage bald zu beantworten, da das Buch noch zur Ostermesse erscheinen soll.

Empfehlen Sie mich dem würdigen Hrn. Professor Krause und machen Sie dem Hrn. Jachmann mein Kompliment. — Ich wünsche nichts mehr, als dass es Ihnen nie an Gesundheit und Heiterkeit fehlen möge und dass Sie nie den vergessen, der gewiss ewig sein wird

Ihr

Sie über alles schätzender Verehrer

Berlin, d. 3. *März* 1790. *J. G. C. Kiesewetter.*

An Ludwig Ernst Borowski

Zwischen d. 6. u. 22. März 1790.

Sie fragen mich, wo der Hang zu der jetzt so überhandnehmenden Schwärmerei herkommen möge und wie diesem Übel abgeholfen werden könne? Beides ist für die Seelenärzte eine eben so schwer zu lösende Aufgabe, als der vor einigen Jahren postschnell seinen Umlauf um die Welt machende, in Wien sogenannte russische Katarrh (Influenza), der unaufhaltsam viele befiel, aber von selbst bald aufhörte, es für unsere Leibesärzte war, die mit jenen darin viel Ähnliches haben, dass sie die Krankheiten besser beschreiben, als ihren Ursprung einsehen oder ihnen abhelfen können; glücklich für den Kranken, wenn ihre Vorschriften nur diätisch sind und reines kaltes Wasser zum Gegenmittel empfehlen, der gütigen Natur aber das übrige zu verrichten überlassen.

Wie mich dünkt, ist die allgemein ausgebreitete *Lesesucht* nicht bloss das Leitzeug (Vehikel), diese Krankheit zu verbreiten, sondern auch der Giftstoff (Miasma), sie zu erzeugen. Der wohlhabendere, mitunter auch der vornehmere Stand, der, wo nicht auf Überlegenheit, doch wenigstens auf Gleichheit in Einsichten mit denen Anspruch macht, welche sich dahin auf dem dornigen Wege gründlicher Erlernung bemühen müssen, begnügt sich, gleichsam den Rahm der Wissenschaften in Registern und summarischen Auszügen abzuschöpfen, will aber doch gerne die Ungleichheit unmerklich machen, die zwischen einer redseligen Unwissenheit und gründlicher Wissenschaft bald in die Augen fällt und dieses gelingt am besten, wenn er unbegreifliche Dinge, von denen sich nur eine luftige Möglichkeit denken lässt, als Fakta aufhascht und dann den gründlichen Naturforscher auffordert, ihm zu erklären, wie er wohl die Erfüllung dieses oder jenes Traumes, dieser Ahndung, astrologischen Vorhersehung, oder Verwandlung des Bleies in Gold usw. erklären wolle, denn hiebei ist, wenn das Faktum eingeräumt wird (welches er sich nicht streiten lässt), einer so unwissend wie der andere. Es

war ihm schwer, *alles* zu lernen und zu wissen, was der Naturkenner weiss; daher versucht er es, auf dem leichteren Wege die Ungleichheit verschwinden zu machen, indem er nämlich Dinge auf die Bahn bringt, davon beide *nichts* wissen und einsehen, von denen er also die Freiheit hat, allerlei zu urteilen, worin es der andere doch nicht besser machen kann. — Von da breitet sich nun die Sucht auch unter andere im gemeinen Wesen aus.

Wider dieses Übel sehe ich kein anderes Mittel, als das Vielerleilernen in Schulen auf das Gründlichlernen des Wenigern zurückzuführen und die Lesebegierde nicht sowohl auszurotten, als vielmehr dahin zu richten, dass sie absichtlich werde, damit dem Wohlunterwiesenen nur das Gelesene, welches ihm baren Gewinn an Einsicht verschafft, gefalle, alles übrige aber anekele. — Ein deutscher Arzt (Hr. Grimm) hält sich in seinen Bemerkungen eines Reisenden usw. über die *französische Allwissenheit*, wie er sie nennt, auf; aber diese ist lange nicht so geschmacklos, als wenn sie sich bei einem Deutschen ereignet, der gemeiniglich daraus ein schwerfällig System macht, von dem er nachher nicht leicht abzubringen ist, indessen, dass eine *Mesmeriade* in Frankreich einmal eine Modesache ist und bald darauf gänzlich verschwindet.

Der gewöhnliche Kunstgriff, seiner Unwissenheit den Anstrich von Wissenschaft zu geben, ist, dass der Schwärmende fragt: Begreift Ihr die wahre Ursache der magnetischen Kraft, oder kennt Ihr die Materie, die in den elektrischen Erscheinungen so wunderbare Wirkungen ausübt? Nun glaubt er mit gutem Grunde von einer Sache, die seiner Meinung nach der grösste Naturforscher ihrer innern Beschaffenheit nach ebenso wenig kennt als er, auch in Ansehung der möglichsten Wirkungen derselben, ebensogut mitreden zu können: Aber der letzte lässt nur solche Wirkungen gelten, die er vermittelst des Experiments jederzeit unter Augen stellen kann, indem er den Gegenstand gänzlich unter seine Gewalt bringt: indessen, dass der erstere Wirkungen aufrafft, die, sowohl bei der beobachtenden, als der beobachteten Person, gänzlich

von der Einbildung herrühren können und also sich keinem wahren Experimente unterwerfen lassen.

Wider diesen Unfug ist nun nichts weiter zu tun, als den animalischen Magnetiseur magnetisieren und desorganisieren zu lassen, solange es ihm und andern Leichtgläubigen gefällt, der Polizei aber es zu empfehlen, dass der Moralität hiebei nicht zu nahe getreten werde, übrigens aber für sich den einzigen Weg der Naturforschung durch Experiment und Beobachtung, die die Eigenschaften des Objekts äusseren Sinnen kenntlich werden lassen, ferner zu befolgen. Weitläuftige Widerlegung ist hier wider die Würde der Vernunft und richtet auch nichts aus: verachtendes Stillschweigen ist einer solchen Art von Wahnsinn besser angemessen, wie denn auch dergleichen Ereignisse in der moralischen Welt nur eine kurze Zeit dauern, um andern Torheiten Platz zu machen. Ich bin usw.

An F. Th. de la Garde

9. *März* 1790.

Ew. Hochedelgeboren habe mit der gestrigen fahrenden Post den Rest des Manuskripts, was den Text betrifft, bestehend aus neun Bogen von 81 bis 89, zugeschickt. Da das Werk hiemit vollendet ist und nur Vorrede und Einleitung, die nicht über drei Bogen gedruckt ausmachen sollen, bei mir im Rückstande bleiben, so werden Sie desto genauer den Kalkul ziehen können, wie bald der Druck vollendet sein kann.

Die erwähnte Vorrede und Einleitung werde so abschicken, dass Sie vor Ende der Passionswoche sicher bei Ihnen eintreffen kann. Ich hoffe, Sie werden nichts dawider haben, dass sie nicht früher abgeht, sonst Sie mir es nur mit der umgehenden Post melden dürfen; da ich dann die Zeit, wiewohl ungerne, abkürzen würde, weil ich gerne den kurzen Begriff vom Inhalte des Werks bündig abfassen wollte, welches Mühe macht, indem die schon fertig vor mir liegende Einleitung, die zu weitläuftig ausgefallen ist, abgekürzt werden muss.

Die Aushängebogen zeugen von einer sehr guten Ausführung des Drucks, sowohl was Papier als Lettern betrifft. Die drei Stücke von Eberhards Magazin sind mir wohl zu Händen gekommen, wie auch die für Hrn. Kr. R. Scheffner bestimmten Sachen, die ich morgen, nachdem ich sie durchgelesen, an Hrn. Wagner zur weiteren Spedition werde abgeben lassen.

Wegen des Hrn. Kiesewetters, den ich aufs verbindlichste von mir zu grüssen bitte, Gesundheit bin ich sehr besorgt. Er hat sich in der Tat zu viel Arbeit auf einmal aufgeladen. Ersuchen Sie ihn in meinem Namen davon, so viel er kann, wenigstens auf einige Zeit abzuwälzen, nicht um meiner Angelegenheit willen, sondern damit der Geist den Körper nicht zu Boden werfe. Ich verspare mir nächstens, an ihn zu schreiben; noch bin ich etwas zu sehr beschäftigt.

Ich verbleibe mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener

Königsberg, d. 9. März 1790. *I. Kant.*

An F. Th. de la Garde

25. *März* 1790.

Vorigen Montag, als den 22. März, habe an Ew. Hochedelgeb. die letzte Versendung des Manuskripts, bestehend aus zehn Bogen Einleitung und Vorrede samt Titel zwei Bogen, welche doch zusammen kaum drei Bogen gedruckt ausmachen werden, durch die fahrende Post gemacht (also zwei Tage früher als der mir von Ihnen gesetzte späteste Termin). Es wäre mir lieb, wenn die Einleitung mit etwas *kleineren* und anderen Lettern gedruckt würde als das Buch selbst.

Wenn der Druck vollendet ist, welches, wie ich hoffe, für die Messe zur rechten Zeit geschehen wird, so bitte von den zwanzig mir zugestandenen Exemplaren folgenden Gebrauch zu machen:

1. An den Hrn. Grafen von Windisch-Grätz in Böhmen
2. — — Geheimen Rat Jacobi in Düsseldorf
3. — — Professor Reinhold in Jena

4. — — Professor Jacob in Halle
5. — — Professor Blumenbach in Göttingen

(An jeden *ein* Exemplar. Insgesamt geheftet, in farbigem Papier, mit steifen Deckeln, durch die auf der Messe befindlichen Buchhändler von diesen Orten, an genannte Männer abzuschicken. Ausgenommen die an *P. Reinhold* und *Professor Jacob* in Halle, welche mit der fahrenden Post, so bald als es möglich ist, zu übermachen bitte.)

6. An Hrn. G. F. Rat Wlömer in Berlin
7. — — D. Biester
8. — — Kiesewetter

(in halbenglischem Bande abzugeben).

Dazu *sechs Exemplare ebensowohl halbenglisch gebunden*, zusamt den noch übrigen sechs ungebundenen, durch die fahrende Post oder, wenn dieses zu teuer scheint, wobei es mir doch nicht auf ein paar Taler Postporto ankommt, durch die nächste Gelegenheit an mich baldigst zu überschicken; unter den letzteren nehme ich auch dasjenige, wovon Sie mir die Aushängebogen bis N zugeschickt haben, und wovon ich das übrige, sobald der Druck vollendet ist, mit der fahrenden Post eiligst erwarte.

9. noch habe vergessen, ein in steifen Deckeln geheftetes Exemplar an *D.* und *Professor Hertz* zu bestellen. Bleiben also für mich zur Übersendung nur noch fünf Exemplare ungebunden, neben den sechs gebundenen. Am besten wird es durch die fahrende Post sein, die Kosten mögen sein, welche sie wollen.

Hrn. Kiesewetter bitte nach Empfang meines letzten Manuskripts die Einleitung zu zeigen, der, nach meiner in beigelegtem Briefe ihm getanen Anzeige, eine gewisse Note unter derselben in Ihrem Beisein streichen wird, ehe der Bogen in die Druckerei kommt.

Alle mir zum Durchlesen kommunizierten für Hrn. Kriegsrat Scheffner bestimmten neuen gedruckten Sachen habe heute an Hrn. Wagner zu weiterer Beförderung abliefern lassen.

Herrn Abt Denina bitte von mir zu grüssen und zu sagen, dass ich sehr befremdet gewesen, eine so mitleiderregende Beschreibung von meiner häuslichen

Verfassung auf der Universität, vor Gelangung zum Professorgehalt, in seiner Gelehrtengeschichte anzutreffen. Er ist gewiss sehr falsch benachrichtigt worden. Denn, da ich von dem ersten Anfange meiner akademischen Laufbahn an (im Jahre 1755) ununterbrochen ein zahlreiches Auditorium gehabt und nie Privatinformation gegeben habe (man müsste denn das collegium privatissimum in seinem eigenen Auditorio, welches gemeiniglich sehr gut bezahlt werden muss, darunter verstehen), so habe ich immer mein reichliches Auskommen gehabt, so dass es nicht allein zureichte, für meine zwei Stuben den Zins und meinen sehr guten Tisch zu bezahlen, ohne nötig zu haben, bei irgend jemanden, selbst nicht bei meinem Freunde, dem jetzt verstorbenen Engländer, ohne zu jeder Mahlzeit besonders invitiert zu sein, gleichsam als zu einem Freitische zu gehen, sondern immer noch dazu einen eigenen Bedienten halten konnte und jene Jahre gerade die angenehmsten meines Lebens gewesen sind; welches auch dadurch bewiesen werden kann, dass ich binnen dieser Zeit vier Vokationen auf auswärtige Universitäten ausgeschlagen habe. — Bei Gelegenheit, da er, wie er Ihnen geäussert hat, das Wort absurdités im Artikel *Eberhard* zurücknimmt (welches auch, wie mich dünkt, nötig ist, weil es sich sonst nicht mit manchen Stellen im Artikel Kant zusammenreimen lässt), könnte er, wenn es ihm so beliebt, in allgemeinen Ausdrücken jene Unrichtigkeit in meiner Lebensbeschreibung zurücknehmen.

Alle Ihre bei diesem Geschäfte gemachten Auslagen werden Sie bei der nach beendigtem Drucke geschehenden Auszahlung des Honorars mit in Rechnung bringen, wenn die Versendung der an mich gelangenden Exemplare vor sich gehen wird.

Ich verbleibe mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.
ergebenster Diener

Königsberg, d. 25. März 1790. *I. Kant.*

N.S. Ich habe von Ihnen die drei ersten Stücke des zweiten Bandes des Eberhardschen Magazins bekom-

men und sehe aus dem Hamburger Correspondent, dass das vierte Stück auch heraus ist, welches ich mir mit der nächsten fahrenden Post auch erbitte, weil mir daran viel gelegen ist. — Noch liegen bei mir Examen politique d'un Ouvrage intitulé Histoire secrette usw. im gleichen Briefe eines Staatsministers über die Aufklärung. Was soll ich damit machen? Ich werde sie an Ihren Hrn. Bruder abliefern.

Von Gotthard Ludwig Kosegarten

1. *April* 1790.

Verehrungswürdiger Mann!

Gold oder Silber hab' ich nicht. Was ich aber habe, das geb' ich Ihnen — ein Sträusschen Feldblumen, wie sie wild und frei, ohne sonderliche Zucht oder Pflege auf meinem Acker aufgeschossen sind. Und ich weiss, Sie sind zu gut, um sie zu verschmähen.

Sollte meine kleine Gabe Sie einigermassen für mich interessieren, so wird es Ihnen nicht unangenehm sein, von dem Geber einiges Nähere zu wissen. Statt aller Komplimente will ich Ihnen also von mir erzählen.

Ich bin ein geborener Mecklenburger. Mein Vater, ein sehr denkender, noch lebender Gottesgelehrter, unterwies mich in den Anfangsgründen der Wissenschaften. Hernach hab' ich in Greifswald ein paar Jahre studiert. Zwei meiner Lehrer nahmen mich besonders in Affektion, die beiden Philosophen der Akademie, Ahlward, ein siebzigjähriger Dogmatiker, und Muhrbek, ein Eklektiker, beide von sehr vortrefflichen Herzen. Mit diesen stieg ich in alle Abgründe der Metaphysik hinab, und fand, wie natürlich, wenig Trost. Vorher war an Gott, Tugend und Unsterblichkeit mir kein Zweifel eingekommen. Jetzt konnt' ich sie demonstrieren und zweifelte im Herzen. — In meinem Leben hab' ich nicht begreifen können, wie ein so dürrer, unfruchtbarer Satz, wie der des Widerspruchs, eine Fundgrube von Entdeckungen sein könne. In meinem Leben nicht, wie ich berechtigt sei, von meinen Bedürfnissen, auf die objektive Realität des

Bedurften zu schliessen. Muhrbek glaubte an den Cartesianischen Beweis, Ahlward an den kosmologischen. Bis zum Irrwerden hab' ich jenen zu fassen gearbeitet und hab' es nicht vermocht. Diesen liess ich als ein sehr brauchbares Raisonnement ad hominem gelten. - - Endlich scheitert' ich an dem Problem der Freiheit. Muhrbek gab es für blosse Logomachie aus. Ich fühlte das besser, sah die Unauflöslichkeit des Dilemmas, verzweifelte nun, nicht an der Wissenschaft, sondern an meinem Grützkopf, glaubte, die leidige Schöngeisterei habe mich für alle Spekulation stumpf gemacht, entsagte ihr, warf mich in die Mathese, bei der ich mir sehr wohl sein liess, studierte dabei fleissigst, alles was Historie heisst und heissen mag, las die Alten, und spielte mir zuweilen ein Stückchen auf meiner Leier vor, wovon anbei eine ganze Frachtladung erfolgt. — Unter solchen Umständen gedieh ich kümmerlich zum Schulrektor dieses Orts, wo ich in dieser Stunde den Horaz und Tacitus lese, in jener Mensa deklinieren lasse, jetzt über die Zentralkräfte doziere, jetzt über das Amt der Schlüssel — denn meine Kollegen sind alt oder unfähig, und der Unterricht eines Hunderts Knaben, die Handwerker, Schiffer, Kaufleute, Pastoren und Professoren werden wollen, ruht fast allein auf meinen Schultern. Glücklicherweise verlässt meine Telyn und meine gute Laune mich nicht, obgleich meine Gesundheit sehr in den *Legerwall* gerät, wie man an diesem schiffahrenden Orte sagt; denn um zu leben (ich hab' ein liebes Weib und ein einziges holdes Töchterchen — dreissig Jahr bin ich alt) muss ich von vierundzwanzig Stunden fünfzehn arbeiten; und meinem ungeduldigen Feuertemperament will das Sitzen wenig behagen. Jedoch ich verirre mich. Ich wollte Ihnen sagen, dass ich seit ein paar Jahren Ihre Bücher lese, und gestimmt, wie ich mich Ihnen oben geschildert habe, können Sie erachten, wie sie auf mich wirkten. Ich habe sie wahr gefunden, vielleicht ein wenig zu rasch *für mich*, weil ich vorbereitet war, sie wahr zu finden, weil sie mir so viel Erscheinungen in meinem spekulativen Leben erklärten, weil so vieles darin aus dem Abyssus mei-

ner Seele herausgeschrieben war — kurz ich habe selige und Stunden der Verdammnis bei Ihren Büchern gehabt, und mich wer weiss wie oft an den Holzkopf geschlagen, der nicht immer folgen wollte — aber bei weitem die meiste Zeit *strahlt* es mir in die Seele, wie heute die Morgensonne beim Erwachen mir in die Augen strahlte. —

Ich muss aufhören, lieber, teuerer Mann, weil der Glockenschlag mich in meine Klasse ruft — Gott segne sie und erhalte sie noch manche, manche Jahre! Haben Sie mich ein wenig lieb und, wenn Sie einmal nichts Klügeres zu tun wissen, so schreiben Sie an mich — Sie werden dadurch sehr erquicken

Ihren
Sie ewig ehrenden und liebenden
Ludwig Theobul Kosegarten.

Wolgast im schwedischen Pommern, d. 1. April 1790.

Von Johann Wilhelm Andreas Kosmann

15. *April* 1790.

Wohlgeborner, Hochgeehrtester Herr Professor!

Endlich ist es mir gelungen, mein Magazin für kritische und populäre Philosophie, das ich dem Eberhardschen vorzüglich entgegensetze, zustande zu bringen. Noch vor Johannis erscheint das erste Stück und enthält:

1. einen Aufsatz von Herrn Prof. Jakob *über Erkennen*, ein Vorschlag zur Beseitlegung einiger philosophischen Streitigkeiten. Der Herr Professor erklärt erkennen durch das Beziehen einer Vorstellung auf einen bestimmten Gegenstand. Insofern ich nun durch allgemeine Begriffe mir Gott denke und diese Vorstellung auf den durch diese allgemeinen Begriffe bestimmten Gegenstand beziehe, insofern kann ich in dieser Hinsicht wohl sagen, ich erkenne Gott, aber ich kann ihm das Prädikat der Existenz der objektiven Realität desfalls nicht beilegen.

2. einen namenlosen Aufsatz über die bisherigen Gründe der praktischen Weltweisheit. Ein lesenswürdiger Kommentar über einige Stellen Ihrer Kritik der praktischen Vernunft.
3. über die transzendentelle Ästhetik einen Aufsatz von mir selbst, wo ich den Einwürfen der Herren Feder, Maas, Weishaupt und den Rezensenten der Allg. deutsch. Bibl. begegne und es dartue, dass sie meist auf Missverständnissen beruhn. Wer das System der Vernunftkritik erschüttern will, muss hier beginnen, anders ist es nicht möglich. Aber auch dies ist unmöglich, falls man nicht die ganze apodiktische Gewissheit der Mathematik über den Haufen stossen will. Wäre die Geometrie eine Wissenschaft aus Vernunftbegriffen, so müsste sie sich auch, ohne Figuren zu gebrauchen, ohne an den Raum als eine unendliche und einige Grösse, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu denken, tradieren lassen.

Einen Aufsatz von Herrn Reinhold erwarte ich noch. Ew. Wohlgeb. bitte ich gehorsamst um die Erlaubnis, Ihnen den ersten Teil zu senden und dann Ihr Urteil erwarten zu dürfen, ob das Buch es verdient, mit Ihrem Bildnis geziert zu werden. Hätten Sie einst einen kleinen Aufsatz und wollten mich damit beehren oder mir einige Rezensionen zu senden, so würde es dankbar erkennen und Ihnen gern alles, was Sie verlangten, an Honorar übersenden. Ich glaube, meine individuelle Lage und Schicksale sollen der Welt dartun, dass es nicht an Ihrer Kritik liegt, dass Sie so häufig missverstanden werden. Die Vernunftkritik glaube ganz zu verstehen, noch nicht aber Ihre übrigen Schriften, woran ich mich jetzt eben auch wage. Ich wünschte, mein Magazin mit einigen Datis zu Ihrem Leben bereichern zu können, ein Geschenk, das die Welt gewiss dankbar annehmen würde. Überbringer dieses kann ich Ihnen als einen sehr fleissigen und rechtschaffenen Jüngling empfehlen. In Hochachtung verharre ich

Ew. Wohlgeb.

ganz gehorsamster Diener

Schweidnitz, d. 15. *April* 1790. *J. W. A. Kosmann.*

Wegen rheumatischer Zufälle in höchster Eile, die gütigst zu verzeihen bitte.

[Von Kants Hand]: Hr. Selbmann hat diesen Brief den 12. Juni abgegeben.

An Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

Königsberg, d. 20. April 1790.

Dass Ihren, den 3. März datierten, mir sehr angenehmen Brief, auf welchen Sie überdem eine eilige Antwort erwarteten, so spät beantworte, ist wirklich nicht meine Schuld — denn ich habe ihn allererst vorgestern zu sehen bekommen. Die Ursache davon ist diese. Hr. de la Garde hat den 10. März ein Pack Probebogen, die bis X reichten, von Berlin an mich abgehen lassen, welches denn nach etwa zehn Tagen an mich gelangte. Ich fing an, sie durchzugehen (wegen der Druckfehler), aber es war mir nachgerade verdriesslich und schob es also auf, bis ich mehr derselben bekommen haben würde, um es auf einmal abzumachen. Bald darauf schickte er mir durch seinen Bruder den Bogen V und X und meldete zugleich: dass die dazwischen fehlende von O bis T an Hrn. Prof. Michelsen abgegegeben worden, der sie (mit einem mir zugeschriebenen Buche) an mich schon würde gelangen lassen. Allein diese erhielt ich allererst vor vier Tagen, mit einem Briefe von gedachtem Hrn. Professor d. d. den 5. April. Den Tag nach dem Empfang, nämlich den vorigen Sonntagmorgen, nahm ich nun jene mir schon im März zugeschickte Bogen vor, um sie wegen etwaiger Druckfehler durchzusehen, und, als ich an den Bogen N kam, fiel Ihr Brief heraus, den Sie sorgfältig zwischen die Blätter gesteckt hatten. Sie können glauben, dass es mich nicht wenig befremdete und verdross, Ihnen, obzwar ohne meine Schuld, ein unangenehmes und vergebliches Warten verursacht zu haben. — Aber, lieber Freund, warum geben Sie Ihre Briefe an mich, die ich jederzeit mit Vergnügen empfange, nicht, wie ich

gebeten habe, und zwar unfrankiert auf die Post? Diese kleine Ausgabe, die ohnedem doch nicht ebensooft kommen kann, achte ich nicht. – Was die von mir verlangten Bemerkungen zu der zweiten Auflage Ihrer Schrift von dem ersten Grundsatze betrifft, so ist ohne Zweifel jetzt dazu schon die Zeit verflossen; es müsste denn sein, dass diese Auflage nicht zur Ostermesse herauskommen sollte, worüber ich dann Nachricht erwarten würde.

Ich lege hier einen Aufsatz von den gefundenen Druckfehlern, auch einen Auslassungsfehler, bei, welche vielleicht noch dem Werke angehängt werden können. Für die, so sie selbst geändert haben, danke ich sehr. Aber ich wünschte, dass der Schreibfehler (Dritter Abschnitt der Analytik der ästhetischen Urteilskraft, von mir wäre bemerkt und dieser Titel ganz weggestrichen worden; sonst haben sie freilich ihn ganz schicklich in den: Drittes Buch, Deduktion usw. verändert. Aber da müsste dieses nun auch auf der Tafel der Einteilung, die der Vorrede, oder vielmehr der Einleitung, angehängt wird, ebenso abgeändert werden. Ist es aber noch Zeit, so bitte ich *den von ihnen geänderten Titel hinten unter die Druckfehler zu bemerken, und die Tafel der Einteilung, so wie sie aufgesetzt ist und die vom ersten Abschnitt nur zwei Bücher nennt, abdrucken zu lassen.* Ich zweifle aber, dass dieses noch zur rechten Zeit ankommen werde — wenn nur die verzweifelte Irrung mit dem Briefe nicht vorgefallen wäre.

Wegen Ihrer letzten Fragen merke ich nur an: dass das Kriterium eines echten Moralprinzips allerdings die unbedingte praktische Notwendigkeit sei, wodurch es von allen anderen praktischen Prinzipien sich gänzlich unterscheidet. Zweitens, dass die Möglichkeit der Freiheit, wenn sie *vor* dem moralischen Gesetze betrachtet wird (in der Kritik der reinen Vernunft), nur den transzendentalen Begriff der Kausalität eines Weltwesens überhaupt bedeutet (ohne darunter besonders die durch einen Willen anzeigen zu wollen), sofern sie durch keine Gründe in der Sinnenwelt bestimmt wird und dass daselbst nur gezeigt

wird, dass sie keinen Widerspruch enthalte. Nun wird durchs moralische Gesetz jene transzendentale Idee realisiert und *an dem Willen*, einer Eigenschaft des vernünftigen Wesens (des Menschen), gegeben, weil das moralische Gesetz keine Bestimmungsgründe aus der Natur (dem Inbegriffe der Gegenstände der Sinne) zulässt, und der Begriff der Freiheit, als Kausalität, wird bejahend erkannt, welcher, ohne einen Zirkel zu begehen, mit dem moralischen Bestimmungsgrunde reziprokabel ist. Ich wünsche gute Besserung, rate vor allen Dingen Zerstreuung und Aufschub von Arbeiten an und beharre

Ihr treuer Freund und Diener
I. Kant.

Von Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

Berlin, d. 20. *April* 1790.

Teuerster, bester Herr Professor!

Sie haben grosse Ursache, mit mir sehr unzufrieden zu sein, dass ich so lange gezaudert habe, Ihnen Nachricht von mir und meiner Lage zu erteilen, aber ich bin zum voraus überzeugt, Sie werden mir mein langes Stillschweigen vergeben, wenn Sie hören werden, dass Kränklichkeit und gehäufte Geschäfte die Ursache davon sind. Ihr letzter Brief, den ich durch Herrn de la Garde erhalten habe, lässt mich vermuten, dass Sie den Brief, den ich Ihnen als Einlage durch ihn geschickt habe, nicht erhalten haben. Herr la Garde aber versicherte mir, er habe ihn abgeschickt und ihn in dem Aushängebogen I gelegt.

Meine Lage hat sich seit meinem letzten Briefe an Sie gar sehr geändert. Ich wohne jetzt in dem Hause des Ministers Grafen von Schulenburg und bin der Gesellschafter seines siebzehnjährigen Sohnes. Der Minister ist ein vortrefflicher Mann und sein Sohn überaus für mich eingenommen und folgsam. Da der Minister mir diese Stelle antrug, so habe ich die Bedingungen so gemacht, dass ich so wenig als möglich

von meiner Freiheit eingebüsst habe; ich kann so viel Vorlesungen halten, als ich will; bin zu keinen Lehrstunden mit dem Grafen verpflichtet, ich brauche ihn bei seinen Vergnügungen und in Gesellschaften nicht zu begleiten, habe aber doch alle seine Vergnügungen zu bestimmen. Der junge Graf ist zwar nur das einzige Kind, aber doch nicht verzogen; der Minister hat keinen Ministerstolz und die Gräfin mischt sich nicht in meine Angelegenheiten. Ich habe vollkommen freie Station, das Gehalt ist aber noch nicht bestimmt, wahrscheinlich 150 oder 200 Taler.

Was mich aber noch weit unabhängiger vom Minister macht, ist, dass ich Lehrer der königlichen Prinzen Heinrich und Wilhelm und der Prinzessin Auguste geworden bin. Der Prinz Heinrich und die Prinzessin Auguste erhalten wöchentlich jeder drei Stunden in der physischen Geographie, der Prinz Wilhelm nach meinem Willen zwei, auch drei Stunden in der Arithmetik. Der Gehalt ist vom Könige noch nicht bestimmt, wird aber in einigen Wochen bestimmt werden. Ich glaube auf diese Art am ersten dereinst unabhängig leben zu können, da mit dem Unterricht der königlichen Kinder gewöhnlich eine lebenslängliche Pension verknüpft ist. Prinz Heinrich ist ein aufgeweckter Kopf und sehr lernbegierig, Prinz Wilhelm ist noch ganz Kind und die Prinzessin Auguste hört mich mit Aufmerksamkeit an. — Man arbeitet jetzt daran, mir womöglich den Unterricht des Prinzen Louis in der Philosophie zu verschaffen.

Diese Verbindung mit dem Hofe habe ich grösstenteils der Baronesse von Bielefeld, der Oberhofmeisterin der Prinzessin Auguste zu danken, der ich Privatvorlesungen über die Anthropologie halte; der Kanzler von Hoffmann hat auch das Seinige dazu beigetragen. Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen erzähle, dass eine junge, schöne Dame, denn das ist die Baronesse von Bielefeld, es wagt, in die Geheimnisse Ihres Systems einzudringen, dass sie den Unterschied der analytischen und synthetischen Urteile, der Erkenntnisse a priori und a posteriori, die Theorie von Raum und Zeit, sich nicht bloss hat vortragen lassen, son-

dern wirklich gefasst hat. Noch mehr aber werden Sie sich wundern, wenn ich Ihnen sage, dass sie sich nicht mit der Philosophie beschäftigt, um dadurch zu glänzen, denn sie ist über alle Vorstellung bescheiden, und bei unserm Hofe glänzt man durch Philosophie nicht, dass sie keins ihrer Geschäfte über das Studium der Philosophie versäumt.

Meine Vorlesungen über die Logik habe ich vor ungefähr sechs Wochen geschlossen, und die über die Kritik der praktischen Vernunft denke ich in vierzehn Tagen zu schliessen. Ich werde diesen Sommer zwei Stunden in der Woche ein Colleg. privatissimum über die reine Mathematik und zwei Stunden eins über die Kritik der reinen Vernunft lesen.

Der erste Teil meiner Schrift über das Moralprinzip wird diese Woche fertig, und ich denke künftige Woche das Vergnügen zu haben, Ihnen und dem Herrn Prof. Krause ein Exemplar zu überschicken. Ich habe den ersten Teil dem Könige dediziert und werde ihm noch vor Ende der Woche das Exemplar übersenden. Der Druck Ihrer Schrift wird auch gegen das Ende dieser Woche fertig.

Der Herr Kanzler von Hoffmann ist vor vierzehn Tagen nach Halle zurückgereist und hat mir aufgetragen, Ihnen seine unbegrenzte Achtung zu bezeigen. Er wird ungefähr sechs Wochen in Halle bleiben und dann mit seiner Gemahlin eine Reise nach der Schweiz und Italien machen, um seine Gesundheit herzustellen.

Mein Vorsatz, Sie, teuerster Herr Professor, in den Hundstagsferien zu besuchen, steht unerschüttert fest, ich habe mir die Erlaubnis zu dieser Reise sowohl beim Minister als bei Hofe ausbedungen. Ich denke vierzehn Tage in Königsberg zu bleiben und wünsche nichts mehr, als dass Sie mir dann erlauben möchten, mich mit Ihnen über einige Dinge zu unterreden.

Professor Selle hat eine Abhandlung gegen Ihr System in der Akademie vorgelesen und wird sie auch drucken lassen, er glaubt, wie er sagt, Ihrem System dadurch den Todesstoss gegeben zu haben. Soviel ich gehört habe, so zweckt sein Hauptargument dahin, dass, gesetzt auch, Sie hätten bewiesen, R. und Z.

wären die Formen unserer Sinnlichkeit, Sie doch nicht zeigen könnten, dass sie *nur* Formen der Sinnlichkeit wären, weil es immer doch *möglich* sei, sich zu denken, dass R. und Z. den Dingen an sich zukämen, welches Sie um so weniger leugnen könnten, da Sie selbst behaupteten, man könne von den Dingen an sich nichts wissen und es daher ganz wohl möglich sei, dass R. und Z. den Dingen an sich selbst zukämen. Überdies könne man auf die Art allein die Frage beantworten, warum wir gerade in diesen und keinen andern Formen anschauten? Seiner Meinung nach wären R. und Z. zwar subjektivnotwendige Bedingungen unserer Anschauungen, aber es korrespondieren ihnen demungeachtet auch Eigenschaften der Dinge an sich. — Sollte es wahr sein, dass der ganze Einwurf nichts Wichtigeres enthält, so finde ich ihn eben so schreckhaft nicht. Wodurch will Hr. S. beweisen, dass R. und Z. den Dingen an sich selbst zukommen? Und gibt er zu, dass R. und Z. Formen der Sinnlichkeit sind, wie will er behaupten, dass sie doch von den Dingen an sich abhingen; denn werden sie uns durch die Objekte gegeben, so gehören sie ja sodann zur Materie der Anschauung und nicht zur Form derselben. Sobald die Schrift erscheint, werde ich das Vergnügen haben, Ihnen ein Exemplar zu übersenden.

Jetzt gehn hier sonderbare Dinge vor. Der König hat sich vergangenen Sonntag vor acht Tagen auf dem hiesigen Schlosse in einem seiner Zimmer mit der Gräfin von Dehnhof trauen lassen. Die grösste Wahrscheinlichkeit, für mich beinahe Gewissheit, ist, dass Zöllner die Trauung verrichtet hat. Gegenwärtig waren Minister Wöllner und der Herr von Geysau auf seiten des Königs; die Mutter und Schwester der Gräfin und ihr Stiefbruder (oder Cousin, das habe ich vergessen) auf seiten der Braut. Der König kam den Sonnabend abend von Potsdam hieher und die Trauung ging Sonntag abend um sechs Uhr vor sich. Die Gräfin war (wie eine Romanheldin) weis gekleidet, mit fliegendem Haar. Sie hält sich jetzt in Potsdam auf. Man vermutet, dass der Kurfürst von Sachsen sie in den Reichsfürstenstand wird erheben müssen. Die

Gräfin war vorher Hofdame bei der regierenden Königin. Schon beinahe ein Jahr hindurch stand der König mit ihr in Unterhandlungen, sie nahm sich hingegen so, dass man im Publikum nicht wusste, ob sie dem Könige Gehör gab oder nicht. Vor vierzehn Tagen ungefähr kommt ihre Mutter, wie die Gräfin verbreitet hatte, auf ihre Bitte, um sie nach Preussen mitzunehmen. Die Gräfin nimmt öffentlich am Hofe Abschied. Die regierende Königin schenkt ihr ein Paar brillantne Ohrgehänge und lässt ihr sagen: sie würde am besten wissen, ob sie sich ihrer dabei erinnern dürfe. Jedermann glaubt sie abgereist, als die Trauung geschieht. Die Königin hat die Sache mit ziemlicher Ruhe angehört. Was ich bis jetzt erzählt habe, ist, die genauern Nebenumstände abgerechnet, beinahe jedermann bekannt und es macht im Publikum gewaltige Sensation. Zöllners Zulauf in seinen Predigten hat sich vermindert und selbst bei einer Introduktion, die er neulich gehalten hat und wo sonst hier alles zuströmt, ist die Kirche leer gewesen. — Folgendes wissen wohl nur wenige Personen. Es ist eine Scheidung des Königs und der Königin vorhanden, die mit ihrer Einwilligung zur Zeit der Unterhandlungen mit der verstorbenen Ingenheim aufgesetzt ist; der König hat sich aller ehelichen Rechte begeben, und die Königin hat bloss die Honneurs behalten. Doktor Brown hat sie für gestört erklärt und es ist dies in der Tat auch sehr wahrscheinlich, da dieser Zufall ein Familienfehler ist. Sie tanzt oft auf Tisch und Stühle herum und sieht Geister. Wie unglücklich würde unser Staat dereinst sein, wenn sich dieser Fehler auch auf ihre Kinder fortgepflanzt hätte.

Die Kriegsrüstungen gehen hier immer noch fort. Das Merkwürdigste aber ist, dass nicht das Ministerium, sondern der König den Krieg wünscht. Man trägt sich hier mit folgendem Plan im Publikum: Unsere Armee wird sich in vier Korps teilen, das erste geht unter Anführung des Königs, unter dem Möllendorf kommandieren wird, gegen die Österreicher, das zweite unter Anführung des Herzogs von Braunschweig gegen die Russen, Prinz Friedrich kommandiert das

Observationskorps gegen die Sachsen, und dann soll noch ein sogenanntes fliegendes Korps statthaben. Was Sachsen betrifft, so erzählt man, es habe noch bei Lebzeiten des verstorbenen Kaisers der Gesandte desselben am sächsischen Hofe um eine Privataudienz beim Kurfürsten angehalten, die ihm auch bewilligt worden; in dieser fragte er den Kurfürsten, wie er sich, wenn es mit Preussen zu einem Kriege käme, nehmen würde, und dieser antwortete: er werde neutral bleiben. Der Gesandte ergriff begierig diese Antwort und bat den Kurfürsten, sie ministeriell zu machen. Dies hat der Marchese Lucchesini glücklich verhindert, doch hat der Kurfürst die Antwort einmal mündlich gegeben. Man wird also durch eine Armee den Kurfürsten nötigen, auf unsere Seite überzutreten.

Da ich den Brief schliessen will, fällt mir ein, dass Sie, teuerster Hr. Professor, mit dem morgenden Tage Ihr siebenundsechzigstes Jahr antreten. Niemand nimmt gewiss herzlicheren Anteil daran, als ich; niemand hegt gewiss einen aufrichtigeren Wunsch, Sie noch lange der Welt erhalten zu sehen, als ich, der ich in Ihnen meinen zweiten Vater verehre.

Dem Hrn. Professor Krause, Ihrem vortrefflichen Freunde, machen Sie meine beste Empfehlung und da ich von seiner Güte überzeugt bin, dass er sich für mich interessiert, so haben Sie die Gewogenheit, ihm die Veränderung meiner Lage bekannt zu machen. Auch den Hrn. Jachmann grüssen Sie in meinem Namen und sagen Sie ihm, dass ich eine Antwort auf meinen letzten Brief von ihm erwarte.

Verzeihen Sie mir, dass ich schon wieder einen so langen Brief geschrieben habe, der vielleicht so wenig Interesse für Sie hat. Der Minister von Schulenburg, die Baronesse von Bielefeld, Hr. Hofrat Herz haben mir aufgetragen, Sie ihrer Achtung zu versichern. Ich bin mit der wärmsten Hochachtung

Ihr

innigster Verehrer

J. G. C. Kiesewetter.

N. S. Aus meinem letzten Briefe haben Sie die Ge-

schichte des vom O. C. verworfenen Katechismus ersehen; jetzt arbeitet Hr. Silberschlag und der Prediger Hecker einen alten Katechismus um, der den verstorbenen Inspektor Hecker zum Verfasser hat und eine Kompilation von theologischem Unsinn enthält.

Von Carl Leonhard Reinhold

30. *April* 1790.

Verehrungswürdigster Freund!

Unsre Universität wird sehr stark von Liefländern besucht. Der grössere Teil davon hört meine Vorlesungen; und mehrere, die zu Land und folglich über Königsberg in ihr Vaterland zurückkehren, hoffen und wünschen, durch einen Brief von mir begleitet, das Glück, das Angesicht meines grossen Lehrers zu sehen, weniger zu verfehlen. Der Respekt für Ihre unschätzbare Zeit hat mich bisher zurückgehalten, diesem Verlangen zu willfahren; und nur der seltene Wert des von seiten seines Kopfes und Herzens gleich vortrefflichen jungen Mannes, der heut von mir Abschied genommen hat, konnte mich bewegen, eine Ausnahme zu machen, und ihm selbst anzubieten, was ihn seine Bescheidenheit zu fordern gehindert hat. Herr *Salemann* gehört unter die Wenigen, die den akademischen Lehrer für die Vielen, an denen sie gewöhnlich ihre Mühe verlieren, reichlich schadlos halten. Es dürfte wohl noch nicht viele Philosophen von Profession geben, die diese neun Jahre her in den Geist der kritischen Philosophie so tief eingedrungen haben, als dieser junge Denker in einem halben Jahre, wie ich durch vielfältige zuverlässige Proben weiss.

Mit Sehnsucht sehe ich der Kritik der Beurteilungskraft und der Schrift gegen Eberhard entgegen, und freue mich, an der Moralphilosophie unsres Adjunktes *Schmid* und der *Ästhetik* des Prof. Heydenreichs in Leipzig zwei treffliche neue Produkte der kritischen Philosophie erlebt zu haben, da leider die gute Sache derselben nicht immer durch die besten Hände geführt wird, und die *Abichte*, *Borne* u. dgl. besser getan hätten,

wenn sie noch ein paar Jahre im stillen sich mit dem *Geiste* der kritischen Philosophie vertraut zu machen gesucht hätten.

Mit tiefster Verehrung und innigster Liebe
Ihr ganz eigener
Jena, d. 30. April 1790. *Reinhold.*

Von Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

Berlin, d. . . . Mai 1790.

Da ich vermute, dass Herr Nicolovius bald von Leipzig hier eintreffen und gütigst einen Brief von mir an Sie besorgen wird, so will ich nur immer, weil ich jetzt einige Zeit übrig habe, denselben zu schreiben anfangen. Zuerst muss ich Ihnen meinen besten Dank für das Exemplar Ihrer Kritik der Urteilskraft, das ich auf Ihren Befehl aus Herrn la Gardes Händen erhielt, abstatten; es ist mir dies ein neuer angenehmer Beweis, dass Sie mich Ihrer Liebe nicht ganz unwert halten. Herr la Garde ist mit dem Absatz der Schrift sehr zufrieden, und hofft künftige Ostern eine neue Auflage zu veranstalten. Auch füge ich ein Exemplar meiner kleinen Schrift über das Moralprinzip bei, mit der Bitte, dass Sie die Freundschaft haben möchten, es gelegentlich durchzulesen; vielleicht dürfte ich dann hoffen, dass Sie mir bei meinem Aufenthalt in Königsberg einige Winke und Bemerkungen für den zweiten Teil geben. — Ihre Schrift gegen Eberhard hat mir unendlich viel Vergnügen gemacht; ich habe nicht eher geruht, bis ich sie ganz durchgelesen hatte und ich habe mich sehr darüber gefreut, dass Sie Herrn Eberhard so trefflich festzustehen gezwungen haben, da er in seinem Magazin so gewaltig viel Wendungen und Sprünge macht.

Vielleicht hat Ihnen das Gerücht schon gesagt, dass der Minister von Schulenburg, in dessen Hause ich wohne, nicht, wie die Zeitungen aussagen, am Schlagfluss gestorben ist, sondern sich selbst erschossen hat. — Der Staat hat an ihm einen Mann von vielen und

trefflichen Kenntnissen, von ungemeiner Arbeitsamkeit und ich einen grossen Beschützer und, was mich noch weit mehr schmerzt, einen Freund verloren. – Ich bin überzeugt, dass es Ihnen nicht unlieb sein wird, von diesem Vorfall, der gewiss aller Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, näher unterrichtet zu sein, und ich will Ihnen daher einige Umstände ausführlich erzählen. – Der verstorbene Minister trat vor ungefähr dreieinhalb Jahren an die Stelle seines Verwandten, des Minister von Schulenburg-Kehnert, den man dahin gebracht hatte, dass er um seinen Abschied anhalten musste. Vorher war er Landrat gewesen und hatte sich unter andern durch die treffliche Einrichtung der Feuersozietät für das Land berühmt gemacht. Als Minister entwarf er den Plan zur Mobilmachungs-Kommission und ward Chef derselben. Zwei Jahre existierte dies Kollegium schon und zwei Jahre hatte man auch schon an einem Plan gearbeitet, welche Einrichtungen man zu treffen habe, im Falle die Armee marschieren sollte, aber dieser Plan war wegen der grossen Verschiedenheit der Meinungen der Mitglieder nicht zustande gekommen. Plötzlich ward die Vermutung des Ausrückens der Regimenter Gewissheit, und nun ging die Not des Ministers an. Die Kassen waren erschöpft, die Schatzkammer zum Teil leer, Widerspruch fand sich an allen Orten, es herrschte Mangel an Getreide und Fourage und dies brachte den Minister zu dem gewaltsamen Entschluss. Sie werden sich über die angeführten Ursachen wundern und vielleicht ihre Richtigkeit in Zweifel ziehen, aber sie sind dem ungeachtet ganz wahr. – – Der sogenannte eiserne Bestand der Kassen existierte schon längst nicht mehr. Unter den Papieren des Ministers fand sich unter andern ein Zettel: An eisernen Bestand ≈≈ 0000. – Die Schatzkammer zum Teil leer. – Im Jahre 1787 waren noch 27 Millionen Courant im Schatz und jetzt ist auch nicht ein Heller davon mehr da, und man hat in den General-Münzdirektor von seiten des Ministeriums gedrungen, Courant zu schaffen, der sich nun in grosser Verlegenheit findet. Man sagt sich hier ins Ohr, die sogenannte extraordinäre

Kasse, auf die, wer weiss was für Anweisungen gegeben worden sind, sei nichts anderes als der Schatz gewesen. — Und überhaupt mag es wohl ein politischer Kunstgriff des verstorbenen Königs gewesen sein, von dem Schatz eine sehr grosse Meinung zu verbreiten, da Preussen nur durch einen Schatz seine politische Existenz erhalten kann. — Widerspruch fand er an allen Orten. — Unter anderm forderte der König von ihm, dass er berechnen sollte, wie lange Preussen einen Krieg aushalten könnte. Er schrieb, dass man ein Resultat von ihm verlangte, wozu man ihm keine Data gegeben hätte, er könne dies nicht eher, als bis man ihn in den Stand setzte, die Einkünfte aus jeder Provinz und die Anzahl ihrer Einwohner zu wissen, um darnach die Verteilung zu machen; und stellen Sie sich vor — er erhält eine Kabinettsordre vom Minister Wöllner geschrieben (der sogar seine Hand nicht einmal verstellt hatte), in welcher ihm gesagt wird, er habe nicht recht verstanden, er solle die Berechnung nur so einrichten, dass er annähme, der Staat habe eine gewisse Anzahl Einwohner und eine gewisse Summe Einkünfte und für diese berechnen, wie lange man den Krieg führen könne, man werde alsdann schon das, was man zu wissen wünsche, selbst herausbringen. — Ferner waren in der Mobilmachungskommission Leute, die recht gut den Militärdienst verstehen mögen, die aber von den Finanzen gar nichts wissen, und doch wollten diese nicht bloss Jaherren sein, daher widersprachen sie, so dass sehr oft eine und dieselbe Ordre zehn- bis zwölfmal verändert wurde. — Endlich *glaube* ich, hat der Minister auch darin einen Fehler begangen, dass er die Getreideausfuhr erlaubte, das einzige, worin er dem physiokratischen System anhing. — Der Entschluss, sich zu erschiessen, wenn die Sache nicht nach seinen Wünschen abliefe, ist von ihm schon fünf Wochen vor seinem Tode gefasst worden, das erhellt aus dem Umstande, dass er so lange vorher sich Pistolen und Ladung hat geben lassen und sie in seinem Schreibpult aufbewahrt hat. — Der Entschluss aber, sich gerade zu der Zeit zu erschiessen,

war augenblicklich; dies erhellt aus vielen Umständen, die aber für diesen Brief zu weitläuftig sind, die ich also aufbewahren werde, bis ich das Vergnügen geniessen werde, den Herrn Professor persönlich zu sprechen. — Sonderbar war es, dass er mit der Lorgnette in der Hand vor dem Bildnisse des verstorbenen Königs sich erschossen hat, das auch ganz mit Blut und Gehirn bespritzt war.

Der König hat zwar auf die vom Geh. Rat von Segner erhaltene Nachricht vom Tode des Ministers der Witwe durch den Obristen von Geysau mündlich kondolieren lassen, aber ihr bis jetzt auf ihren Brief, worin sie um eine Pension bittet, noch nicht geantwortet und wird ihr auch wohl schwerlich antworten. Der Minister von Schulenburg-Kehnert hat die vakante Stelle erhalten, er hat aber folgende Bedingungen (wie man sagt) gemacht: 1. dass er nur unter dem Könige stehe, 2. dass er das rückständige Ministergehalt für die Jahre, dass er ausser Diensten ist, d. i. 21000 Taler, erhalte, 3. dass er seine Stelle niederlege, wenn der Krieg geendigt ist. Der König hat ihm überdies einen Krückstock des verstorbenen Königs, der 10000 Taler wert sein soll, geschenkt. —

Ich werde wahrscheinlich nicht im Schulenburgschen Hause bleiben, da jetzt dasselbe durch Weiber regiert wird, die nur nach Launen handeln. Wie froh bin ich, dass mein Gehalt als Prinzenlehrer mich vor Mangel sichert. Ich erhalte jährlich 360 Taler, wovon ich notdürftig auskommen kann. —

Soeben erhalte ich durch Hrn. Nicolovius Ihre Abhandlung gegen Eberhard als ein Geschenk Ihrer Güte. Ich darf es Ihnen wohl nicht erst sagen, wie sehr ich durch alle Beweise Ihrer Güte gerührt bin, es ist gewiss kein Mensch in der Welt, der Sie inniger liebt, inniger schätzt, als ich. —

Ihrem verehrungswürdigen Freunde, dem Hrn. Professor Krause, empfehlen Sie mich doch aufs beste. Seine Gesundheit ist doch vollkommen wiederhergestellt? — Ich freue mich herzlich darauf, ihn wieder zu sehen; denn so unangenehm mir der Vorfall mit

dem Minister auch ist, so soll mich doch nichts abhalten, innerhalb acht Wochen nach Königsberg zu reisen.—

Ich bin mit der uneingeschränktesten Hochachtung

Ihr

aufrichtigster Verehrer

J. G. C. Kiesewetter.

Von Ludwig Heinrich Jakob

Halle, d. 4. Mai 1790.

Verehrungswürdiger Herr Professor!

Zuvörderst sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank für das Geschenk, welches Sie mir mit Ihrer Kritik der Urteilskraft durch Hrn. la Garde gemacht haben. Ich habe sie bis jetzt noch nicht durchstudieren können, da ich noch nicht einmal die Bogen alle habe; aber die einzelnen Blicke, welche ich hineingeworfen habe, eröffnen mir schon grosse und herrliche Aussichten.

Zugleich erlauben Sie eine Anfrage, den Begriff oder vielmehr den Ausdruck *Erkenntnis* betreffend, zu tun, worüber ich vor kurzem mit Hrn. Reinhold in Zwiespalt geraten bin. Soviel ich sehe, gebrauchen Sie in der Krit. d. r. V. den Ausdruck Erkenntnis in einem doppelten Sinne, einmal, dass er *die Gattung* der objektiven Vorstellungen bedeutet und der Empfindung entgegensteht, so dass Anschauung und Begriff *Arten* derselben, folglich selbst Erkenntnisse sind; das andere Mal heissen Erkenntnisse solche Vorstellungen, die aus einer Anschauung und aus einem Begriffe zusammengesetzt sind. Hr. R. gebraucht es durchgehends in dem letztern Sinne und wo in der Krit. d. r. V. gesagt wird, dass keine Erkenntnis übersinnlicher Objekte möglich sei, wird der Ausdruck Erkenntnis ebenfalls nur im letztern Sinne genommen.

Wenn ich nun den Sprachgebrauch frage, so scheint er jedesmal nur für die erste Bedeutung zu stimmen, so dass das Wort Erkenntnis eine jede Vorstellung bedeutet, die auf ein Objekt bezogen wird. Man legt

Tieren ohne Bedenken Erkenntnisse bei, ohnerachtet man ihnen den Verstand oder das Vermögen der Begriffe abspricht. Und wiederum wird eine Idee, wenn auch zugestanden wird, dass ihr kein Objekt in der Erfahrung gegeben werden könne und dass in ihr nichts Anschauliches enthalten sei, dennoch eine Erkenntnis genannt, sobald nur eingeräumt werden muss, dass sie eine Vorstellung sei, die überhaupt auf etwas hinweist, das von der Vorstellung verschieden ist. So führt z. B. der blosse Begriff einer Erscheinung auf ein Etwas, das nicht Erscheinung ist; dieses Etwas kann ich nicht materialiter bestimmen, es wird aber doch mit der Vorstellung der Erscheinung als notwendig verbunden gedacht. Ich habe also eine blosse Idee von diesem Etwas, aber wenn ich nun diese Idee nicht etwa selbst für das der Erscheinung zum Grunde liegende halte, so kann ich sie doch ohne Bedenken so interpretieren, dass sie ein reales Etwas überhaupt andeutet, welches sowohl von der Idee als der Erscheinung verschieden ist, ob ich gleich nicht bestimmen kann, ob dieses Etwas vorstellbar ist oder nicht. Die Auktorität, die mich zwingt, ein solches Objekt anzunehmen, ist meine Vernunft, aber diese nötigt mich ebenso, die Wirklichkeit eines Etwas, das da erscheint, zum voraus zu setzen, als mich die Sinne nötigen, die Wirklichkeit der Erscheinungen zuzugestehen. Im ersten Falle weist mich die Vernunft auf ein Objekt hin, im andern Falle stellen mir die Sinne solches vor. Ich kann der Auktorität der Vernunft nicht weniger trauen als den Sinnen. Wir *erkennen* also wirklich durch die Vernunft, dass es Dinge an sich gebe und zwar durch die Idee. Diese Idee drückt nichts von den Dingen an sich aus, sie lässt sie unbestimmt, aber sie deutet doch, wie mich dünkt, ihr Dasein an. So leer also die Idee auch sein mag, sobald sie nur auf ein reales Objekt hindeutet, kann, wie mich dünkt, sie doch Erkenntnis heissen. Ich weiss wohl, dass ich nicht bestimmen kann, was *reales Dasein* ist, wenn ich solches nicht durch ein Verhältnis in der Zeit auf mein Wahrnehmungsvermögen bestimmen kann, aber der blosse logische Begriff, den ich damit verknüpfe,

wenn ich sage, das Ding an sich ist da, und der nichts sagen will, als, es enthält den unbedingten Grund der Wirklichkeit der Erscheinung, ist dennoch ein solches Merkmal, wodurch ich in den Stand gesetzt bin, gesetzt, es würde mir ein intellektuales Anschauungsvermögen gegeben, das Ding an sich zu suchen und zu finden; es ist ein formaler, vorläufiger Begriff, aber wirklich nie objektive Vorstellung, ohngefähr so wie ein Tauber sich vorläufige Begriffe vom Hören machen kann, die wirklich im Zustande der Taubheit bloss formal sein können, die ihn aber doch in den Stand setzen würden, gesetzt, sie erhielten mit einem Male das Gehör, zu erkennen, das sie jetzt hörten. Ich sehe nicht, warum man nicht sagen könnte, dass Taube, Blinde vorläufige Erkenntnisse vom Hören und Sehen haben könnten (Begriffe), ob sie gleich keine Anschauungen haben.

Mein Hauptaugenmerk hierbei ist, ob nicht durch eine solche Nachgiebigkeit im Ausdrucke die Vereinigung der Parteien, da es doch der Kritik angelegen ist, sie mit sich selbst einig zu machen, befördert werden könnte. Im Grunde hat man doch der Kritik schon sehr viel zugestanden. Der Hauptanstoss scheint den Gegnern nur noch zu sein, dass sie keine Erkenntnis von Gott, Unsterblichkeit usw. haben sollen. Dass ihre Erkenntnis nicht anschaulich sein könne, geben sie allgemein zu. Wenn man ihnen nun beweist, dass die Prädikate einfach, immateriell usw. anschauliche Prädikate sind, so müssen sie diese aufgeben, weil sie nicht für uns anschaulich sind. Geben sie also zu, dass wir bloss Verhältnisse des Unbedingten zu uns und der Sinnenwelt angeben können; so dünkt mich, kann man ohne Bedenken die Vorstellung dieser Verhältnisse auch *Erkenntnisse* nennen, da doch zugestanden wird, dass wir diese Verhältnisse nicht bloss denken (sie uns einbilden), sondern dass sie real sind, dass wir sie also für objektiv halten, der Grund, der uns hierzu bestimmt, mag nun das Objekt oder das Subjekt sein. In den krit. Versuchen über den ersten Band des Hume habe ich einen Versuch gemacht, diese Begriffe deutlich vorzutragen. Ich wünsche sehnlichst,

hierüber belehrt zu werden. Ich bin es nicht allein, der hierin Schwierigkeiten findet. Ihnen würde es etwas Leichtes sein, über diese Sprachzweideutigkeit Aufschlüsse zu geben und die Wortbedeutung, derer Sie sich bedienen, mit dem gemeinen Sprachgebrauche zu vereinigen. Ich glaube gewiss, dass dieses die Vereinigung sehr befördern würde.

Übrigens glaube ich, kann es Ihnen nicht unangenehm sein, Humen im deutschen Gewande zu sehen. Der Grund seines Raisonnements kann, wie ich glaube, bloss durch Ihre Kritik gehörig verstanden werden und wenn ich etwas durch die beigefügten Versuche zur Erleichterung der richtigen Beurteilung beigetragen habe, so fällt der schönste Teil des Verdienstes auf Sie zurück. Ebenso ist es auch mit der Preisschrift, welche Sie ebenfalls durch einen Buchhändler erhalten werden. Ich wünsche nichts mehr, als dass Sie urteilen mögen, dass ich mich Ihrer Grundsätze recht bedient habe und dass ich nicht ganz unfähig sei, etwas zur Ausbreitung und Beförderung der wahren Philosophie beizutragen. Der Himmel verleihe Ihnen noch recht lange Kraft und Stärke, damit Sie der Welt noch lange ihre Schätze mitteilen können. Möchten Sie sich doch entschliessen, uns mit einer Anthropologie zu beschenken.

Ich bin mit der tiefsten Achtung und Ehrfurcht ganz der Ihrige

Jakob.

Von Salomon Maimon

Wohlgeborner, Wohlgelehrter
Höchstzuehrender Herr Professor!

Ew. Wohlgeb. werden mir gewiss verzeihen, dass ich mir abermals erlaube, gegenwärtige Zuschrift an dieselben zu richten. Ich habe vor nicht langer Zeit Bakons Schriften erhalten und gelesen; dieses hat mich veranlasst, eine Vergleichung zwischen Bakons und Ew. Wohlgeb. Bemühungen um die Philosophie anzustellen und dieselbe in dem Berlinischen Journal

für Aufklärung drucken zu lassen. Da ich aber besorge, hierin entweder zu viel oder zu wenig getan zu haben, so erbitte ich mir hierüber Ew. Wohlgeb. gütiges Urteil, welches mir gültiger und angenehmer sein wird, als das irgendeines eifrigen Anhängers oder Gegners. Dass man bei Darstellung der Gedanken eines etwas alten Schriftstellers nicht behutsam genug verfahren kann, um von der einen Seite dem Vorwurfe der Verstümmelung und von der andern dem des Unterschiebens neuerer Gedanken auszuweichen, weiss ich sehr wohl; daher ich auch Ew. Wohlgeb. in der Hoffnung einer gütigen Erfüllung meines gehabten Gesuchs zugleich ergebenst um die gütige Erlaubnis bitte, dass ich Dero Beurteilung in dem gedachten Journal darf abdrucken lassen. Mit dem Gefühl der innigen Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ew. Wohlgeb.

ergebener Diener

Berlin, am 9. Mai 1790. *Salomon Maimon.*

Von Salomon Maimon

15. *Mai* 1790.

Wohlgeborner Herr
Insonders hochzuehrender Herr Professor!

Für das mir gütigst übersandte Geschenk Ihrer Schrift, der Kritik der Urteilskraft, woraus ich Ew. Wohlgeboren freundschaftliche Gesinnung gegen mich ersehe, welche mir sehr teuer ist und worauf ich stolz zu sein Ursache habe, sage ich Ihnen den allerverbindlichsten Dank. Ich habe zwar noch nicht Zeit gehabt, dieses wichtige Werk durchzulesen, oder wie dies erforderlich ist, durchzudenken, sondern es erst bloss durchblättern können. Gleichwohl aber bin ich durch den Beifall, welchen Sie dem Hrn. R. Blumenbach erteilen, veranlasst worden, dessen vortreffliche kleine Schrift zu lesen, und hiedurch ist bei mir ein Gedanke rege gemacht worden, der, wiewohl er nicht neu ist, doch paradox genug scheinen mag, nämlich

die Realität der Weltseele bestimmen zu wollen, wovon ich mich erdreiste, Ew. Wohlgeboren den Plan zur Prüfung vorzulegen. Ich kann zwar nicht ganz genau bestimmen, was die Alten hiemit für einen Begriff verknüpften, ob sie darunter Gott selbst, oder etwas, was ausser demselben ist, verstanden. Demohngeachtet denke ich mir diesen Begriff folgendermassen: Die Weltseele ist eine der Materie überhaupt (dem Stoff aller reellen Objekte) beiwohnende und auf dieselbe wirkende Kraft, deren Wirkung nach der verschiednen Modifizierung der Materie verschieden ist. Sie ist der Grund der besondern Art der Zusammensetzung in jedem (auch unorganisierten), der Organisation in jedem organisierten Körper, des Lebens im Tier, des Verstandes und der Vernunft im Menschen usw., kurz, sie gibt die Formen aller Dinge nach Beschaffenheit ihrer Materie, so dass sie durch die eine Form die Materie zur Annehmung einer andern Form von einer höhern Ordnung geschickt macht. Und da die Materie unendliche Modifikationen annehmen kann, so kann diese Entelechie auch unendlich verschiedne Formen liefern. Sie ist also der Grund aller möglichen Wirksamkeit. Ich sehe nicht ein, was die neuern Philosophen habe bewegen können, diese Meinung gänzlich zu verwerfen. Sollte es deshalb geschehen sein, weil man von dieser Weltseele als Objekt keinen Begriff hat? Wir haben aber von unsrer eignen Seele ebensowenig einen Begriff. Oder fürchtet man hier Spinozismus, so dünkt mich, ist nach obiger Definition demselben genugsam zuvorgekommen. Denn dem Spinozismus zufolge ist Gott und die Welt ein und ebendieselbe Substanz. Jener Erklärung aber zufolge ist die Weltseele eine von Gott erschaffne Substanz. Gott wird als intelligentia pura extramundana vorgestellt. Die Weltseele hingegen wird zwar als eine Intelligenz, aber als eine solche, welche mit einem Körper (der Welt) in Verbindung steht, folglich eingeschränkt und den Gesetzen der Natur unterworfen ist, vorgestellt. Als *Ding an sich* kann man ebensowenig behaupten, dass es mehrere Substanzen, als dass es nur eine einzige in der Welt gäbe. Als Phänomene hin-

gegen glaube ich aus guten Gründen für das letztere entscheiden zu können. Denn a) die gänzliche Unterbrechung der Wirksamkeit der sogenannten Substanzen, z. B. des Denkens im Schlafe usw. muss gegen die Substantialität derselben ein Misstrauen erregen. Locke behauptet, die menschliche Seele denke nicht beständig und führt jene Unterbrechung als Beispiel an. Leibniz nimmt dieserwegen zu den dunkeln Vorstellungen seine Zuflucht und sucht derselben Realität aus der Verbindung der auf die Unterbrechung folgenden Vorstellungen mit den ihr vorhergehenden zu beweisen. Was sind aber diese dunklen Vorstellungen anders als blosse Dispositionen und zurückgelassene Spuren der die Ideen begleitenden Bewegungen in den Organen. Nach dem Begriff einer Weltseele hingegen lässt sich dieser Zusammenhang auf eine fassliche Art erklären. Jede Bewegung in den Organen wird von einer derselben entsprechenden Vorstellung begleitet, wozu aber ein gewisser Grad der Intensität gehört. Während des Schlafes aber lässt diese Intensität nach. Diese Weltseele kann also alsdann keine Vorstellungen bewirken. Beim Erwachen aber nimmt diese Intensität wieder zu, so dass jene Bewegungen von denen ihnen entsprechenden Vorstellungen begleitet werden. Und da die auf den Schlaf folgenden Bewegungen mit den vor demselben hergehenden und während desselben fortdauernden Bewegungen nach den Gesetzen der Natur in genauem Zusammenhang stehen, so muss dies auch bei den diesen Bewegungen entsprechenden Vorstellungen stattfinden. b) Auch scheint die Natur der objektiven Wahrheit, die alle Menschen voraussetzen, die Idee einer Weltseele notwendig zu erfordern; woraus sich die Identität der Formen des Denkens bei allen denkenden Subjekten, und die Übereinstimmung in den dieser Form gemäss gedachten Objekten erklären lässt. c) Die Lehre von den Zwecken in der Natur (Teleologie) scheint diese Vorstellung auch zu erfordern. Ich glaube nämlich, dass ein Zweck nicht hervorgebracht, sondern durch etwas schon Hervorgebrachtes erreicht wird. Die Formen halte ich daher für Zwecke der Natur, welche

durch die auf eine bestimmte Art nach mechanischen Gesetzen hervorgebrachte Objekte erreicht werden. Dies beweist also notwendig das Dasein eines allgemeinen Grundes der Verbindung dieser Formen untereinander als besondere Zwecke zu einem Hauptzweck und der Übereinstimmung der nach den Naturgesetzen hervorgebrachten Objekte mit diesen Formen überhaupt; so dass man in diesem Betracht die formengebende Intelligenz mit der gesetzgebenden, und die mechanischen Gesetze der Natur mit der vollziehenden Macht eines wohleingerichteten Staats vergleichen kann.

Dies sind ungefähr mit kurzen Worten meine Gründe, welche ich Ew. Wohlgeboren zur Beurteilung vorzulegen wage. Mit Ungeduld erwarte ich Dero Entscheidung hierüber, und habe die Ehre, zu verharren

Ew. Wohlgeboren
gehorsamster Diener
Berlin, d. 15. *Mai* 1790. *Salomon Maimon.*

Anzeige

Mai [?] 1790.

In dem Leipziger Katalog von der Ostermesse d. J. steht unter den Büchern, die künftig herauskommen sollen: *I. Kants kleine Schriften, mit erläuternden Anmerkungen*, ohne Namen des Herausgebers oder Verlegers. Ich hoffe, dass der, welcher diesen Einfall gehabt hat, sich eines andern besinnen, und dem Verfasser selbst diese etwaige Besorgung, zusamt den hinzuzufügenden Anmerkungen, welche die seitdem mit seinen Begriffen von dergleichen Gegenständen vorgegangene Veränderung betreffen dürften, überlassen werde, doch unbeschadet der Anmerkungen, die der Herausgeber darüber gemacht haben mag, und die er auch ohne den Text, wie es ihm beliebt, bekanntmachen kann: widrigenfalls die authentische Ausgabe in Kollision mit der unrechtmässigen dieser allem Ansehen nach zum Nachteil gereichen würde.

I. Kant.

An Johann Schultz

29. *Juni* 1790.

Hiermit nehme mir die Freiheit, Ew. Hochehrwürden noch einiges (manches vielleicht schon in den vorigen zwei Bogen, doch nicht so klar, wie mich dünkt, vorgebrachtes) zum beliebigen Gebrauche in der Rezension zuzusenden. Das Blendwerk von dem *bildlichen*, mit dem Eberhard immer um sich wirft, scheint nötig zu sein aufzudecken, imgleichen auch die letzte Aufforderung, um ihn so geschwinde als möglich zu nötigen, sich in seiner Blösse darzustellen. — Mit mehrerem werde ich nicht beschweren: ausser nur etwas aus den Kästnerschen Aufsätzen, aber nur, um ihm zu zeigen, dass in diesen nichts sei, was zum Vorteil gereiche.

d. 29. *Juni* 1790. *I. Kant.*

An Johann Schultz

2. *Aug.* 1790.

Von gegenwärtigen zwei Blättern, welche ich die Ehre habe, Ew. Hochehrwürden hiermit zuzuschicken, glaube ich, dass es gut wäre, wenn sie ohne Abkürzung in die Rez. könnten eingerückt werden; nicht allein, um dem Übermut des Hrn. Eberhards wegen dieser scheinbaren Verstärkung seiner Partei dadurch die Nahrung zu benehmen, sondern auch Hrn. Kästner selbst von der Einbildung abzubringen, als habe jener etwas mit seiner, d. i. der Wolfschen Philosophie Einstimmiges gesagt.

Zugleich nehme ich mir die Freiheit, unmassgeblich anzuraten, auf die Stellen, da Kästner auf Ihre Theorie des Unendlichen anzuspielen scheint, in dieser Rezension nicht Rücksicht zu nehmen, um den Verfasser derselben dadurch nicht zu entdecken. Sie könnten in dem von Ihnen jetzt bearbeiteten Stücke Ihrer Prüfung usw. sich darüber ausführlich erklären und rechtfertigen; zu welchem Behuf ich glaube, dass beiliegendes Blatt b, wie ich mir schmeichle, einigen

neuen Stoff darbieten möchte, um Ihre Theorie mit dem, was die Kritik in dem Stücke von der Antinomie in Ansehung des Unendlichen im Raume sagt, in Übereinstimmung zu bringen.

Mit dem Anwunsche einer guten Gesundheit und Munterkeit zu allen diesen beschwerlichen Arbeiten bin ich mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochwürden

ganz ergebenster Diener

d. 2. Aug. 1790. *I. Kant.*

An Johann Friedrich Blumenbach

Königsberg, d. 5. Aug. 1790.

Wohlgeborener, verehrungswürdiger Herr!

Der die Ehre hat, Ihnen Gegenwärtiges zu überreichen, Hr. Doktor med. Jachmann, mein ehemaliger Zuhörer, gibt mir, bei dem Wunsche, von einem berühmten Manne gütige Anweisung zu erhalten, wie er seinen kurzen Aufenthalt in Göttingen am besten benutzen könne, Anlass, meinen ergebensten Dank für Ihre mir im vorigen Jahre gewordene Zusendung des trefflichen Werks über den Bildungstrieb abzustatten. Ihre Schriften haben mich vielfältig belehrt; doch hat das Neue in der Vereinigung zweier Prinzipien, dem der physisch-mechanischen und der bloss teleologischen Erklärungsart der organisierten Natur, welche man sonst geglaubt hat unvereinbar zu sein, eine nähere Beziehung auf die Ideen, mit denen ich mich vorzüglich beschäftige, die eben einer solchen Betätigung durch Fakta bedürfen. Meine Erkenntlichkeit für diese mir gewordene Belehrung habe ich in einer Stelle des Buches, welches der Buchhändler de la Garde Ihnen zugesandt haben wird, zu bezeigen gesucht.

Den Hrn. Geh. Sekr. Rehberg bitte, unter Versicherung meiner wahren Hochachtung, auf sein durch Hrn. H. R. Metzger geäussertes Verlangen, alle meine kleinen Schriften zu haben, gütigst zur Antwort zu erteilen: dass sie sich schon vorlängst nicht mehr in meinen Händen befinden, indem ich, bei meinem nach-

her vorgenommenen Gedankengange, darum mich nicht mehr bekümmert habe und, was vollends die Programme betrifft, einige derselben so flüchtig hingeworfen worden, dass ich selbst nicht gern sähe, wenn sie wieder ans Tageslicht gezogen werden sollten.

Unter Anwünschung alles Wohlergehens und der besten Gesundheit, um die Welt noch fernerhin zu belehren, bin ich mit der vorzüglichsten Hochachtung Ew. Wohlgeb. ganz ergebenster Diener

I. Kant.

Von Allard Hulshoff*

5. *Aug.* 1790.

Herrn Prof. Immanu. Kant
Hochgelehrter Herr!

Im letztverwichenen Jahre klopfte oder sprach die praktische Vernunft bei mir an und sagte: Du bist Zeitgenosse von dem grossen Kant und wirst Du dem würdigen Greise nie die Verwunderung und Ehrerbietung bezeugen, welche er Dir einflösset? wirst Du niemals sagen, dass Du für ihn um ein gesegnetes Alter betest, damit er ferner für Wahrheit, Gottesdienst und vielleicht (mein höchstes Glück beruht auf meiner Überzeugung von der Offenbarung) für das Christentum nützlich sein möge.

Lange Ungewohnheit benahm mir die Luft, Lateinisch zu schreiben und in französischen und hochdeutschen Aufsätzen bin ich nicht geübt. Dieses Bedenken verursachte Trägheit und Aufschub. Doch kürzlich versicherte mir J. F. Thiele, dass Sie einen holländischen Brief wohl verstehen würden, wenn ich denselben nach dem Hochdeutschen zu beugen oder damit zu vermengen wüsste. Hierauf nehme ich die Freiheit, Sie mit einem Briefe zu überfallen und biete Ihnen zugleich einige meiner kleinen Aufsätze an, ob sie Ihnen in einer Stunde der Musse Vergnügen machen und Sie auch reizen möchten, Ihre Gedanken über angelegene Sachen dem Publikum klarer mitzuteilen.

* (Für Kant angefertigte) Übersetzung aus dem Holländischen.

Lob und Dankbezeugungen übergehe ich absichtlich. Doch von mir selber muss ich etwas sagen, um allen Verdacht wegen Parteisucht und Feindseligkeit von mir abzuwehren. Von Jugend an war ich gewohnt, manchmal mit einem Schein von Bitterkeit die Desiderata in den besten Systemen anzuzeigen, und die geschicktesten Vorfechter stark zu nötigen oder einigermassen aufzubringen, lediglich, um nur mehr Licht zu bekommen und es dann mit Danksagung zu geniessen; Bedürfnisse zu erkennen zu geben, um glückliche Aufklärungen hervorzulocken, hielt ich für erlaubt, weil ich voraussetzte, dass andere mehr Einsicht besassen. Dies sei genug, um meine offenherzigen, freimütigen und wahrheitsliebenden Kritiken von allen Verdacht einer eklen Parteisucht zu befreien. Als ich Anno 1757 die Beschauung der besten Welt schrieb, war ich ein Hochachter der Wolfianischen Philosophie und wünschte nichts herzlicher, als dass die Schwierigkeiten durch einen geübteren Denker aus dem Wege möchten geräumt werden; die beikommende Übersetzung habe ich nicht nachgesehen, sende aber dieselbe, um zu zeigen, dass ich mich frühzeitig mit metaphysischen Sachen abgegeben. Ein deutscher im Ütrechtschen wohnhafter Gelehrter Hr. J. Petsch schrieb dagegen, doch weil er nichts dagegen einbrachte, als was mir längst bekannt war, habe ich ihm nicht geantwortet und das um so mehr, weil ich damals Prediger wurde und nunmehr dreissig Jahre einem Amte vorgestanden habe, welches mit den häuslichen Geschäften und Bekümmerungen mich vom Schreiben abgehalten hat, so dass ich nur kleine und wenige Werkchen herausgegeben habe. Von einigen derselben werde ich kürzlich etwas berichten. De Evidentia ist geschrieben und verschickt Anno 1762. Hierin sind allgemeine Betrachtungen über die Metaphysik, besonders wird darin berührt ein Sensus probab. oder communis als unterschieden von der Ratio speculativa, also eine Form unseres Verstandes. Dieses ist nicht genug ins Licht gestellt. Den letzten Teil dieser Dissertation müsste ich zurückgehalten haben: es war eine Übersetzung einer Predigt über das von mir ge-

brauchte Motto. Töllner hat diesen Stoff nachher weitläuftiger abgehandelt. Zu Leiden Anno 1766 ist eine Preisschrift gedruckt, worin ich die Lehre vom Sensus moralis zur Kenntnis und Beurteilung meinen Landsleuten nähergelegt habe; ich untersuche darin die Argumente von der Indoles Dei oder Moralitas in Deo und beschreibe die Sanctitas oder Justitia als Sensus moralis in Deo eminenter analogus. Von dieser Dissertation habe ich kein Exemplar übrig. Darauf folgte das argum. a priori. In 1755 schrieb ich eine Dissert. inaugur. über den Gegenstand. In 1756 sah ich meinen Irrtum; ich war durch das bekannte Sophisma des Cartesius verleitet; indes dass subobskur meinem Geiste etwas anders vorschwebte, dieses bearbeitete ich. Premebatur decimum in annum. Jetzt habe ich dieses Stückchen wieder gelesen. Zu meiner Erniedrigung bekenne ich, niemanden gefunden zu haben, der es verstand oder davon überzeugt wurde. Anno 1773 ist gedruckt: das wahre System der Natur, welches auch, wiewohl fehlerhaft und manchmal unverständlich ins Hochdeutsche übersetzt ist. Beide letztgenannten Abhandlungen sende ich nebst den gekrönten konkurrierenden von andern Schreibern. Noch ist zu Berlin eine Preisschrift des Penchans gedruckt, aber durch den Übersetzer ganz unkenntlich gemacht, v. g. materia und motus ist übersetzt poussière et mouvement etc., ich glaube mich darin bestrebt zu haben, das Eigentliche der Tugend zu finden, und Verpflichtung von Motiven und besondern Neigungen zu unterscheiden. Unlängst habe ich zu zeigen getrachtet, wie weit man die Beweise für die Immater. und Immort. animae bringen kann, bei der gewöhnlichen Hypothese der wahren Existenz eines Mundus materialis Haarlem 1790. Hiervon ein Exempl. wie auch Tl. XXVII St. 1. von der Holl. Soz., diese Sozietät gab auf: den sogenannten neuen Beweis von Moses Mendelssohn und die Prüfung von Prof. Jocob zu beurteilen. Am Ende meiner Antwort zeigte ich einen Plan an, die Kantsche Philosophie meinen Landsleuten bekannter zu machen. Doch seitdem ist aufgegeben vor dem 1. IX. 1790 die Krit. d. r. V. (Auflage 1781)

p. 804—818 verglichen mit Prakt. Vern. p. 223 bis 238. NB. nicht von mir aufgesetzt. Vielleicht kommt nachher in Betrachtung über Grundl. zur Metaph. der Sitten 2. Aufl. p. 52. confer Zeno p. 10. nota unter (2). Mein Mitschreiber v. d. Voort ist zum Prof. Phil. nach Groningen berufen, ich hoffe, dass er die Kantsche Philos. studieren wird.

Nun schreite ich zu einigen freimütigen Bedenken. Das Lesen der Krit. d. r. V. fiel mir, wegen der langen, viel zu parenthetischen Perioden, sehr schwer; diese verursachen eine doppelte Ermüdung der Aufmerksamkeit. Die Perioden müssten anders tourniert sein, oft abgeschnitten und mehrere Punkte gebraucht werden. Daher muss der lateinische Übersetzer die Eleganz der Konstruktion aufopfern z. B.: Nomin. verbum. accus. circumst. Nach Punktum ein Exempel oder Erklärung oder Erweiterung usw. So konstruiert schreiben die Engländer und Franzosen. Dies lässt uns nicht fehlen beim Relatum und Correlatum, ich suche dieses im Niederdeutschen nachzumachen. Im Zeno sind die offenen Distanzen hinter den Punkten verschieden, und in den Perioden nach (,) oder (;) sind (—) erinnernde Anweisungen zur mora in pronuntiando. Auch muss eine tabula analytica vor die Kritik kommen, um die Verbindung des Ganzen zu übersehen und das Rationale der Partitionen und Subdivisionen einleuchtend zu machen, welche ohne die Hilfe solcher Anweisung willkürlich scheinen können; imgleichen ein Index von Kunstwörtern mit Erklärungen und ein ausführlicher Index rerum, welcher auch die mehr oder weniger episodischen kleinen Anmerkungen anweist. Die Lehre der Kategorien schien mich zu überraschen, sie kommt herein als nicht genug vorbereitet und aus der Luft gefallen. Besonders ist mir die Widerlegung des Idealismus mangelhaft vorgekommen, sowohl in der Vorrede p. 39 des zweiten Drucks, als auf der daselbst angeführten Stelle. Der Beweis für den mundus intelligibilis als wahrlich ausser den Geistern bestehend, überzeugt mich nicht. Jeder hat seinen eigenen Standpunkt. Ich bin ein Bewunderer des Berkeley. Nicht vor 1775 habe ich seine Schriften

gelesen. Dieses machte Epoche in meinen Betrachtungen über das Metaphysische. Dieser scharfsinnige tiefdenkende Weltweise schrieb gegen die Skeptiker und glaubte den Anomalien der Atomisten zu entweichen; seine vornehmsten Werke sind die Principles of human knowledge und die Hylas and Philonous; auch verdient gelesen zu werden On vision, selbst die Siris oder über Teewasser und die Diatriba de motu. Vielleicht hat niemand die Parmen des Plato so gut als er verstanden. Das Gefällige der Platonischen Gespräche hat er im Hylas nachgeahmt. Oft glaubte ich, ihm in der Krit. d. r. V. zu begegnen und, ni fallor, wird er nur einmal mit dem Epithet: der *gute* angeführt. Dieses macht mich zweifeln, ob er Englisch oder in einer guten Übersetzung (wozu ein Kenner nötig ist) von Ihnen gelesen sei. Der grosse Berkeley verdient ein weitläuftigeres Examen. Er setzt 1) Geister und 2) Naturgesetze der Gewahrwerdung oder passive Ideen. Diese Naturgesetze formieren einen mundus Sensitivus für jeden individuellen Geist und machen, dass diese mundi in differierenden Individuis harmonieren; alles nach scheinbaren Regeln von Kausalität, so dass wir wirken und zusammenleben können. Naturgesetze sind eigentlich nichts anderes als die Regeln der beständigen Energie des Willens des Schöpfers, der so seine Weisheit und Güte den Menschen bezeugt. Nach Berkeley kann kein mundus externus unsern Ideen gleichen. Das Extensum kann nicht der Wahrheit gemäss im nonextenso abgemalt werden. Das Materiale hält er für unmöglich, wegen der bekannten Ungereimtheiten von Compositio und divisio continui. Auch behauptet er, solch ein mundus externus sei durchaus unnütz und von keinem Wert, ein Superfluum, das nirgends zu dienet; weil doch in allen Systemen die Zwischenkunft oder mediatio der Naturgesetze, der Sensationsgesetze erfordert wird, um das prorsus heterogeneum, den mundus externus in jedem Geist zu einem mundus sensualis umzuschaffen. Zu Berkeleys Naturgesetzen gehöret Ihre Form oder sonderbare Konformation der Seele, nach der Zeit und Raum Anschauungen, und das Substra-

tum aller unserer Vorstellungen sind. Der Bischof würde sagen: Ihre Sensationen beweisen keine aussergeistliche Welt; sie indizieren, sie postulieren nichts dergleichen. Eine mirakulöse Offenbarung würde nötig sein, um die Existenz zu glauben. Vielleicht würden die Leibnizianer den Berkeley unterstützen wollen oder ihm wenigstens im Streit beistehen und sagen: Der Mundus von Monaden ist begreiflich, weil die Substanzen und Veränderungen mit der phänomenen Welt einigermassen analogisch sind. Phaenomena von der Ausbreitung einer Meile indizieren eine proportionierliche Anzahl und Energie von Monaden, Sensationen von einer Jahresfrist zeugen von mehr Veränderungen in dem mundus intelligibilis als die Sensationen in einer Stunde. Was ist dagegen der Kantsche Mundus vere existens? το Πᾶν? Syntagma? vel Substantia unica? finitum vel infinitum? Quantum vel Quale? vivum aut mortuum? oder sollte er sein omniscium omnipotens usw. so als Berkeleys? Kann dieser ganze Mundus nicht verschwinden ohne Nachteil für Ihr System? Haben wir einiges Interesse dabei? Die Möglichkeit der Necessitas absoluto oder von etwas, das necessarium ist, scheint durch Ihre Lehre von der Synthesis nicht bestritten zu sein; mithin würde das argum. a priori bleiben. Die Exzeption ist einzig, ist nötig und berührt das übrige nicht. Übrigens mag das Gesagte über Synthesis und Dialektik bleiben. Es fehlt mir an Zeit, wenn ich aber (nach pag 124 über Mos. Mend. und Dr. Jac.) noch eine kleine Abhandlung schreibe, würde ich mich auf diese beiden Hauptpunkte einschränken, 1) vindiciae argum. a priori contra K. und 2) Berkeley und Kant verglichen. Die Atomisten machen dem Berkeley diesen Einwurf. Für jeden Geist wird alle Augenblicke eine herrliche Welt geschaffen und die Welten in den Geistern sind harmonisch! Welche unnachdenkliche Profusion und Implikation! Ich würde gegen die Atomisten, durch die gravitatio universalis, Repressailles gebrauchen können. Ein Teeblättchen, von einem Chinesen gepflückt, wirkt jeden Augenblick auf die kleinste Partikel der Feuchtigkeiten meines

Auges, und die sämtlichen Bewegungen in jedem Augenblick wirken in jedem gegebenen Sandkorne mehr Veränderungen, als in einem Werke, so gross als die französische Enzyklopädie, beschrieben werden können. Über das Existieren ausser Zeit und Raum, sowie alles Beharrliche Gott, die Seele bestehet, erwarten oder wünschen viele anjetzt eine Aufklärung Prakt.Vern. p. 155. 206. et alibi passim. Dieses würde die Freiheit, die Fortdauer der Seele nach dem Tode, die Begriffe von Gott usw. aufklären. Dieses hofft man und muss keinen Lehrlingen anvertraut werden. Ich, qui Obstetricis vice fungi semper exopto, suche Sie und Ihre Lehrlinge zu reizen, mehr Unterricht zu gebären. Der Zeno musste hier namenlos sein, vornehmlich, weil die Ungeübten in meiner Gemeinde das Büchelchen nicht kaufen mussten; sie würden wohl einen Katechismus oder Andachtsbuch von mir haben wollen. Zeno nötigt und ersucht q. 7 nota p. 9—12. p. 56 nota in textu p. 60, 61 u. passim. Sie würden die zusammentreffenden Gedanken von Herrn Necker und von mir p. 68 u. 75 entwickeln und aufklären können. Das Beharrliche ausser Zeit usw. In der Praxis wird auf diese und dergleichen Fragen Antwort erwartet: — gibt's eine mensura demeriti? wie sind die gradus zu setzen? ist der Imperativ unendlich rigoureus? Ruat coelum, fiat justitia! oder (um Ihren Lieblingssatz zu gebrauchen) coelum ruat; esto verax! Ist omne peccatum eine culpa infinita? (die Theologen sagen: Verdient unendliche Strafe: quia contra Dei Majestatem infinitam) kann ein malum morale aufhören, so zu sein durch die Compensatio eines boni physici. z. B. das Vaterland durch eine Lüge retten? usw. Wie ist von Natur unsere sittliche Inertia beschaffen? wie ist diese zu überwinden? wie in Allegresse zu verändern? usw. Ich ersuche Sie, auf die Teylersche Abhandlung p. 50 c. II Prüfung aufmerksam zu sein. Sie, mein Herr! werden sich nicht beleidigt halten, wenn ich voraussetze, dass Sie ein Christ und zwar ein orthodoxer sind. Eine Anmerkung über den Finis creationis und über die Praxis christiana als einen Glauben (an die Versöhnung, Satisfactio vicaria) durch

die Liebe wirkend — stärket diese Vermutung. Confer Clesz vom Glauben. Ihre moralischen Prinzipien sind auch den jetzt herrschenden, denen von Eberhard, Steinbart usw. entgegengestellt. Diesen ist bonum morale (in se nichtswürdig, nur Medium und Glückseligkeit, Finis, ihr grosser Plan ist — die Bibel zu nichts zu exegesieren. Auch kann Strafe bei diesen nur medium sein, poena medicatrix vel exemplaris. Sie erkennen keine rechtmässige Vergeltung als Finis, ausser wenn die Vergeltung ein bonum physicum anbringt. Nunquam Deus punit ut puniat. Selbst Seiler hat sich verführen lassen, zu behaupten, dass der Oberherr nur, so viel nötig ist, straft, um Respekt zu erwecken, um den Wohlstand vor vernünftigen Geistern aufrecht zu erhalten, die eben die Ehrerbietung verlieren, sobald sie diese Absicht entdecken. Geheimhaltung würde nötig sein, um nicht sich selber zu destruieren, welche nichts als eine sklavische eigennützige Furcht übrig liesse. H. D. Hermes, jetzt Prediger usw. in Breslau, hat geschrieben: Die grosse Lehre vom Gewissen, Leipzig 1769. Die Lehre von der Rectitutio tamquam finis etiam ultimus wird wohl nicht ganz rein auseinandergesetzt; das Werk ist aber doch achtenswürdig, so dass das Durchblättern Ihnen nicht verdriessen würde. Es wundert mich, dass selbiges nicht mehr Gerücht gemacht hat. Die Bücher, welche die alte Lehre begünstigen, scheinen jetzt in Deutschland unterdrückt zu werden: die Konföderationen neumodischer Rezensenten suprimieren dieselben.

So berühmt, wie Sie jetzt unter den metaphysischen Denkern sind, so gemeinnützig könnten Sie, mein Herr! für Ihre nichtphilosophischen Mitchristen werden, wenn Sie das Charakteristische des Christentums vindizieren wollten. Sehr weit würde der Einfluss sich ausbreiten. Es würde ein teures Geschenk zum Abschied von dieser Sinnenwelt sein. Der Gedanke daran würde Ihre Stärke vermehren und Ihnen Trost geben bei der Ankunft des interessanten Phänomens, quo novus tibi nascetur ordo rerum und wovon ich wünsche, dass es sich noch nicht in diesem Jahrhundert ereignen möge!

Verzeihen Sie es mir, höchstgeachteter Herr, dass ich einmal in meinem Leben Ihnen dadurch lästig gefallen, dass ich Sie so lange aufgehalten und seien Sie versichert, dass ich mit tiefen Empfindungen wahrer Ehrerbietung verharre

Hochgelehrter Herr!

Ihr

sehr untertäniger Diener

Amsterdam, d. 5. Aug. 1790. *A. Hulshoff.*

verte.

Der 10. Aug., sowie ich die Bücher einpacken sollte, fiel mir folgendes ein: Berkeley, als er einst in tiefen Betrachtungen auf dem akademischen Platze zu Dublin einherging, stiess seinen Kopf gegen einen Pfeiler, hielt sogleich die Hand gegen die Beule und sah sehr peinlich aus. Worauf jemand zu ihm sagte: „Oh! Sir! it matters not" — dieses Equivoque ist unübersetzlich. — Meine Einbildung malte mir darauf den grossen Philosophen von Königsberg, so wie er ruhig an seiner Tafel sass und sich holländische Heringe gut schmecken liess. Ich wünschte mir dieses als Erscheinung, als Faktum vorzustellen. Zeit und Raum, dacht ich, sind nichts Äusseres und mit Veränderungen in aussergeistlichen Noumenen habe ich nichts zu schaffen. Aber der Geist des Berkeley blies mir ein: yes you must excite the active Ideas in a Series of causality: a little Basket of herrings to the Shipboard usw. In dem Kodex praktischer Vernunft, welchen ich ad interim brauche, bis der Kantsche herauskommt, fand ich bei diesem Artikel kein — turpe est, kein veto, sondern licet. Da dachte ich active: fiat.

An Johann Schultz

15. *Aug.* 1790.

Ew. Hochehrw. gratuliere von Herzen zur glücklichen und meisterhaften Vollendung einer höchstbeschwerlichen Arbeit, bei der es noch ein Trost ist, dass eine ihr ähnliche nur allenfalls über ein Jahr

wiederum veranlasst werden dürfte. Für Ihre gütige Bemühung, was meine kleinen mitgeteilten Anmerkungen betrifft, und deren geschickte Benutzung, sage den ergebensten Dank und habe die Ehre, mit der grössten Hochachtung jederzeit zu sein

Ew. Hochehrwürden

ganz ergebenster Diener

d. 15. *Aug.* 1790. *I. Kant.*

An Johann Schultz

16. *Aug.* 1790.

Des Herrn Hofprediger Schultz Hochehrwürden!

Erlauben mir Ew. Hochehrw., eine Bedenklichkeit, die mir nach Durchlesung Ihrer gründlichen Rezension eingefallen ist, doch unmassgeblich mitzuteilen. Sie betrifft die Stelle von Ihrer Theorie der Parallellinien. Ich besorge nämlich, dass Eberh., welcher, um seiner Schreiberei durch fremde Federn ein gewisses Ansehen zu geben, Mathematiker geworben hat, hieran Anlass und Vorwand nehmen möchte, sie aufzuwiegeln, von dieser Seite die Kritik anzufechten, wenigstens zum Scheine, und dadurch die Würdigung seiner Behauptungen (wegen der gemischten Materien) in der künftigen Beurteilung derselben sehr erschweren möchte. Da Ihr gründliches Werk der reinen Mathesis ohne Zweifel entweder jenen Streit beendigen, oder zur Abfertigung der Gegner Ihrer Theorie ohne Zweifel hinreichenden Anlass geben wird, so wäre meine Meinung, Hrn. Eberhard, der ohnedem so gern von der Klinge abspringt, nicht dadurch in seiner Gewohnheit, den Standpunkt der Beurteilung unaufhörlich zu verrücken, Vorschub zu geben, vornehmlich, da das vor jener Stelle vorhergehende schon für sich hinreichend ist, die von Missdeutungen Ihrer Theorie hergenommenen Einwürfe abzuweisen. Doch habe ich hiedurch nichts vorschreiben wollen, sondern überlasse alles Ihrem eigenen gründlichen Ermessen und beharre mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochehrwürden

ganz ergebenster Diener

d. 16. *Aug.* 1790. *I. Kant.*

An F. Til. de la Garde

2. *Sept.* 1790.

Ew. Hochedelgeb. gütige Zuschrift vom 12. August, zusamt des Abts Denina Buch (welches ich nach Durchlesung der mich angehenden Stelle sofort, Ihrer Bestimmung gemäss, weiter befördert habe), ist mir richtig zu Händen gekommen.

Es sollte mir leid tun, wenn Sie, als eine Vernachlässigung einer Ihnen schuldigen Antwort, es übel aufnähmen, dass ich keinen Bericht wegen des Empfangs des Honorars abgestattet habe, worin ich vielleicht aus Unkunde, aber nicht aus Mangel an Achtung und Freundschaft gefehlt habe, indem ich dachte, die Zurücksendung der Assignation sei eine hinreichende Bescheinigung des Empfangs, übrigens aber meinen Dank, für diesen sowohl, als die gute Ausführung des Druckes des Werkes, so viel auf Ihnen beruhte, auf eine andere Zeit, die mir dazu bequemer schiene, verschob. — Es ist wahr, was Sie mir damals meldeten, dass über die hinten angehängte Errata noch viele Druckfehler übrig geblieben sind, derentwegen ich bitte: wenn Sie eine zweite Auflage zu veranstalten nötig fänden, mir davon zeitig Nachricht zu geben, imgleichen damit ich auch, was den Inhalt betrifft, noch einiges nachbessern oder zusetzen könne.

Herrn Kiesewetter werden vermutlich dringende Geschäfte genötigt haben, seine Reise nach Königsberg für diesmal ausfallen zu lassen; ich wünsche nur, dass nicht Krankheit die Ursache davon gewesen sei und bitte ihn meiner Freundschaft zu versichern.

Übrigens bin ich mit Hochachtung und Freundschaft jederzeit Ihr

ganz ergebener Diener

Königsberg, d. 2. Sept. 1790. *I. Kant.*

Von August Wilhelm Rehberg

Vor d. 25. Sept. 1790.

Es heisst p. 188 der Kritik der reinen Vernunft 2. Aufl. *Mathematische* Sätze werden aus der Anschauung und *nicht aus dem Verstandesbegriffe* gezogen.

In Ansehung der geometrischen hat dies wohl keinen Zweifel; wie denn auch z. B. der Satz, dass in jedem Triangel zwei Seiten grösser sind als die dritte und andre, nicht aus dem Schema, das dem Begriffe vom Triangel zum Grunde liegt, sondern nur also erwiesen wird, dass die drei Arten von Dreiecken in der Anschauung dargestellt werden.

In Ansehung der arithmetischen Wahrheiten aber scheint es nicht also beschaffen zu sein, z. B. erhellt die *Unmöglichkeit von √2 nicht aus der Anschauung* des Schema 2 in irgendeiner Anschauung, sondern *aus der Zahl selbst*. Es heisst zwar p. 182 der Kritik, dass die *Zahl* eine sukzessive Addition sei und es scheint sonach, als wenn der Grund der synthetischen Sätze der Arithmetik und Algebra in dem Anschauen der reinen Form aller Sinnlichkeit der Zeit zu suchen sein solle, sowie der Grund der synthetischen Sätze der Geometrie in der Anschauung des Raums erhellt. Allein, wenngleich die sinnlichen Erscheinungen der *Anwendung arithmetischer Wahrheiten* unstreitig nur dadurch *unterworfen sind*, dass die Zeit als *allgemeine Form* jener, durch die transzendentale Synthesis der Einbildungskraft der Anwendung der Verstandesbegriffe unterworfen sind, so scheint es doch, als ob die *Wahrheit der arithmetischen Sätze selbst*, nicht aus dem Anschauen der reinen Form der Sinnlichkeit erhelle, indem *kein Anschauen der Zeit dazu erforderlich ist, um die arithmetischen* und algebraischen *Beweise zu führen*, welche vielmehr unmittelbar *aus* den *Begriffen der Zahlen* erhellen und nur sinnlicher *Zeichen* bedürfen, woran sie während und nach der Operation des Verstandes wieder erkannt werden, keineswegs aber reinsinnlicher Bilder, sowie die Geometrie, um an ihnen die Beweise zu führen.

Hieraus würde begreiflich werden, warum die beiden Formen der Sinnlichkeit, *Raum sowohl als Zeit, den* synthetischen *arithmetischen* und algebraischen *Wahrheiten unterworfen* sind, denn die Anwendung der Arithmetik und Algebra auf Geometrie scheint *nicht der geringsten Dazwischenkunft der Vorstellung Zeit* zu be-

dürfen: die Gegenstände der Geometrie sind der Algebra weder als sukzessiv noch als coexistent, sondern überhaupt, dafern sie nur vorgestellt werden, nicht dafern sie, oder weil sie in der Zeit gedacht würden, unterworfen.

Es entsteht hier freilich eine grosse Schwierigkeit und welche unauflöslich sein dürfte. Wie geht es nämlich zu, *dass der Verstand bei der Erzeugung der Zahlen*, welches ein reiner Aktus seiner Spontaneität ist, *an die synthetischen Sätze der Arithmetik und Algebra gebunden ist? Warum kann er*, der Zahlen willkürlich hervorbringt, *keine* $\sqrt{2}$ *in Zahlen denken? da ihn doch die Natur der Form der Sinnlichkeit nicht verhindert*, so wie die Natur des Raumes ihn hindert, gerade Linien zu denken, die gewissen krummen gleich wären. Der Grund dieser Unmöglichkeiten und der Grund aller synthetischen Wahrheiten der Arithmetik und Algebra müsste in der alles menschliche Untersuchungsvermögen übersteigenden Natur des ursprünglichen *transzendentalen* Vermögens der *Einbildungskraft* und der *Verbindung desselben mit dem Verstande* zu suchen sein.

Dies vorausgesetzt, fragt sich's, ob es nicht möglich sei, ein *transzendentales System* der *Algebra* zu entdecken, in welchem die Möglichkeit und die Art der Auflösung derjenigen *Gleichungen*, welche *bis jetzt nur einzeln*, durch regellose Versuche gesucht wird, *a priori*, *aus Prinzipien* entschieden würde? Die Beantwortung dieser Frage scheint auf die oben angegebenen Schwierigkeiten grosses Licht werfen zu können.

An August Wilhelm Rehberg

Vor d. 25. Sept. 1790.

Die Aufgabe ist: Warum kann der Verstand, der Zahlen willkürlich hervorbringt, keine $\sqrt{2}$ in Zahlen denken? Denn, wenn er sie *denkt*, so muss er sie, wie es scheint, auch *machen* können, indem die Zahlen reine Aktus seiner Spontaneität sind und die synthetischen Sätze der Arithm. und Algebra können ihn

durch die Bedingungen der Anschauung in Raum und Zeit nicht einschränken. Es scheint also: man müsse ein transzendentales Vermögen der Einbildungskraft, nämlich ein solches, welches in der Vorstellung der Objekte, unabhängig selbst von Raum und Zeit, bloss dem Verstande zufolge Vorstellungen synthetisch verbände, und von dem ein besonderes System der Algebra abgeleitet werden könnte, annehmen, dessen nähere Kenntnis (wenn sie möglich wäre), die Methode der Auflösung der Gleichungen zu ihrer grössten Allgemeinheit erheben würde.

So verstehe ich nämlich die an mich geschehene Anfrage.

Versuch einer Beantwortung derselben.

1. Ich kann jede Zahl als das Produkt aus zwei Faktoren ansehen, wenn diese mir gleich nicht gegeben sind und auch nie in Zahlen gegeben werden können. Denn es sei die gegebene Zahl $= 15$, so kann ich den einen Faktor, daraus sie entspringt, $= 3$ annehmen, und der andere ist alsdann $= 5$, mithin $3 \times 5 = 15$. Oder der gegebene Faktor sei $= 2$; so würde der gesuchte andere Faktor $\frac{15}{2}$ sein. Oder der erstere sei ein Bruch $= \frac{1}{7}$, so ist der andere Faktor 105 usw. Also ist es möglich, zu jeder Zahl als Produkt, wenn ein Faktor gegeben ist, den andern zu finden.

2. Wenn aber keiner der beiden Faktoren, sondern nur ein Verhältnis derselben, z. B. dass sie gleich sein sollten, gegeben ist, so dass das gegebene Faktum $= a$, der gesuchte Faktor $= x$ ist, so ist die Äquation $1 : x = x : a$, d. i., er ist die mittlere geometrische Proportionalzahl zwischen 1 und a und, da diesem gemäss $a = x^2$, so ist $x = \sqrt{a}$ d. i. die Quadratwurzel aus einer gegebenen Grösse, z. B. $\sqrt{2}$ ist durch die mittlere Proportionalzahl zwischen 1 und der gegebenen Zahl $= 2$ ausgedrückt. Es ist also auch möglich, eine solche Zahl zu denken.

Dass nun die mittlere *Proportionalgrösse* zwischen einer die $= 1$ und einer andern, welche $= 2$ ist, ge-

finden werden könne, mithin jene kein leerer Begriff (ohne Objekt) sei, zeigt die Geometrie an der Diagonale des Quadrats. Es ist also nur die Frage, warum für dieses Quantum keine *Zahl* gefunden werden könne, welche die Quantität (ihr Verhältnis zur Einheit) deutlich und vollständig *im Begriffe* vorstellt.

Dass auch daraus, dass jede Zahl als Quadratzahl von irgendeiner andern als Wurzel müsse vorgestellt werden können, *nicht folge*, die letztere müsse rational sein, d. i. ein auszählbares Verhältnis zur Einheit haben, lässt sich nach dem Satze der Identität, aus dem der Aufgabe zum Grunde liegenden Begriffe, nämlich dem zweier gleichen (aber unbestimmten) Faktoren zu einem gegebenen Produkt einsehen; denn in diesen ist gar kein bestimmtes Verhältnis zur Einheit, sondern nur ihr Verhältnis zueinander gegeben. — Dass aber diese Wurzel gleichwohl in der *Zahlreihe*, zwischen zwei Gliedern derselben (sofern sie z. B. dekadisch eingeteilt ist) immer noch ein Zwischenglied und in demselben ein Verhältnis zur Einheit angetroffen wird, folgt aus Nr. 1, wenn nämlich ein Glied der Wurzel in dieser Reihe gefunden worden. — Dass aber der Verstand, der sich willkürlich den Begriff von $\sqrt{2}$ macht, nicht auch den vollständigen Zahlbegriff, nämlich durch das rationale Verhältnis derselben zur Einheit hervorbringen könne, sondern sich, gleichsam von einem andern Vermögen geleitet, müsse gefallen lassen, in dieser Bestimmung eine unendliche Annäherung zur Zahl einzuschlagen, das hat in der Tat die sukzessive Fortschreitung als die Form alles Zählens und der Zahlgrössen, als die dieser Grössenerzeugung zum Grunde liegende Bedingung, die Zeit, zum Grunde.

Zwar bedarf der blosse Begriff einer Quadratwurzel aus einer positiven Grösse $= \sqrt{a}$, wie ihn die Algebra vorstellt, gar keiner Synthesis, in der Zeit, ebenso auch die Einsicht der Unmöglichkeit der Wurzel aus einer negativen Grösse $= \sqrt{-a}$ (in welcher sich die Einheit, als *positive* Grösse, zu einer andern $= x$ eben-

so verhalten müsste wie diese zu einer *negativen**, welche sich, ohne Zeitbedingung damit zu bewegen, aus blossen Grössenbegriffen erkennen lässt. Sobald aber, statt a, die Zahl, wovon es das Zeichen ist, gegeben wird, um die Wurzel derselben nicht bloss zu *bezeichnen*, wie in der Algebra, sondern auch zu *finden*, wie in der Arithmetik, so ist die Bedingung aller Zahlerzeugung, die Zeit, hiebei unumgänglich zum Grunde liegend, und zwar als reine Anschauung, in welcher wir nicht allein die gegebene Zahlgrösse, sondern auch von der Wurzel, ob sie als ganze Zahl, oder wenn dieses nicht möglich ist, nur durch eine ins Unendliche abnehmende Reihe von Brüchen, mithin als Irrationalzahl gefunden werden könne, uns belehren können.

Dass nicht der blosse Verstandesbegriff von einer Zahl, sondern eine Synthesis in der Zeit, als einer reinen Anschauung, dem Begriffe der Quadratwurzel *einer bestimmten Zahl*, z. B. der Zahl 5 zum Grunde gelegt werden müsse, ist daraus klar, dass wir aus dem blossen Begriffe einer Zahl allein niemals beurteilen können, ob die Wurzel derselben rational oder irrational sein werde. Wir müssen es mit ihr *versuchen*, entweder, indem wir in Zahlen bis 100 die Produkte aller kleinern ganzen Zahlen in sich selbst mit dem gegebenen Quadrat bloss nach dem Einmaleins vergleichen, oder in grössern durch Einteilung desselben, nach dem allgemein bewiesenen Satze, der Bestandteile eines Quadrats, einer zwei- oder überhaupt vielteiligen Wurzel, die Teile derselben nach und nach suchen, in allen aber, wo der Versuch mit einer in sich selbst multiplizierten ganzen Zahl nicht das Quadrat gibt, die Teiler der Einheit, nach einer gewissen Proportion, z. B. der dekadischen, wachsen lassen, welche zu Nennern einer ins Unendliche abnehmenden Reihe von Brüchen dienen, die, weil sie nie vollendet sein kann, obgleich sich der Vollendung so nahe bringen lässt als man will, die Wurzel aber nur auf irrationale Art) ausdrückt.

* Da dieses widersprechend ist, so ist $\sqrt{-a}$ der Ausdruck für eine unmögliche Grösse.

Gesetzt nun, wir könnten nicht a priori beweisen und auch nicht, wie es zugehe, erklären, dass, *wenn die Wurzel einer gegebenen Grösse nicht in ganzen Zahlen gefunden werden kann, sie auch nicht in Brüchen* bestimmt (gleichwohl aber doch so weit annähernd als man will) *gegeben werden könne*, so würde dieses ein Phänomen von dem Verhältnis unserer Einbildungskraft zum Verstande sein, welches wir zwar durch mit Zahlen angestellte Versuche wahrnehmen, aber uns gar nicht aus Verstandesbegriffen erklären könnten. Nun kann aber das erstere allerdings geschehen, folglich ist die Vermutung des letzteren nicht nötig.

Mir scheint das Befremdliche, welches der scharfsinnige Verfasser der Aufgabe in der Unangemessenheit der Einbildungskraft in der Ausführung des Verstandesbegriffs von einer mittleren Proportionalgrösse durch die Arithmetik gefunden hat, sich eigentlich auf die Möglichkeit *der geometrischen Konstruktion* solcher Grössen, die doch in Zahlen niemals vollständig gedacht werden können, zu gründen.

Denn, dass sich zu jeder Zahl eine Quadratwurzel finden lassen müsse, allenfalls eine solche, die selbst keine Zahl, sondern nur die Regel der Annäherung zu derselben, wie weit man es verlangt, scheint mir diese Befremdung des Verstandes über $\sqrt{2}$ eben nicht zu bewirken, sondern dass sich dieser Begriff geometrisch konstruieren lässt, mithin nicht bloss denkbar, sondern auch in der Anschauung adäquat anzugeben sei, wovon der Verstand den Grund gar nicht einsieht, ja nicht einmal die Möglichkeit eines Objekts $= \sqrt{2}$ anzunehmen befugt ist, weil er so gar nicht einmal den Begriff einer solchen *Quantität* in der Zahlanschauung adäquat darzulegen imstande ist, desto weniger also erwarten sollte, dass ein solches Quantum a priori gegeben werden könne.

Die Notwendigkeit der Verknüpfung der beiden sinnlichen Formen, Raum und Zeit, in der Bestimmung der Gegenstände unserer Anschauung, so dass die Zeit, wenn sich das Subjekt selbst zum Objekte

seiner Vorstellung macht, als eine Linie vorgestellt werden muss, um sie als Quantum zu erkennen, sowie umgekehrt eine Linie nur dadurch, dass sie in der Zeit konstruiert werden muss, als Quantum gedacht werden kann, — diese Einsicht der notwendigen Verknüpfung des innern Sinnes mit dem äussern selbst in der Zeitbestimmung unseres Daseins, scheint mir zum Beweise der objektiven Realität der Vorstellungen äusserer Dinge (wider den psychologischen Idealismus) Handreichung zu tun, die ich aber jetzt nicht weiter verfolgen kann.

Von Johann Benjamin Jachmann

14. *Okt.* 1790.

Wohlgeborner Herr Professor

Mir ewig teurer Lehrer und Freund!

Das warme Interesse, das Ew. Wohlgeboren an meinem Schicksale nehmen, davon mich mein Bruder in seinen Briefen vielfältig benachrichtigt und dessen ich auch schon ohnedies völlig überzeugt wäre; das gütige Vertrauen und die geneigte Gewogenheit, womit Sie mich seit einigen Jahren beehrt haben, sind für mich zu schmeichelhaft und rührend, als dass ich nicht darin einen Entschuldigungs-, ja selbst einen Aufmunterungsgrund für mich finden sollte, Sie gelegentlich mit meinen Briefen beschweren und Ihnen von Zeit zu Zeit Nachrichten von meiner Lage und Befinden geben zu dürfen. — Das Unstäte in meiner Lebensart, die öftere Veränderung des Ortes meines Aufenthalts und die häufigen Zerstreuungen, denen man dadurch notwendig ausgesetzt ist, sind Ursache gewesen, dass ich nicht eher als jetzt mir wieder diese Erlaubnis genommen habe. Ohne allen Zweifel sind Sie davon unterrichtet, dass ich meinem vorherigen Entschluss, durch Holland oder über Hamburg nach Göttingen zu gehen, zuwider jetzt meinen Weg über Paris genommen habe und ich hoffe, dass Sie dieses nicht missbilligen werden. Die Ursachen, die mich zu dieser Abänderung in meinem Plane bestimmten, waren, weil ich nach genauer Berechnung fand, dass

der Unterschied in den Unkosten, ich möchte wählen, welchen Weg ich wollte, keineswegs beträchtlich war und weil ich auf jeden Fall zu spät nach Göttingen kam, um die hiesigen Lehrer und Bibliothek gehörig benutzen zu können. Der Hauptgrund meiner Reise aber nach Paris war, um an diesem Ort in der Hauptepoche seiner Geschichte zu sein, da ich ihm einmal so nahe war. Auf diese Weise bin ich also Zeuge des grossen Bundesfestes der Franzosen gewesen; wie ich mich denn auch bemüht habe, Augen- und Ohrenzeuge zu sein von jeder merkwürdigen Begebenheit, die sich während meines Aufenthalts in Paris ereignet hat. — Im Anfange glaubte ich mich im Lande der Glücklichen zu befinden; denn jeder, auch der geringste Einwohner, schien durch sein Betragen und durch seine Worte zu bezeugen, wie sehr er es fühle, dass er in einem Lande lebe, wo man das Joch und den Druck der Grossen völlig abgeschüttelt habe und wo Freiheit und die Rechte der Menschheit im allgemeinen aufs höchste geehrt und in ihrer Würde erhalten wurden. Ich stand daher auch gar nicht an, jetzt Frankreich in dieser Rücksicht dem Lande des stolzen Briten vorzuziehen, der alle anderen Nationen verachtet und sie als Sklaven ansieht, obgleich sich gegen die britische Freiheit noch manches erwähnen liesse. Einige Tage vor und nach dem Bundesfeste sah man in Paris Beispiele von Patriotismus, Gleichheitsliebe in allen Ständen usw. realisiert, die man sonst kaum gewagt hätte, sich träumen zu lassen. Dieser Geist schien aber nur zu herrschen, solange man das Volk durch Feste, Tänze und Schmausereien unterhielt und ihm auf mancherlei Art vorgaukelte. Sobald man diese einstellte und die Deputierten aus den Provinzen sich zurückzogen, so hörte man von allen Seiten Klagen und Unzufriedenheit laut werden, selbst unter denjenigen, die sich für echte Freunde der Revolution erklärt hatten. Sehr viele adlige und bürgerliche, obgleich patriotisch gesinnte Familien fingen bald an, sich zu beschweren, dass die National-Versammlung in ihren Dekreten und Neuerungen zu weit gehe, dass es weit zu frühe sei, gewisse Missbräuche durch abso-

lute Gesetze einzustellen, die bei der jetzigen Staatsverfassung ohne Erfolg und Nachteil wären und die die blosse Zeit völlig entkräften und unbedeutend machen würden, ohne wie jetzt dergleichen Missvergnügen und Unwillen bei denjenigen zu erregen, die schwach genug sind, an gewisse angeerbte, wären es auch nur Nominal- und Scheinprivilegien, einen Wert zu setzen. — Das entsetzlich grosse und fast bis zur Unbilligkeit getriebene Einziehen und Schmälern der Pensionen und Besoldungen erregt gleichfalls ein sehr lautes Murren und eine lebhafte Unzufriedenheit. Und dies kann gar nicht fehlen, da fast nicht eine Familie in ganz Frankreich ist, die nicht entweder mittelbar oder unmittelbar dadurch verlöre, die nicht etwa einen Sohn oder sonstigen Verwandten hätte, deren Einkünfte nicht um mehr als die Hälfte verringert seien und es gehört doch mehr Philosophie und Patriotismus dazu, als zu erwarten steht, um dergleichen grosse Privataufopferungen fürs allgemeine Beste zu tun. Auf der andern Seite kennt wiederum der Pöbel in seinen Gesuchen und Ansprüchen keine Grenzen. Er fühlt jetzt seinen Einfluss und Kräfte und missbraucht sie, vielleicht zu seinem eigenen Ruin. Anstatt das edle Kleinod, *gesetzmässige Freiheit*, welches er jetzt besitzt, zu bewachen, strebt er nach gesetzloser Zügellosigkeit, will den Gesetzen nicht weiter gehorchen, sondern über alles eigenmächtig urteilen und Recht sprechen, davon man in Paris täglich Beispiele sieht und hört. Der Pöbel und einige unruhige Köpfe sind's, die anjetzt ganz Frankreich regieren. Ich bin selbst mehrmalen in der Nationalversammlung gewesen, wenn sie gezwungen wurde, gewisse Dekrete abzufassen, weil es niemand wagen durfte, die geringste Einwendung dagegen vorzubringen, ohne von dem Pöbel auf den öffentlichen Tribünen insultiert und für einen Aristokraten ausgeschrien zu werden. Viele von den Mitgliedern der Nationalversammlung, um sich bei dem gemeinen Volke beliebt zu machen und in Ansehen zu bringen, machen in den Sitzungen solche Vorschläge, die vielleicht nicht zum allgemeinen Besten abzwecken, von denen sie aber wissen,

dass sie das Volk mit allgemeinem Beifallsgeschrei empfangen werde, die dann auch durchgehen, weil niemand es wagen darf, Gegenvorstellungen zu machen. Viele von den Mitgliedern, mit diesem Verfahren unzufrieden, haben auch schon gänzlich die Versammlung verlassen und wollen sie auch fernerhin nicht mehr besuchen und mit den Angelegenheiten nichts weiter zu schaffen haben. Welchen Ausgang dieses zuletzt nehmen werde, wagt niemand mit einigem Anschein von Wahrscheinlichkeit zu entscheiden. Die von der Sache am günstigsten urteilen, glauben, dass Frankreich noch manche Veränderung zu erleiden habe, ehe seine Konstitution fest gegründet wird. Andere, die vielleicht alles aus einem ungünstigen Gesichtspunkte betrachten, befürchten, dass ein Nationalbankerott unvermeidlich und ein allgemeiner Bürgerkrieg die notwendige Folge sei, besonders da in einigen Provinzen die Bauern sich schon sollen haben verlauten lassen, dass sie keine Abgaben entrichten wollen, weil sie sonst nicht absehen können, was sie denn durch die gegenwärtige Revolution gewonnen hätten. — Das Schicksal des Landes sind die Hauptgegenstände der Unterredung in Frankreich, daher man auch mit Gelehrten selten über etwas anderes, als hierüber sprechen kann, die, wenn sie unter sechzig Jahre sind, noch einen tätigen Anteil nehmen müssen, da sie sämtlich, wie jeder anderer Franzose, zur Nationalgarde gehören und Wache tun müssen. Eine Flinte, eine Grenadiermütze und die Nationaluniform zieren daher gewöhnlich dieser Herren Lesekabinette. Ich habe einige sehr angenehme Bekanntschaften unter ihnen gemacht, vorzüglich unter den Physikern und Chemikern, davon mir die von dem berühmten Charles, der ein sehr liebenswürdiger Mann ist, und von dem Chemisten Peletier die interessantsten sind. Bei Peletier habe ich mit an dem berühmten Versuch gearbeitet, aus den zwei Luftarten Wasser zu machen, den eigentlich Herr v. Jacquin, mein nachheriger Reisegefährte bis Strassburg anstellte. — Ich verliess Paris in Gesellschaft des Herrn Dr. Girtanner und Herrn v. Jacquin und wir waren,

möchte ich fast sagen, Augenzeuge der Massaker bei Nancy. Wir waren wenigstens die ersten Reisenden, die durch die Stadt passierten, nachdem die Tore wieder geöffnet und Ruhe einigermassen hergestellt worden. Einige Meilen vor der Stadt erhielten wir schon einige unbestimmte Nachrichten über die Geschichte zu Nancy durch einen reitenden Boten, der an die Nationalversammlung abgeschickt war. Dieser malte uns die Szene sehr blutig, aber glaubte, dass es schon wieder ruhig sei. Meine Reisegefährten wollten sich über diese Nachricht abschrecken lassen, ihren Weg über Nancy zu nehmen, ich aber überredete sie, unsern Weg dahin fortzusetzen, weil ich vermutete, dass vieles in der Erzählung des Boten übertrieben sei. Wenn wir in Toul, etwa zwei Meilen vor Nancy waren, glaubten wir uns in einem Lande zu befinden, wo Krieg geführt wird. Anfänglich erblickten wir einige Reiter, die sehr zerstört aussahen, wir wussten aber nicht, was das zu bedeuten habe. Bald aber kam das ganze Regiment Mestre de Camp, soviel derer nämlich übrig geblieben waren, uns entgegen. Das ganze Regiment war geschlagen und schrecklich zugerichtet und musste jetzt aus Nancy flüchtig werden. Es hatte sehr viel Verwundete bei sich und oft wurden vier bis fünf Pferde von einem Manne geführt, weil die übrigen getötet waren. Man kann sich keine mehr kriegerische Szene denken. Beim ersten Anblick derselben war uns eben nicht sehr wohl zumute, weil wir von ihnen als geschlagene Rebellen alles zu befürchten hatten. Sie liessen uns aber ruhig vorbeipassieren, und wir sie auch. Jetzt wollten meine furchtsamen Herren Reisegesellschafter es durchaus nicht wagen, sich mehr dem unruhigen Nancy zu nähern, sondern einen andern über Metz nehmen. Ich aber, als ein guter Preusse, hatte solche Furcht nicht, und vermochte endlich über sie, noch eine Station weiter zu gehen, welche die letzte vor Nancy war, wo wir dann gewisse Nachrichten über den Zustand in der Stadt einziehen und uns darnach bestimmen konnten. Hier hatten meine Herren Kollegen dem Postknecht schon Befehle erteilt, auf die erste Station nach Metz

zu fahren, wenn ich noch zuletzt einen Husaren fand, der unter Boulli bei Nancy gefochten hatte, und uns versicherte, dass jetzt alles so ruhig sei, dass wir ohne Gefahr dahin fahren könnten. Wenn wir bei den Toren der Stadt anlangten, wurden wir zwar ziemlich scharf examiniert und unsere Pässe ziemlich genau nachgesehen, aber übrigens ruhig in die Stadt eingelassen, welche ganz das Gepräge einer eroberten Festung hatte. Es war mit einer entsetzlich grossen Anzahl Soldaten, die Sieger gewesen waren, angefüllt. Die mehresten Häuser waren zugeschlossen, sehr viele Fenster zerbrochen, und in einigen Häusern steckten noch die Flintenkugeln in den Mauern. Man sah ausser den Soldaten sehr wenige Mannspersonen in den Strassen, aber sehr viel Weibsvolk. Alles sah betrübt und melancholisch aus. Wir hielten uns ein paar Stunden hier auf, um Nachrichten über die Anzahl der Toten usw. einzuziehen und der kommandierende Offizier bestimmte die Anzahl auf wenigstens siebenhundert, befürchtete aber deren noch mehr. Bald hinter Nancy begegneten wir das Regiment Carabinier aus Luneville, das seine Kameraden, die gemeinschaftliche Sache mit den Truppen in Nancy gemacht hatten, als Gefangene in Ketten geworfen, dahin ablieferte. Auf unserem ganzen Wege zwischen Nancy und Strassburg waren wir die Nachrichtsboten, weil wir die ersten waren, die nach dem Engagement durch die Städte durchkamen. Bei unserem Eintritt in dieselben wurden wir sogleich mit Hunderten von Menschen umringt, die begierig waren, das Schicksal des schönen Nancy zu erfahren. In Strassburg hielten wir uns einige Tage auf, ich besuchte die dasigen medizinischen Anstalten und Lehrer, fand aber nichts besonders Interessantes. Männer, die sich mit dem Studium ihrer Schriften vorzüglich abgegeben hätten, traf ich nicht an. Doch fand ich im Buchladen bei König Ihre neuesten Schriften, die ich noch nicht gesehen hatte, und obgleich ich nicht imstande war, sie zu lesen, so freute ich mich doch sehr, wieder etwas von Ihnen zu sehen. Die Rezensionen in der Jenaischen Lit. Z. über verschiedene Schriften Ihrer Freunde und Gegner hatte ich schon

in Paris mit vielem Anteil gelesen. Mein Bruder hat mich benachrichtigt, dass Sie so gütig gewesen sind, ein Exemplar Ihrer Kritik der Urteilskraft mir zu schenken, wofür ich Ihnen jetzt meinen verbindlichsten Dank abstatte. – Zwischen Strassburg und Mainz habe ich mich nirgends länger als ein paar Stunden oder höchstens wie z. B. in Mannheim $^1/_2$ Tag und eine Nacht aufgehalten, daher ich keine Gelehrten habe besuchen können, von denen ich Ihnen Nachricht erteilen könnte. In Mainz blieb ich $2^1/_2$ Tag, die ich grösstenteils in dem Hause des Hrn. Hofr. Forsters durchlebt. Er ist ein äusserst liebenswürdiger und gefälliger Mann. In seiner Bibliothek fand ich wieder alle Ihre neueren und selbst einige von den frühern Schriften, er aber bedauerte, dass seine übrigen literarischen Arbeiten ihm nicht Zeit vergönnten, Ihre Schriften nach dem, wie sie verdienten, zu studieren. Er bat mich aufs inständigste, Sie seiner unbegrenzten Hochachtung zu versichern, wie auch an Hrn. Prof. Kraus ihn zu empfehlen, dessen persönlicher Bekanntschaft in Berlin er sich noch stets mit Vergnügen erinnere. Er bedauerte auch, dass er in seinem Streit mit Ihnen einen solchen Ton geführt habe. Erlauben Sie, dass ich einige Zeilen aus seinem Briefe, die er an mich schrieb, hier hersetze. „— Dem vortrefflichen Kant bezeigen Sie meine Verehrung. Mein Aufsatz gegen ihn hat einen Anstrich von polemisierender übler Laune, die ich ihm, bald nachdem ich ihn gedruckt sah, zu nehmen wünschte, weil er weder zur Sache gehört, noch gegen einen Mann wie Kant sich ziemte. Allein zu meiner Entschuldigung muss ich sagen, dass alles, was ich damals in Wilna schrieb, diesen Anstrich hatte, und ich bin Materialist genug, um wenigstens diese Dinge von körperlicher Indisposition herzuleiten, die damals wirklich existierte. — Hrn. Prof. Kraus vergessen Sie nicht zu grüssen usw. — Hr. Hofr. Sömmering lässt sich Ihnen auch bestens empfehlen. — In Frankfurt am Main habe ich zwar einige medizinische Praktiker, aber keine tiefdenkenden Philosophen gesprochen. Den Grafen v. Kayserlingk, der hier bei der Gesandtschaft steht, habe ich besucht, und er schien sich zu freuen,

mich wieder zu sehen. Er erkundigte sich mit aller Wärme, der er fähig ist, nach Ihnen und Ihrem Befinden und bat mich gleichfalls, seiner bestens in meinem Briefe an Sie zu erwähnen. Von Frankfurt ging ich nach Marburg, wo ich mich einen ganzen Tag aufhielt. Ich besuchte des Morgens früh schon Professor Bering, dessen Brief an Sie ich mich noch stets zurückerinnere, wo er sich als einen grossen Verehrer von Ihnen erklärt und nach Königsberg zu kommen wünscht. Diesen Wunsch hat er auch noch und würde ihn sicher befriedigen, wenn das Königsberg nicht so sehr entfernt wäre, worüber sich schon mehrere Gelehrte beschwert haben. Überdem ist er jetzt zum Bibliothekar ernannt worden, welches ihn so mehr an Marburg fesselt. Er empfing mich als einen Begünstigten von Kant mit vieler Freude und Wärme, und ich musste ihm recht viel von Ihnen erzählen. Er behielt mich den ganzen Vormittag und auch zum Mittagessen bei sich. Er erzählte mir auch, dass er noch immer so ziemlich in ecclesia pressa in Rücksicht Ihrer Philosophie lebe. Ein gewisser Endemann, der jetzt tot ist, hatte damals das Verbot, über Ihre Schriften zu lesen, ausgewirkt. Wir unterredeten uns auch über Ihre jetzige Streitigkeit mit Eberhard, und Professor Bering bedauerte recht sehr, dass Sie dazu wären genötigt worden, glaubte aber, dass wenn Sie gewusst hätten, wie wenig Kredit Eberhard im Publikum hat, so würden Sie es nicht der Mühe wert geachtet haben, ihn zu widerlegen. Ich habe dasselbe Urteil noch verschiedene andern Ihrer Freunde in Göttingen usw. fällen gehört. Folgendes will ich Ihnen doch auch noch von der Person des Herrn Professor Bering mitteilen. Er ist ein Mann nahe an vierzig, hat sehr viel Ernst und Nachdenken in seinem Wesen, ähnelt sowohl im Gesichte als in der ganzen Figur unserm Professor Holtzhauer, ist aber nicht völlig so lang und nicht so hager, spricht aber auch ebenso geschärft wie Prof. H. — Eine kleine Abhandlung, die er als Programm bei Abdankung des Protektorats hat drucken lassen und worin über Ihre Werke Verschiedenes vorkommen soll, hat er mir versprochen,

nach Leipzig zu schicken, wo ich's bei meiner Ankunft finden soll. Nach Tische führte er mich zu Professor Tiedemann, der aber nicht in der Stadt war, mithin habe ich ihn auch nicht gesprochen. Dann ging er mit mir zu einem andern Ihrer Verehrer und zwar einem Bekehrten, den Hofrat Jung, der sich sehr freute, mich zu sehen, weil ich ihm Nachrichten von Ihnen mitteilen konnte, und mich bat, ihn bei Ihnen bestens zu empfehlen. Ein gleiches tat der Geh. Rat Selchow, zu dem mich Professor Bering führte, weil Selchow so ein närrischer Mensch ist, und mit dem er mich durchaus bekannt machen wollte, da ich einmal in Marburg war. Zuletzt ging ich zu Baldinger, der mich auch nicht vor Abend von sich liess. — Nie habe ich die Menschheit so in Verfall gesehen! Ich könnte ganze Bogen über ihn schreiben, doch ich erspare es mir, Ihnen mündlich zu erzählen. Von Marburg ging ich nach Kassel, wo ich wieder ein paar Tage anhielt, um die Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst sowohl innerhalb als in der Nachbarschaft der Stadt zu besehen. Von literarischen Neuigkeiten ist mir aber an diesem Orte nichts vorgekommen. — Endlich langte ich Dienstag, den 21. September, in Göttingen an. Ich besuchte sogleich meinen Freund Professor Arnemann, wo ich, meinem heissen Verlangen gemäss, Briefe von meinen Königsbergschen Freunden fand, die mir einen wahren Festtag machten. Herzinniglich freuete ich mich, in allen Briefen die Versicherung zu lesen, dass ich noch in meiner Vaterstadt in gutem Andenken stehe. Vorzüglich aber war ich erfreut, in den drei Briefen, durch die Sie mir die Bekanntschaft der drei berühmtesten Lehrer Göttingens verschafften, einen neuen schätzbaren Beweis Ihrer Güte und Gewogenheit für mich zu finden. Zuerst besuchte ich den folgenden Morgen Herrn Rat Blumenbach, der ein offener und liebenswürdiger Mann ist. Er fühlte sich durch Ihren Brief sehr geschmeichelt, erbot sich, mir jeden Dienst während meines Aufenthaltes in Göttingen zu erweisen. Sonnabend speiste ich bei ihm zu Abend. Sonntag vormittag führte er mich ins Museum usw. Er hat mir beikommenden Brief für Sie gegeben, wie

auch das erste Stück seiner Beiträge zur Naturgeschichte, die ich aber bis auf bequeme Gelegenheit zurückbehalte, weil ich glaube, dass Sie es schon gelesen haben, und es auch zu unwichtig ist, es durch die Post zu überschicken. Denselben Tag gab ich auch den Brief an Lichtenberg und Kästner ab. Herr Hofrat Lichtenberg hielt eben Vorlesungen, und da es mitten in der Stunde war, wollte ich ihn nicht stören, liess daher den Brief und meine Adresse zurück. Er fährt gleich nach geendigten Vorlesungen nach seinem Garten ausserhalb der Stadt, schickte mir aber sogleich seinen Bedienten zu, dessen ich mich bedienen sollte, um mich allenthalben herumführen zu lassen. Er selbst hoffte mich den folgenden Tag zu sehen. Ich besuchte ihn daher auch den andern Morgen, sobald er nur in die Stadt gekommen war. Ich glaube, Sie wissen es, dass er ein kränklicher, buckliger Mann ist, der schon mehrmalen seinem Tode nahe gewesen, jetzt hatte er sich wieder etwas erholt. Seine Freude über Ihren Brief war sehr gross. Er sprach mit grosser Wärme, wobei seine geistreichen und lebhaften Augen strahlten, wie sehr, und wie lange er Sie schon schätze, wie Sie ihm schon aus Ihren ältesten Abhandlungen bekannt wären. Er sagte, dass er sich äusserst freuen würde, Ihnen oder mir irgendeinen Dienst erweisen zu können. Er bot mir sogleich an, seine Vorlesungen zu besuchen, so oft ich Vergnügen finde. Den folgenden Tag zeigte er mir seine Instrumentensammlung, ich brachte den ganzen Nachmittag bei ihm zu und trank Kaffee bei ihm. Ich wohnte allen seinen Vorlesungen bei, so lange ich in Göttingen war, er war eben mit der Elektrizität beschäftigt. Er bat mich nochmals, von seinem Bedienten Gebrauch zu machen, soviel ich wollte. Ich habe ihn alle Tage besucht und gesprochen, weil er so ein äusserst liebenswürdiger und artiger Mann ist. Er wird nächstens durch die Post an Sie schreiben. Ich habe auch von anderen Professoren gehört, dass er sich so sehr gefreut hat, einen Brief von Ihnen erhalten zu haben. Er sagt, er habe durch mich einen Brief von dem Propheten aus Norden erhalten. — Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich

beim Anblick des Hofr. Kästner in der Vorstellung betrogen fand, die ich mir aus seinen Epigrammen und aus dem, was ich sonst von ihm gehört und gelesen hatte, von seiner Person und Betragen vormals machte. Anstatt einen Mann zu finden, für dessen schneidende Zunge man sich nicht genug hüten könne, fand ich ein ganz kleines Männchen im Schlafrock und einem runden Perückchen vor einer brennenden Lampe in einer überaus heissen Stube sitzend, dem es zwar anzusehen war, dass er sich freue, mich zu sehen, nachdem ich einen Gruss von Ihnen bestellt und Ihren Brief ihm übergeben hatte, der aber aus sichtbarer Verlegenheit und Ängstlichkeit, worin er sich befand, nicht zu sprechen vermochte. Mehr durch Zeichen als durch Worte nötigte er mich zum Niedersetzen, sagte dann unter beständigem Händewinden und Beugen des Körpers in halbverschluckten Worten, wie willkommen ich ihm wäre, da ich ihm Nachrichten von Ihnen brächte. Er fuhr fort, unter denselben Zeichen seiner Verlegenheit sich nach Ihrem Alter und Befinden, wie auch nach Prof. Krause sich zu erkundigen, wie überhaupt fast alle Professoren z. B. Heyne, Lichtenberg, Feder mit vielem Interesse sich nach Herrn Prof. K. erkundigt haben. — Er fragte, wie lange ich in Göttingen bleiben würde und bedauerte, dass mein Aufenthalt nur so kurz sei, erbot sich, mich allenthalben mit Vergnügen herumzuführen, welches ich aber verbat, da ich schon andere Freunde gefunden hatte, die es tun würden. Endlich nach einer abgebrochenen Unterredung von zehn bis fünfzehn Minuten nahm ich von ihm Abschied und er bat mich, ihn wieder zu besuchen, und sagte, dass es ihm leid wäre, dass ich seine Dienstanbietungen nicht annehmen wollte. Den Tag vor meiner Abreise von Göttingen besuchte ich ihn noch einmal, und fand ihn just wie vorher. Er bedauerte, dass Sie genötigt worden, sich in einen Streit mit Hr. Eberhard einzulassen, bat mich, wenn ich an Sie schriebe oder Sie wieder sehe, recht viele Versicherungen von seiner Hochachtung für Sie zu bestellen. Mit nächsten wird er selbst an Sie schreiben. — Ich habe auch den Hofr. Feder besucht, der

mich als einen Schüler von Ihnen mit sehr vieler Artigkeit empfing. Er sprach mir sehr viel von seiner unbegrenzten Hochachtung für Sie, versicherte, dass, so oft er Ihnen wiedersprochen, solches aus blosser Wahrheitsliebe geschehen sei, ja er überredet sich sogar, dass Ihre Sätze und Behauptungen von den seinigen eben nicht mehr sehr weit verschieden seien. Er hat mich ein paar Male besucht und ich bin mehrere Male in seinem Hause gewesen. — Einen erklärten Anhänger und Verteidiger Ihrer philosophischen Grundsätze haben Sie in Göttingen an Herrn Prof. Buhle, den ich aber zu sprechen nicht Gelegenheit gehabt habe. Man hält aber eben nicht viel von ihm. — Meine übrigen Bekanntschaften, die ich in Göttingen gemacht habe, will ich nicht weiter erwähnen, da sie sich vorzüglich auf die medizinischen Professoren einschränkten. Die Kürze meines Aufenthalts daselbst erlaubte mir nicht, verschiedene Männer zu sprechen, die ich wohl gewünscht hätte. Da es aber eben die Ferienzeit war, waren auch verschiedene abwesend. Von Göttingen ging ich in Gesellschaft eines Ihrer dankbarsten Zöglinge, des Herrn Friedländer aus Königsberg, der sich anderthalb Jahr daselbst aufgehalten hatte, nach Hannover. Herr Friedländer empfiehlt sich bestens Ihrer Erinnerung, und versichert Sie durch mich seiner lebhaftesten Dankbarkeit für die vortrefflichen Lehren, die er zur Ausbildung seines Herzens und Kopfs von Ihnen erlangt hat. Ich bin mit ihm von Göttingen bis nach Halle gereist, und habe in seiner Gesellschaft eine äusserst interessante und angenehme Reise gehabt. Der Gegenstand unserer Unterredungen war vorzüglich unser geliebtes Vaterland, woran wir ein gleiches Interesse nahmen, und der Mann, für den unser beider Herz die lauterste und ungeheucheltste Hochachtung und Verehrung fühlt. In Hannover besuchte ich gleich nach meiner Ankunft den Herrn Geheimsekretär Rehberg, einen Ihrer vorzüglichsten Verehrer und Anhänger. Er ist ein junger Mann von etwa dreissig Jahren, der mir aber beim ersten Besuch eben nicht sehr gefiel. Er schien sehr verschlossen, etwas kalt und sehr geniert zu sein, daher ich

mich auch nur einige Minuten bei ihm verweilte. In seinem Hause sah ich die marmorne Büste zur Verewigung des berühmten Leibniz. — Denselben Tag nachmittags machte er mir noch die Gegenvisite, war weit freundschaftlicher und offner und sehr gesprächig und bat mich für den andern Mittag bei sich zu Tische, wo ich in Gesellschaft seiner achtungswerten Mutter, seiner liebenswürdigen Schwester und des jungen Herrn Brandes speiste, und ich zähle diesen Tag unter die angenehmsten, die ich auf meiner Reise durchlebt habe. Herr Geheimsekretär Rehberg ist in seinem Gespräche ein sehr bescheidener Mann, aber man kann darin den Mann von Kopf, Originalität der Gedanken und ausgebreiteter Gelehrsamkeit nicht verkennen. Ich halte ihn für den feinsten Kopf unter allen Ihren Schülern, die ich bis jetzt noch habe kennen gelernt. Von ihrer Kritik der p. Vernunft spricht er mit einer Wärme, als ich noch nie einen Menschen über eine Schrift habe sprechen hören. Er wird mit der Zeit ein Naturrecht schreiben, worin er zeigen wird, dass es darin eben solche Antinomien der Vernunft gebe, als in der spekulativen Philosophie und Moral. Seine Bescheidenheit und weil er wusste, dass Sie so sehr mit Briefen belästigt werden, hat ihn abgehalten, an Sie zu schreiben; doch hat er jetzt gewagt, in einem Briefe an Nicolovius einige Fragen zu schicken, davon er sich bei Gelegenheit die Auflösung von Ihnen gütigst erbittet. In Hannover besuchte ich auch noch den Ritter v. Zimmermann, der äusserst artig mich empfing. Ich war beim ersten Besuch über eine Stunde bei ihm, er erkundigte sich gleichfalls nach Ihrem Befinden und bat mich, ihn zu empfehlen. Den andern Tag machte er mir auch den Gegenbesuch und blieb auch über eine halbe Stunde bei mir. Der Herr Ritter hat mich sehr gnädig behandelt, da er wohl sonsten Grafen und andere hohe Adlige nicht vor sich lassen soll. Sonsten habe ich noch den Hofmedikus Wichmann und einige andere Ärzte besucht, die aber für Sie weiter kein Interesse haben. — Von Hannover ging ich nach Braunschweig, wo ich mich aber nur zwei Tage aufhielt, das Naturalienkabinett und nur

sehr wenige Gelehrte besuchte, unter denen Eschenburg und Prof. Emperius. Im Hause von Campe war ich zweimal, um ihn zu sehen, er war aber nicht zu Hause. Von Braunschweig nahm ich meinen Weg über Halberstadt nach Magdeburg. In Halberstadt fand ich in Rektor Fischer einen artigen und gescheuten Mann, der sich Ihnen zu empfehlen bat. Gleim, den ich auch besuchen wollte, war nicht zu Hause, sondern ausserhalb der Stadt krank. In Herrn Hofrat Fritze lernte ich einen liebenswürdigen Mann und einen sehr aufgeklärten und geschickten Arzt kennen. — In Magdeburg hatte ich unaussprechlich grosse Freude, den lieben Herrn Böttcher aus Königsberg und seine Frau wiederzufinden, mit denen ich einmal wieder von den mir über alles wichtigen Gegenständen, von meinen teuren Freunden und geliebter Vaterstadt mich unterhalten konnte, und die daran gleiches Interesse nahmen. Ich habe drei recht frohe Tage in Gesellschaft des Herrn Böttcher und seines Freundes, des Konsistorialrats Funk, an den ich noch besonders empfohlen war, in Magdeburg verlebt. — Mein kleiner Landsmann Jäscher befindet sich recht wohl. — Von Magdeburg ging ich auf Halle, woselbst ich mich jetzt seit einigen Tagen befinde und bei Ihrem treuen Verehrer, dem Prof. Jakob, recht frohe Stunden geniesse. Magister Beck, der sich bestens Ihnen empfehlen lässt, wohnt in demselben Hause und macht unsern Mitgesellschafter aus. Ich habe schon die meisten von den hiesigen Professoren besucht und unter andern auch Herrn Eberhard, bei dem ich schon zweimal gewesen bin, und zwar jedesmal über eine Stunde. Er hat aber auch nicht im mindesten von Ihnen oder seinen Streitigkeiten gesprochen, sondern sich nur vorzüglich über politische Angelegenheiten Frankreichs mit mir unterhalten, woran er ein grosses Interesse nimmt, und ich ihm einige Nachrichten mitteilen kann. Übrigens kann ich Ihnen nichts Besonderes von Halle melden, ausser dass ich von verschiedenen Professoren Hrn. Forster, Semler und wie auch von Dr. und jetzigen Bierschenken Bahrdt viele Empfehlungen an Sie zu bestellen habe. — In wenigen Tagen gehe ich von

hier nach Jena und vielleicht auch Weimar und dann über Leipzig nach Berlin. Ich nähere mich also dem Ziel meiner Reise und denke schon mit entzückender Freude an die Zeit, da ich wieder in Königsberg sein und das Glück haben werde, Ihren unmittelbaren Umgang zu geniessen. Ich vereinige hier den wärmsten Wunsch meines Herzens mit dem oft gehörten Wunsch Ihrer Freunde und Verehrer für Ihr Glück, langes Leben und die dauerhafteste Gesundheit zur Glorie unseres Vaterlandes und zum Wohl der Menschheit. — In einem Briefe aus Paris an meinen Bruder nahm ich mir die Freiheit, Sie um einige Briefe für mich an Ihre Freunde in Deutschland zu bitten, bis jetzt habe ich noch keine erhalten, es sei, dass sie entweder mich verfehlt, oder Ihre vielen Geschäfte Ihnen nicht erlaubt haben, sie zu schreiben. Ihre mir vielfältig erwiesenen Gefälligkeiten machen mich so dreist, Sie nochmals zu bitten, wofern Ihre Geschäfte es erlauben, mir einige Briefe an Ihre Freunde in Berlin zu schicken, und vorzüglich an solche Leute, die mir vielleicht nützlich sein könnten, wenn ich etwa suchen sollte, bei der Universität angestellt zu werden. Doch werde ich mich hierüber zu einer andern Zeit Ihren gütigen Rat ausbitten, für jetzt will's der Raum nicht verstatten. Sollten Herr Geheimrat Hippel oder Prof. Kraus einige Freunde in Berlin haben, so würden Sie mir vielleicht von diesen Herren gleichfalls welche auswirken können. Sie werden gütigst verzeihen, dass ich mich geradezu mit dieser Bitte an Sie verwende, da ich doch weiss, wie sehr Sie beschäftigt sind, ich kenne aber auch zugleich Ihre Gefälligkeit und bitte, nur bei Gelegenheit einige müssige Augenblicke darauf zu verwenden. Ich hoffe auch gütige Nachsicht von Ihnen zu erhalten, dass ich Sie mit einem so langen Briefe und mit so vielen unbedeutenden Nachrichten belästige; da ich ihn aber schon in Göttingen angefangen habe und so oft während dem Schreiben desselben bin unterbrochen worden, so ist's mir nicht möglich gewesen, alles gehörig zu ordnen und das Unwichtige vom Wichtigern abzusondern. Ich empfehle mich und meinen Bruder der fernern Fortdauer

Ihrer Gewogenheit und verharre mit der vollkommensten Hochachtung und in der tiefsten Ergebenheit

Ew. Wohlgeboren

dankbarster Schüler und Freund

Halle, d. 14. *Okt.* 1790. *Joh. Benj. Jachmann.*

An Johann Friedrich Reichardt.

15. *Okt.* 1790.

Teuerster Freund!

Meine geringen Bemühungen im ersten philosophischen Unterrichte, welchen Sie bei mir genommen haben, wenn ich mir schmeicheln darf, dass sie zu der jetzigen rühmlichen Entwicklung Ihrer Talente etwas beigetragen haben, belohnen sich von selbst, und Ihre Äusserung einer Erkenntlichkeit dafür nehme ich als ein Zeichen der Freundschaft gegen mich dankbarlich an.

Aus dem Gesichtspunkte der letzteren muss ich es auch beurteilen, wenn Sie von meinen Schriften seelenberuhigende Eröffnungen hoffen, wiewohl ihre Bearbeitung diese Wirkung bei mir getan hat, die sich aber, wie ich aus vielen Beispielen ersehe, nur mit Schwierigkeit andern mitteilen lässt; woran wohl die dornigten Pfade der Spekulation, die doch, um solchen Grundsätzen Dauerhaftigkeit zu verschaffen, einmal betreten werden müssen, eigentlich Schuld sein mögen.

Angenehm würde es mir sein, wenn die Grundzüge, die ich von dem so schwer zu erforschenden Geschmacksvermögen entworfen habe, durch die Hand eines solchen Kenners der Produkte desselben mehr Bestimmtheit und Ausführlichkeit bekommen könnten. Ich habe mich damit begnügt, zu zeigen: dass ohne sittliches Gefühl es für uns nichts Schönes oder Erhabenes geben würde: dass sich eben darauf der gleichsam gesetzmässige Anspruch auf Beifall bei allem, was diesen Namen führen soll, gründe, und dass das Subjektive der Moralität in unserem Wesen, welches unter dem Namen des sittlichen Gefühls unerforschlich ist, dasjenige sei, worauf, mithin nicht

auf objektive Vernunftbegriffe, dergleichen die Beurteilung nach moralischen Gesetzen erfordert, in Beziehung, urteilen zu können, Geschmack sei: der also keineswegs das Zufällige der Empfindung, sondern ein (obzwar nicht diskursives, sondern intuitives) Prinzip a priori zum Grunde hat.

Das Geschenk mit den schönen Landkarten, welches Sie mir zugedacht haben, wird mir, vornehmlich als ein Denkmal Ihres freundschaftlichen Angedenkens an mich, sehr angenehm sein, wie ich denn mit vollkommener Hochachtung und Freundschaft jederzeit bin

Ew. Wohlgeb.

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 15. *Okt.* 1790. *I. Kant.*

An Marcus Herz.

15. *Okt.* 1790.

Wohlgeborner Herr
Sehr hochgeschätzter Freund!

Mit diesen wenigen Zeilen nehme mir die Freiheit, Ihrem gütigen Wohlwollen Überbringern dieses, Herrn Dr. Goldschmidt, meinen fleissigen, fähigen, wohlgesitteten und gutmütigen Zuhörer, bestens zu empfehlen. Ich hoffe, dass nach der ersten Bekanntschaft er Ihre Liebe sich von selbst erwerben wird.

Ihr sinnreiches Werk über den Geschmack, für dessen Zusendung ich Ihnen den ergebensten Dank sage, würde ich in manchen Stücken benutzt haben, wenn es mir früher hätte zu Händen kommen können. Indessen scheint es mir überhaupt, vornehmlich in zunehmenden Jahren, mit der Benutzung fremder Gedanken in bloss spekulativem Felde nicht gut gelingen zu wollen, sondern ich muss mich schon meinem eigenen Gedankengange, der in einer Reihe von Jahren sich schon in ein gewisses Gleis hineingearbeitet hat, überlassen.

Mit dem grössten Vergnügen sehe ich Sie in Ruhm und Verdiensten beständig Fortschritte tun, wie es

mich Ihr Talent schon frühzeitig hoffen liess und es Ihre guten und redlichen Gesinnungen auch würdig sind, von denen Hr. Kiesewetter mir aus seiner eigenen Erfahrung nicht genug zu rühmen weiss. -- Behalten Sie mich in Ihrem freundschaftlichen Angedenken und seien Sie von der grössten Hochachtung und Ergebenheit versichert, mit der ich jederzeit bin

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 15. *Okt.* 1790. *I. Kant.*

AN F. TH. DE LA GARDE.

19. *Okt.* 1790.

Ew. Hochedelgeboren werden hoffentlich meine Antwort auf ihr letztes Schreiben durch Herrn Professor Bode erhalten haben. Ich habe darin vergessen, was ich jetzt tue, nämlich für das mir überschickte schön gebundene Exemplar meiner Kritik der Urteilskunde, auf holländisches Papier gedruckt, zu danken. — Da mir Herr M. Kiesewetter gesagt hat, Sie wären willens, eine neue Auflage von diesem Werk für künftige Ostern zu veranstalten, so bitte mir Nachricht zu geben, wenn *spätestens* ich die Verbesserungen, es sei an Druckfehlern oder auch einige Stellen der Ausarbeitung, einzuschicken nötig habe. Es wäre mir lieb, wenn es bis zu Weihnachten Zeit hätte: indessen könnte die erste Versendung auch früher geschehen. Es liegt Ihnen und mir daran, dass das Werk soviel als möglich fehlerfrei werde.

Ich bin übrigens mit Hochachtung

Ew. Hochedelgeboren

ganz ergebener Diener

Königsberg, d. 19. *Okt.* 1790 *I. Kant.*

VON JOHANN FRIEDRICH HARTKNOCH

Riga, d. 9.|20. *Okt.* 1790.

Wohlgeborner

Insonders hochzuehrender Herr!

Verzeihen Ew. Wohlgeboren, dass ich mir die Freiheit nehme, Ihnen jetzt noch mit einem Briefe be-

schwerlich zu fallen, ich würde es nicht gewagt haben, wenn mich nicht eine alte Konvention, denen ich gern treu bleiben mag, dazu veranlasste.

Die Metaphysik der Sitten ist vergriffen. Ich sehe mich genötigt, von diesem so gangbaren Buche eine neue Auflage zu machen, und frage daher Ew. Wohlgeboren, ob Sie etwa gesonnen sind, dieser neuen Auflage durch Zusätze oder Verbesserungen einigen Vorzug vor der alten zu geben, oder ob sie unverändert bleibt. Auf jeden Fall werde ich nicht ermangeln, Ihnen, sobald ich Anstalt zum Druck mache, das verabredete Honorar auszahlen zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich es doch nicht über mein Herz bringen, Ew. Wohlgeboren meinen Schmerz über die von Ihnen so plötzlich aufgehobene Verbindung, in der Sie so lange mit meinem seligen Vater standen, zu bezeugen. Noch in Ihrem letzten Briefe vom 5. September vorigen Jahres sagen Sie: „Ich habe mir hier angebotene ansehnliche Bedingungen ausgeschlagen, indem ich ungern von alten Verbindungen abgehe. Sobald ich mit meiner unter Händen habenden Arbeit zu Ende bin, werde Ew. weitere Nachricht erteilen." Oh! hätten Ew. Wohlgeboren doch diese Worte nicht geschrieben und mir lieber geradezu gesagt, dass Sie bereits einen andern Verleger hätten, so hätte es mich nicht *so sehr* geschmerzt, mich von Ihnen verlassen zu sehen. Ich bin ein Anfänger, dessen hauptsächlichste Stütze Ihre vortrefflichen Schriften waren, und hoffte meiner Handlung durch die Fortdauer Ihrer Gewogenheit Ehre zu machen, und nun sehe ich mich im Anfang meiner Laufbahn von einem der ältesten, würdigsten Freunde meines seligen Vaters verlassen. Des Nachteils für meinen Kredit, der daraus erwachsen, will ich nicht gedenken. Dass Sie den jungen Nikolovius, den ich aufrichtig liebe und hochschätze, mit einem ihrer Werke unterstützten, würde ich Ihnen nie verdacht haben, da er zu seinem Etablissement einer solchen Empfehlung bedurfte. Wie aber la Garde, ein dritter, dessen Handlung blühend und im besten Stande war, zu der Ehre kömmt, Ihr Verleger zu werden, das kann ich nur Verleumdungen

oder andern niedrigen Schritten zuschreiben, die mich Ihres Zutrauens und des Wohlwollens, das sie doch anfänglich gegen mich äusserten, *so gänzlich* beraubt haben, dass mich Ew. Wohlgeboren nicht einmal würdigten, mich in ein paar Zeilen von Ihrem Entschluss zu benachrichtigen. Ich kann mir selbst das Zeugnis geben, dass ich wissentlich auf keine Weise Anlass dazu gegeben habe.

Ich habe bisher gänzlich hierüber geschwiegen und würde es noch länger getan haben, da ich mich niemandem, der mich verschmäht, aufdringen und keines Menschen Gunst *erkriechen* mag, wenn mich diese Gelegenheit nicht dazu veranlasst hätte. — Nur noch dies erlauben mir Ew. Wohlgeboren anzumerken, dass keine Bedingungen so vorteilhaft für Sie sein können, die ich nicht alle willig und gern erfüllt hätte. Doch dies könnte Ihnen wohl gar Gelegenheit geben, zu glauben, ich hielte Sie für eigennützig, da doch dies keineswegs der Fall ist und ich, wie schon oben geäussert, Ihre Entfernung nur niedrigen Verleumdungen zuschreiben kann. Sollte ich indessen unwissentlich gefehlt haben, so hätte es nur eines Worts, eines freundschaftlichen Winks bedurft, um mich auf meinen Fehler aufmerksam zu machen, den ich mich auf alle mögliche Weise wieder gut zu machen bemüht haben würde.

Doch ich will Ew. Wohlgeboren nicht länger mit Klagen beschweren, die Ihnen unmöglich so unangenehm anzuhören sein können, als es mir sauer wird, sie hinzuschreiben.

Noch muss ich erwähnen, dass ich kürzlich in der Literaturzeitung einen Aufsatz, Ihre kleinen Schriften betreffend, gelesen habe. Da sich nun Ew. Wohlgeboren selbst zur Herausgabe dieser Schriften erbieten, so kann ich um so weniger glauben, dass irgendeine bereits von meinem Vater verlegte darunter befindlich sein könnte, sollte dies indessen wider alles Vermuten der Fall sein, und diese kleinen Schriften in eines *Andern* Verlage herauskommen, so werden mir es weder Ew. Wohlgeboren noch der Verleger dersel-

ben verdenken, wenn ich alles mögliche anwende, um mir den Besitz meines Eigentums zu sichern.

In Erwartung einer geneigten Antwort auf meine erste Anfrage habe die Ehre zu sein

Ew. Wohlgeboren

ergebener Diener

Joh. Fr. Hartknoch.

Von Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

9. Nov. 1790.

Verehrungswürdiger Herr Professor!

Herr la Garde hat mir gesagt, dass er heute an Sie schreiben will und hat mir versprochen, ein Blättchen von mir einzulegen, und ich ergreife daher diese Gelegenheit, Sie von meiner glücklichen Rückkunft nach Berlin zu benachrichtigen und Ihnen nochmals meinen wärmsten Dank für die grossen Beweise Ihrer Freundschaft, die Sie mir während meines letzten Aufenthaltes in Königsberg gegeben haben, abzustatten. Ich werde es gewiss nie vergessen, wieviel ich Ihnen, vorzüglich in Rücksicht meiner Kenntnisse danke, es nie vergessen, dass Sie doch allein die erste Ursach meines jetzigen Glücks sind. — Ich habe meinen Unterricht bei Hofe schon wieder angefangen, und ich werde noch diese Woche dem Grafen Brühl vorgestellt werden. Für diesen Winter habe ich Anthropologie, Logik und Kritik der reinen Vernunft angekündigt; die erstere scheint ziemlich besetzt werden zu wollen. *Vielleicht* lese ich auch den Hofdamen ein Kollegium. — Herr la Garde freut sich recht sehr, dass Sie mit dem Drucke Ihres Buchs zufrieden sind und wünscht, dass Sie Ihren Verlag zwischen ihm und Hrn. Nicolovius teilen möchten. Herr Kapellmeister Reichard ist krank, so dass ich ihn noch nicht habe sprechen können. Hr. Geheimrat Wlömer habe ich noch nicht zu Hause finden können.

Der König hat den Minister Schulenburg zum Generalleutnant der Kavallerie erklärt, um ihm am Kriegs-

kollegium Sitz und Stimme zu geben, wo nach den Gesetzen nur gediente Militärpersonen Sitz und Stimme haben können. Schulenburg hat im siebenjährigen Kriege wirklich Militärdienste getan. Die Pferde der in Berlin stehenden Regimenter sind zwar verkauft, aber vergangenen Dienstag ist den Gendarmerieoffizieren bei der Parole befohlen, wer nur irgend könne, solle seine Pferde behalten, und sich überhaupt fertig halten, zu Anfang März zu marschieren.

Der Doktor Jachmann ist noch nicht hier eingetroffen. Der Doktor Goldschmid lässt sich Ihrer Freundschaft empfehlen. Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen durch die Frachtfuhrleute Teltowsche Rüben zu schicken. Fracht und alles ist berichtigt. Sie sind jetzt in Häcksel gepackt, meine Mutter aber hat mir gesagt, dass Sie sie nun in trocknen Sand würden packen lassen müssen, und Ihrer Köchin lässt sie sagen, dass sie die Rüben mit lauwarmem Wasser einwaschen und nicht viel über eine Viertelstunde kochen lassen muss, weil sie sehr bald gar werden.

Die Baronesse von Bielefeld empfiehlt sich Ihnen bestens. Hr. Jeoffrey hat sich sehr über die Abänderungen gefreut, die Sie ihm schicken wollen und dankt Ihnen schon im voraus. Ich bin mit dem wärmsten Gefühle der Freundschaft

Ihr

aufrichtigster Verehrer

Berlin, d. 9. Nov. 1790. *J. G. C. Kiesewetter.*

Von Christoph Friedrich Hellwag.

Eutin, d. 13. Dez. 1790.

Wohlgeborner

Hochzuverehrender Herr Professor!

Ew. Wohlgeboren erlauben, dass ich mich unterstehe, Ihre kostbare Musse durch mein Schreiben zu unterbrechen: ich glaubte in Ansehung dessen, was ich vorzutragen habe, eine Nachlässigkeit mir vorwerfen zu müssen, wenn ich nicht darüber an Sie schriebe, indem ich hoffte, eine Sache, die Sie proble-

matisch vorstellen, einer Entscheidung, die Ihrem Sinne gemäss ist, näher gebracht zu haben. Es betrifft die Vergleichung der Farben des Regenbogens mit den Tönen der musikalischen Oktave; ein Aufsatz von mir darüber ist in einem Stücke des deutschen Museums vom Oktober 1786 S. 293—297 abgedruckt; und verschiedene lehrreiche Stellen, die sich auf eine solche Vergleichung beziehen, fand ich neulich zu meinem Vergnügen in ihrer Kritik der Urteilskraft, womit Sie kürzlich so manchem ehrlichgesinnten Wahrheitsfreunde von neuem ein schätzbares Geschenk gemacht haben. Anstatt eine Abschrift von meinem angeführten Aufsatze beizufügen, nehme ich mir die Freiheit, das Wesentliche daraus in einem kurzen Auszuge in dem Briefe selbst, der freilich dadurch ausgedehnt wird, anzuführen.

Schon Kircher stellte die Regenbogenfarben mit den Tönen der Oktave zusammen: Newton bestimmte sogar die Breite des Bildes von jeder Farbe nach der Länge der Seite für den zustimmigen Ton; endlich wollte Castell Farbenakkorde und Farbenmelodien auf einem Farbenklaviere darstellen; aber die Versuche entsprachen der angenommenen Erwartung nicht, weil die Vergleichung, worauf sie beruhten, unrichtig war. Man kann Licht und Schall in vieler Rücksicht miteinander vergleichen, wie Euler auch getan hat: ihre beiderseitige Erregung in einem elastischen Mittel, ihr Fortrücken, ihre Ausbreitung, den Durchgang und die Zurückprallung ihrer Strahlen und, in Ansehung unseres Standpunktes, die Schätzung der Gegend, wo das Licht und der Schall herkommen. Bei so mannigfaltiger Übereinstimmung ist es natürlich, unter den Erscheinungen des Lichts eine zu suchen, die sich mit den Stufen der Tonleiter vergleichen liesse, und eine unter den Erscheinungen des Schalls, die mit den Farben des Prisma übereinkäme, und leicht verfällt man also darauf, also die Töne mit den Farben zu vergleichen. Ich wage es, die Richtigkeit dieser Vergleichung zu bestreiten. Alles, was wir sehen, hat Farbe und eine Stelle im Gesichtsfelde, und, was wir hören, spezifischen Klang, und eine Stelle in der

Tonleiter. Farbe ist dem Auge, was spezifischer Klang dem Ohre ist, und die Stelle eines sichtbaren Punktes im Gesichtsfelde dem Auge, was dem Ohre eine gegebene Stelle in der Tonleiter. Durch den Sinn des Gesichts vergleicht und unterscheidet man die Farben nach ihrer Mischung, durch den Sinn des Gehörs die Verschiedenheit des Klangs verschiedener und gleicher auf verschiedene Art gerührter Instrumente, auch nach einer Art von Mischung, die bei den Stellen der Tonleiter nicht stattfindet. Die Farben für das Gehör scheinen viel mannigfaltiger zu sein, als für das Gesicht. Letztere lassen sich alle auf weiss, gelb, rot, blau und schwarz reduzieren, aber die Elemente für alle Arten von Klang sind vielleicht unerschöpflich; ein Beispiel davon ist die menschliche Sprache. Darin sind die Vokale insonderheit merkwürdig, dass sie zu einem Systeme zu gehören scheinen, welches sich als vollständig denken lässt. a und i und u sind die Hauptvokale; e steht zwischen a und i, ä zwischen a und e, o zwischen a und u, ä zwischen a und o; ü zwischen u und i, ö zwischen o und e. Bei dem Diphtongen ai werden mit einem Schwunge der Sprachwerkzeuge alle mögliche von a nach i laufenden Zwischenstufen in einer stetigen Folge ausgesprochen; ebenso sind die übrigen Diphthonge beschaffen; sie sind stetig von einer Stelle des stetigen Vokalensystems zur andern übergehende Mischungen, ähnlich dem Farbenspiele der Seifenblasen. Auf der andern Seite beruht das Hervorbringen und Schätzen der Töne, der Akkorde und der Melodien auf der Ausmessung der Tonleiter, so wie die Verzeichnung von Punkten und Zügen, mit ihren Proportionen und Gestalten auf der Ausmessung des Gesichtsfeldes, und hierin gewährt umgekehrt das Gesicht eine grössere Mannigfaltigkeit als das Gehör, weil die Tonleiter nur eine Dimension, das Gesichtsfeld hingegen zwei Dimensionen mit sich bringt, worin überdies der Spielraum der Standpunkte viel grösser ist, als bei der Tonleiter. Bei den Stellen des Gesichtsfeldes sowohl als bei den Stellen der Tonleiter wird nicht an Mischung gedacht.

So weit der Auszug; nun komme ich zu den Stellen

aus Ihrer Kritik der Urteilskraft: ich führe dieselbe nicht durchaus mit Ihren Worten an, teils um kurz zu sein, teils um eine Probe zu geben, wiefern ich den Sinn derselben treffe. Sie sagen S. 209: Man kann nicht mit Gewissheit sagen, ob eine Farbe oder ein Ton (Klang) bloss angenehme Empfindungen, oder an sich schon ein schönes Spiel von Empfindungen seien. — Für bloss angenehm möchte man Farben und Töne halten, weil man von den Licht- und Luftbebungen nur die Wirkung auf den Sinn vernimmt, die bloss empfunden wird, nicht aber die Zeiteinteilung, die ein Gegenstand der Reflexion wäre; für bloss schön hingegen, erstlich weil man sich die Proportion der Schwingungen bei Tönen und auf ähnliche Weise die Farbenabstechung mathematisch bestimmbar vorstellt; und zweitens, weil Scharfsehende oft Farben verwechseln, ebenso, wie Scharfhörende auch Töne oft falsch angeben oder schätzen können. Hierauf darf ich erwidern: man kann bei dem besten Gesichte ein schlechtes Augenmass haben, und bei dem besten Gehör die Aussprache einer fremden Sprache falsch vernehmen, dass man nicht imstande ist, sie treffend nachzuahmen, aus Mangel an Fertigkeit, nicht bloss der Sprachwerkzeuge, sondern des Gehörs; und was den ersten Punkt betrifft, so sind im Gesichtsfelde nicht allein Farbenmischungen, sondern vornehmlich die scheinbaren Grössen darin, und vor dem Sinn des Gehörs nicht allein die Töne, sondern auch stufenweise Mischungen von Klängen, wie in der angeführten Vokalenleiter, einer mathematischen Bestimmung fähig; und auf diese Art sind sichtbare und hörbare Qualitäten und Quantitäten, nämlich Farben und Klänge, scheinbare Grössen und Töne sowohl objektiv genau bestimmbar als auch subjektiv einer möglichen fehlerhaften Schätzung unterworfen, und es steht hier also nichts im Wege, warum Musik nicht ein schönes Spiel *angenehmer* Empfindungen, und Farbenkunst nicht auch ein *schönes* Spiel derselben heissen könnte. Dass sie nicht abgeneigt sein werden, meine Vergleichungen der Farben und Töne zu billigen, darf ich aus S. 19 schliessen, wo Sie sagen: — Dem

einen ist die violette Farbe lieblich, dem andern erstorben. Einer liebt den Ton der Blasinstrumente, der andere den von Saiteninstrumenten. — Mit dem Schönen ist es anders bewandt. — Das Gebäude, was wir sehen, das Konzert, was wir hören, ist schön, also nicht für einen, sondern für alle. Hierher gehört auch, was Sie S. 39 erklären, wo Sie von einem reinen Geschmacksurteile allen Anteil eines Reizes ausschliessen, und dagegen wieder eine Instanz einwerfen, wonach der Reiz für sich zur Schönheit hinreichend scheinen möchte. Die grüne Farbe des Rasenplatzes, der blosse Ton einer Violine, zum Unterschiede von (gleichgültigem) Schalle und Geräusche, wird von den meisten an sich für schön erklärt, obzwar beide lediglich Empfindung zum Grunde zu haben scheinen, und darum nur angenehm genannt zu werden verdienten. Allein man wird sie doch nur sofern schön finden, als beide rein sind. Vollkommene Reinheit ist nämlich hier ausser den objektiv genau bestimmbaren, aber subjektiv unzuverlässigen Graden der Reinheit der einzige subjektiv sichere Grad, und hat dadurch denjenigen Charakter der Schönheit, der auf subjektiv sichere Schätzung Anspruch macht. Ihre Antwort, womit Sie die Einwendung abfertigen, beruht also auch auf derselben von mir bemerkten Mischbarkeit, die den gemeinschaftlichen Charakter der Farben und der Klänge ausmacht.

Hiermit beschliesse ich diese Untersuchung, und bitte zugleich um Geduld für die Verlängerung des Schreibens über einige Stücke, die ich gerne zugleich anbringen möchte.

Zu der Stelle S. 16 Ihres angeführten Werks, wo Sie von dem Geschmacke alles Interesse absondern, kann ich Ihnen ein merkwürdiges Beispiel anführen, von einem ehemaligen hiesigen Küchenmeister, dem ein Philosoph, der hiesige Herr Justizrat Trede, das Zeugnis gibt, dass er über den Sinn des Geschmacks sehr richtig philosophiert habe; derselbe Mann pflegte über gewisse kunstmässige Tafelgerichte das Urteil zu fällen: sie schmecken gut, aber mir nicht angenehm.

Folgende Nachricht kann dem Herzen des Mannes,

der die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, und die Kritik der praktischen Vernunft geschrieben hat, nicht gleichgültig sein. Der hiesige Konrektor an der lateinischen Schule, Herr *Boie*, ein Bruder des Herausgebers vom deutschen Museum, und Schwager des hiesigen Rektors Herrn Hofrats Voss, studiert Ihre Schriften, besonders die eben genannten, und nahm Gelegenheit von dem, was er Ihnen verdankt, in einer Predigt über Apostelgeschichte 10, 34 Gebrauch zu machen: es war hier nichts von der der Kanzel unwürdigen ars oratoria, und doch machte die Predigt auf mehrere, die nicht, wie ich, die Quelle davon kannten, einen ungewöhnlichen Eindruck, und mir war es, als wenn ich eine solche Predigt noch nie gehört hätte. Sie hatte aber auch den Charakter, den sie nach der Note S. 33 Ihrer Grundlegung zur Metaphysik der Sitten haben musste.

Ich schätze mich glücklich, an Trede und Boie zwei Freunde zu besitzen, mit denen ich mich über Ihre Schriften bisweilen unterhalten kann.

Nun eine Beobachtung über synthetische und analytische Sätze: nämlich solche Sätze, die sich umkehren lassen, werden aus synthetischen zu analytischen und umgekehrt. Das Subjekt im synthetischen Satze fasst zwei Begriffe in sich, deren Synthesis die Bedingung des Prädikats ist; nach dem Umkehren vertreten diese beiden Begriffe die Stelle des Prädikats, und können als einzelne Prädikate dienen in zweien Sätzen, weil die Synthesis dem Prädikate nicht notwendig zukommt, ausser in Definitionen, wo das Definitum Subjekt ist. Wird ein analytischer Satz umgekehrt, dessen Prädikat nicht beide Begriffe, die zusammengehören, enthält, so wird in dem Subjekte des umgekehrten nunmehr synthetischen Satzes der fehlende Begriff durch einen Beisatz bemerkt, wie durch x die unbekannte Grösse in der Buchstabenrechnung. Zum Beispiel: alle physischen Körper sind schwer; ist ein synthetischer Satz: die Synthesis von physisch und Körper ist Bedingung des Prädikats: schwer; denn nicht alles Physische ist schwer, ein Regenbogen ist physisch; nicht alle Körper in der weiteren Bedeutung sind schwer, der geome-

trische Körper ist auch ein Körper. Durch Umkehrung ergeben sich hieraus zwei voneinander unabhängige analytische Sätze: alles Schwere ist ein physischer Körper; nämlich alles Schwere ist physisch; alles Schwere ist Körper. Kehrt man jeden Satz für sich um, so bekommt das Subjekt des umgekehrten nunmehr synthetischen Satzes einen Zusatz: nämlich gewisse physische Dinge sind schwer; gewisse Körper sind schwer. Ein anderes Beispiel: alle Körper sind ausgedehnt, ist ein analytischer Satz; dazu gehört noch einer: alle Körper haben drei Dimensionen; daraus durch Umkehrung der vollständige synthetische Satz: alles Ausgedehnte mit drei Dimensionen ist Körper; die Verbindung der beiden Begriffe im Subjekte ist Bedingung des Prädikats; denn nicht alles Ausgedehnte ist Körper; Flächen sind auch ausgedehnt; nicht alle Grössen von drei Dimensionen sind Körper; Kubikzahlen sind auch Grössen von drei Dimensionen, wenn man den Begriff der Dimension nicht auf ausgedehnte Grössen einschränkt. Wenn also in einem synthetischen Satze die synthetische Hinzufügung des Prädikats zum Subjekte auf einer Verknüpfung von Begriffen im Subjekte beruht, so darf ich hoffen, dass diese meine Bemerkung Ihrer Erklärung vom synthetischen Satze gemäss sei.

Noch eine Frage möchte ich gerne vornehmen, wenn ich nicht beschwerlich falle. Wie geht es zu, dass ein bewegter Körper seine Bewegung fortsetzt, wofern ihn nichts daran hindert, und dass ein Körper dem, was seinen Bewegungszustand zu verändern strebt, widersteht? Ein Körper sei in einem abgesonderten leeren Raume ausser aller Verbindung mit andern Körpern: er werde nun durch einen anderen ihm näher kommenden Körper, der mit anderen Körpern ausser dem leeren Raume in gehöriger Verbindung steht, fortgeschoben: ich kann mir den Erfolg nicht anders vorstellen, als der isolierte Körper werde dem forttreibenden Körper keinen mechanischen Widerstand leisten, und so bald das Forttreiben aufhört, in Ruhe sein. Denn, was durch das Fortschieben verändert wird, ist nicht der isolierte Körper, auch nicht der leere

Raum, sondern das Ganze, das der geschobene Körper mit dem umgebenden Leeren ausmacht: nun ist aber dieses Ganze nichts Reales, weil ein Teil desselben, das Leere, nichts Reales ist. Jede Wirkung setzt aber etwas Reales voraus, dem die Kraft zu wirken zugeschrieben wird, also findet bei dem Mangel des Realen keine Wirkung statt, nämlich der Körper und das umgebende Leere können miteinander keine Bewegung unterhalten, und keiner bewegenden Ursache widerstehen. Wenn also im freien Raume ein Körper seine Bewegung von selbst fortsetzt, und ohne offenbare sinnliche Ursache dem, was seinen Bewegungszustand verändern will, widersteht, so ist etwas Reales, mit dem er im Raume gemeinschaftlich beides bewirkt. Diese ungenannte reale Ursache aller freien Bewegung und alles mechanischen Widerstandes gegen bewegende Kräfte muss schlechterdings durch den Spielraum aller möglichen Bewegungen stetig und gleichmässig verbreitet, und jedem bewegten oder ruhenden Punkte jedes realen stetigen Körpers gleich gegenwärtig sein. Sie ist unbeweglich, weil sie keiner Bewegung bedarf, um auf bewegliche Dinge zu wirken; sie ist für alle beweglichen Dinge vollkommen durchdringlich, um allen Punkten derselben gegenwärtig zu sein; sie macht von den vier Lehrsätzen der Mechanik in Ihren metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft S. 108, 116, 119, 121 den Hauptgrund aus; ihre Vorstellung macht den mechanischen Begriff von der Quantität der Bewegung möglich; sie tut bei aller unmittelbaren Einwirkung auf jeden Punkt des Beweglichen, das heisst, bei ihrer Durchdringlichkeit, der Quantität der Materie keinen Eintrag; ihre Wirkung wird durch Ursachen ausser ihr und ausser dem bewegten Körper verändert; sie erhält den Körper in seinem Zustande der Ruhe oder *der Bewegung* (in seinem Bewegungszustande) in derselben Richtung, und mit derselben Geschwindigkeit, wenn er nicht durch eine Ursache ausser ihm und ausser ihr genötigt wird, diesen Zustand zu verlassen; sie ist es, die in aller Mitteilung der Bewegung Wirkung und Gegenwirkung einander gleich macht. Diese Betrachtungen hatte ich für mich

schon so weit vollendet, als mir neulich *Lamberts* Beiträge zum Gebrauche der Mathematik und deren Anwendung in die Hände kamen, wo ich das unerwartete Vergnügen hatte, einen neuern Philosophen zu finden, dessen Spekulationen über die Trägheit der Körper mit meinen Gedanken so sehr übereinstimmen. Die Hauptstelle darüber findet sich im § 121 der Abhandlung von den Grundlehren des Gleichgewichts und der Bewegung im zweiten Bande des angeführten Werks. Ich will meinen langen Brief nicht mit Abschreibung dieser Stelle weiter ausdehnen, da ich voraussetzen kann, dass Sie Gelegenheit haben, das Buch selbst nachzulesen; ich führe nur an, dass mein *freier Raum* bei Lambert von aller Materie, aber nicht von immateriellen Substanzen leer ist; und meine ungenannte Ursache der freien Bewegung und des Widerstandes freier Massen heisst bei ihm ein *Vehikulum* zur Fortsetzung der Bewegung, welche er durch eine fortgepflanzte Undulation erklärt, vermittelst welcher die bewegte Materie fortgeführt wird. Der Widerstand erfordert ihm ein *Haften* der Materie an dem Orte, wo sie ist; und dieses Haften erklärt er sich auch durch sein sogenanntes Vehikulum. Er lässt es § 125 unentschieden, ob dieses Vehikulum nicht an verschiedenen Orten verschiedene Intensität habe. Ausser Lambert ist mir von neuern Philosophen keiner vorgekommen, der diese Idee verfolgt hätte. In *Sturms* Physica electiva T. 1 werden hierüber verschiedene Meinungen zusammengestellt, und am Ende, Seite 757, der Wille Gottes zur unmittelbaren Ursache des Gesetzes der Bewegung und des Widerstandes freier Körper angegeben. Auch *Mallebranche* begnügt sich mit diesem Prinzip in seinen Recherches de la Verite T. II. L. 6. C. 9. Hingegen *Baco von Verulam*, der Erweiterer der Naturwissenschaft seines Zeitalters eifert über die unbefriedigenden Abfertigungen dieser Frage, besonders von Aristoteles und dessen Schülern und Nachbetern: die Hauptstelle hiervon steht in seinem Werke Impetus philosophici; im Abschnitte cogitationes de nat. rer. VIII. de motu violento; S. 722 ff. Opp. omn. ed. Arnoldi 1694. Seine Erklärung — fit continua et

intentissima (licet minime visibilis) partium trepidatio et commotio — finde ich übrigens auch nicht befriedigend. In Ihren schätzbaren Schriften finde ich von meiner gegenwärtigen Frage keine ausdrückliche Erörterung: Ihre Vergleichung des Plato mit einer Taube, die, um freier fliegen zu können, den luftleeren Raum suchen möchte (Kritik der reinen Vernunft S. 9 der zweiten Ausgabe) liess es mich hoffen, sie noch zu entdecken. Dass Sie mit Mallebranche und Sturm nicht einstimmen, wusste ich gewiss, wenn Sie sich auch in der Kritik der reinen Vernunft S. 801 gegen das Prinzip der ratio ignava nicht erklärt hätten; und vermuten darf ich vielleicht, dass Sie mein allgemeines reales stetiges Medium, wodurch ich die Bewegung und den Widerstand freier Massen zu erklären suche, nicht verwerflich finden werden. Sie wollen zwar die Benennung vis inertiae abgeschafft wissen (Anfgr. d. Nat. W. S. 132) aber ich habe mich derselben enthalten, weil ich ihrer vollkommen entbehren kann, und ihr die Schuld beimesse, warum ich glaube, dass man den Gegenstand meiner Frage so stillschweigend übergeht; und Ihre gerechten Vorwürfe gegen jenen Namen treffen, dünkt mich, meine Erklärung nicht.

Wo ich nicht irre, unterhielt ich mich einst in Göttingen mit dem Herrn Prof. Krauss über diese Materie. Ich nehme hier gerne Gelegenheit, von diesem würdigen Manne, der ohne Zweifel Ihr Freund ist, zu bezeugen, dass sein für Kopf und Herz mir damals so interessanter Umgang, dessen ich zeitlebens mich dankbar erinnern werde, manche noch lange nachher wohltätige Eindrücke bei mir hinterlassen hat, und sein Andenken erregt oft den Wunsch in mir, um ihn sein zu dürfen. Darf ich so frei sein, und bitten, meinen besten Gruss ihn wissen zu lassen? Er wird Ihnen sagen, dass ich ein Württemberger bin. Ich kam im Jahre 1782 nach Oldenburg bei Bremen zu dem jetzigen Fürstbischof zu Lübeck und Herzog zu Oldenburg, der damals Koadjutor war, als Leibarzt; ich heiratete daselbst im Jahre 1784; und wurde im Jahre 1788 hierher nach Eutin versetzt, mit dem Charakter als Hofrat und Leibarzt, indem nach Oldenburg der berühmte

Hr. Dr. Marcard als Leibarzt berufen wurde. Diese Nachrichten können vielleicht meinen ehemaligen Freund interessieren. Nun vergeben Sie mir meinen langen Brief: ich würde mich unaussprechlich freuen, wenn Sie mich mit einer auch noch so kurzen Antwort beehrten; aber ich bescheide mich gerne, wenn es auch nicht geschieht, weil viel wichtigere Dinge Anspruch auf Ihre Musse machen. Gott erhalte Ihr kostbares Leben und Gesundheit noch lange: dieses ist der lebhafteste redlichste Wunsch

Ihres
aufrichtigen Verehrers
Christoph Friedrich Hellwag.
Med. und Philos. Dr.

Von Abraham Gotthelf Kästner.

20. *Dez.* 1790.

Wohlgeborner Herr
Verehrungswürdiger Herr!

Es ist eine starke Prüfung in praktischer Philosophie, der Ew. W. mich aussetzen: durch Ihre Zuschrift nicht stolz zu werden.

Ew. W. tiefe Einsichten und Scharfsinnigkeit zu kennen und zu verehren, habe ich schon in jüngeren Jahren viel Veranlassung gehabt. Bei Ew. W. späteren philosophischen Bemühungen habe ich bedauert, dass meine gegenwärtige Bestimmung mir nicht gestattet hat, davon den Nutzen, den ich wünschte, mir zu verschaffen.

In der Wolfschen Philosophie, die ich in meiner Jugend lernte, fand ich doch die Gewissheit nicht, die Wolf glaubte erreicht zu haben, als ich mathematische Gewissheit kennen lernte. Vielleicht ging ich damals in meiner Geringschätzung zu weit.

Neuere philosophische Schriften, z. E. der Engländer, die als grosse Beobachter gepriesen wurden, zu studieren, machte mir das eben nicht Lust, dass ich in einigen, die ich las, eben nichts fand, das mir unbekannt war, oder dass ich nicht, wenn die Kennt-

nis davon mir wichtig schien, aus dem, was ich zu wissen glaubte, herzuleiten unternommen hätte. So bin ich nach und nach von dem eigentlichen Fleisse, auf Philosophie angewandt, sehr abgekommen, und wage nicht, darin etwas zu beurteilen.

Soviel sah ich wohl, dass nach dem Verfall der Wolfschen Philosophie eine aufstand, die, um gerade das Gegenteil von ihr zu sein, im geringsten nicht systematisch sein wollte. Die schlechten Wolfianer hiessen System: Definitionen und Beweise auswendig gelernt zu haben, ohne sie recht zu verstehen oder prüfen zu können. Ihre Verächter nannten *eklektisch* philosophieren, Worte ohne Erklärung, ohne bestimmte Begriffe brauchen, Meinungen zusammentragen, ohne zu untersuchen, ob sie zusammen passen, und deklamieren, wo bewiesen werden soll.

Lessing war das letztemal auf seiner Rückreise aus der Pfalz hier, und bei unserm Gespräch über die jetzige Philosophie äusserte er die Hoffnung, es müsse damit bald anders werden, denn sie sei so seicht geworden, dass die Seichtigkeit selbst bei Leuten, die nicht viel Nachdenken anwenden wollen, sich doch nicht in Ansehn erhalten könne.

Ew. Wohlgeb. haben das grosse Verdienst, die Erkenntnis dieser Seichtigkeit beschleunigt zu haben und die Philosophen auf Anstrengung des Verstandes und zusammenhängendes Denken wiederum zu führen. Werden Ihre Bemühungen missverstanden, so dächte ich, durch deutliche Erklärung und Bestimmung der Wörter und Redensarten liesse sich solches heben. Es ist freilich die Sitte der jetzigen Schriftsteller, Wörter nachzubrauchen, ohne recht zu wissen, was sie bedeuten, ein Fehler, über den man sonst bei dem gemeinen Mann lachte, wenn er französische Wörter misshandelte, aber jetzt kann man ihn bei Gelehrten belachen. Und da ist dann natürlich, dass Leute über Wörter streiten, mit denen sie nicht die gehörigen Begriffe, manchmal gar keine verbinden. Ew. W. haben einmal, ich glaube in der Berliner Monatsschrift, eine vortreffliche Erläuterung gegeben, was *orientieren* heisst. Wollten Sie derglei-

chen mit mehreren Modewörtern vornehmen, so würden Sie sich um den jetzigen philosophischen Jargon viel Verdienste erwerben. Die Franzosen haben längst ihrem Witze die Freiheit gelassen, ein auch längst bekanntes Wort mit einem Nebenbegriffe zu brauchen, den man aus der Art, wie es gebraucht wird, erraten soll, und vielleicht nicht ganz richtig erät. Braucht nun ein Deutscher das Wort nach, natürlich in einem andern Zusammenhange, als es zuerst gebraucht ward, so ist manchmal die Frage, was das Wort bedeutet, eine unbestimmte Aufgabe. So haben die tierischen Magnetisierer von desorganisieren, manipulieren . . . geschwatzt, und jetzt ist Organisation, Manipulation bei den Statistikern gewöhnlich, da ich nicht verstehe, was sie damit haben wollen. Soviel sehe ich wohl, dass Frankreich durch die Manipulationen der Nationalversammlung ziemlich desorganisiert ist.

Ew. W. stellen auch sehr oft den Philosophen das Verfahren der Mathematikverständigen zum Beispiele vor, und werden mich also desto eher entschuldigen, wenn ich mich nur auf dieses Verfahren, mit dem ich am bekanntesten bin, einschränke; allenfalls manchmal die Philosophen fragen, ob sie es nicht auch so machen könnten? Dass es ganz angeht, glaube ich nicht, weil die philosophischen Begriffe nicht so leicht gestatten, dem Verstande durch sinnliche Bilder zu Hilfe zu kommen.

Zu der Aufstellung der Metaphysik im Zusammenhange wünsche Ew. W. Leben und Gesundheit, und hoffe die Ausführung zum Vorteile der Wissenschaften.

In einer Zeit, da die Philosophie Geschwätz geworden war, überhaupt alle Anstrengung des Verstandes vermieden ward, und die Gelehrten durch Schriften berühmt wurden, die man bei einer Pfeife Tabak verfertigen, lesen und auch verbrauchen kann, gelang es Ew. W., auf tiefsinnige, philosophische Untersuchungen Aufmerksamkeit zu erregen, und sie zu einer häufigen Beschäftigung von Schriftstellern zu machen. Das ist sicher ein Umstand, der Ew. W.

besonders auszeichnet und Sie in der Geschichte der Wissenschaften unvergesslich machen wird.

Ich verharre mit vollkommenster Hochachtung
Ew. Wohlgeboren
gehorsamster Diener

Göttingen, 20. *Dezbr.* 1790. *A. G. Kästner.*

An Christoph Friedrich Hellwag.

3. *Jan.* 1791.

Wohlgeborner
Hochzuverehrender Herr!

Der Ew. Wohlgeb. Gegenwärtiges zu überreichen die Ehre hat, Hr. Nicolovius, mein ehemaliger Zuhörer und sehr wohldenkender junger Mann, erbittet sich für die kurze Zeit seines Aufenthalts in Eutin einige Bekanntschaft mit dem schätzbaren Zirkel Ihrer Freunde, dergleichen man in grossen Städten oft vergeblich zusammenzubringen sucht und der für Kopf und Herz doch so wohltätig ist. Seine Bescheidenheit wird es verhüten, dass dieses sein Gesuch Ihnen nicht zur Beschwerde gereiche.

Die scharfsinnigen Bemerkungen, womit Sie Ihren angenehmen Brief angefüllet haben, werden mir noch manche Unterhaltung verschaffen. Für jetzt, da ich noch nicht die Zeit habe gewinnen können, denselben anhaltend nachzudenken, muss ich bitten, mit meinem noch unreifen Urteile hierüber zufrieden zu sein.

Was erstlich die Analogie zwischen Farben und Tönen betrifft, so bringen Sie freilich die Aufgabe über ihr Verhältnis zum Geschmacksurteile (welches nicht ein blosses Sinnenurteil des Angenehmen und Unangenehmen sein soll) der Entscheidung näher; wobei mir Ihre Stufenleiter der Vokale, als der einzigen Laute, die für sich selbst einen Ton bei sich führen können, wenn sie weiter verfolgt würde, von Erheblichkeit zu sein dünkt; weil niemand Musik denken kann, die er nicht zugleich, so ungeschickt es auch sei, mit zu singen vermag; wobei denn zugleich

der Unterschied zwischen dem Farben- und Tonspiele, von denen das erstere kein solches produktives Vermögen der Einbildungskraft voraussetzt, klar einleuchtet. Allein ich habe mich jetzt zu sehr in andere Materien hineingedacht, als dass ich vorderhand mich in die gegenwärtige Untersuchung gehörig versetzen könnte. Nur muss ich anmerken: dass, wenn ich in der Kritik der Urteilskraft von Personen redete, die bei dem besten Gehör doch nicht Töne unterscheiden konnten, ich dadurch nicht sagen wollte, dass sie nicht einen Ton vom anderen, sondern schlechterdings nicht den Ton vom blossen Schalle zu unterscheiden imstande waren, wobei mir mein vor vier Jahren verstorbener bester Freund, der englische Kaufmann Herr Green, in Gedanken war, an welchem seine Eltern in seiner Kindheit diesen Fehler bemerkten, ihn daher auch das Klavier nach Noten spielen lernen liessen, der aber weder da- noch nachmals es dahin gebracht hat, dass, wenn ein anderer nun auf dem Klavier ein ganz anderes Stück spielte oder sang, er den mindesten Unterschied dazwischen hätte bemerken können, so dass ihm Töne ein blosses Geräusch waren, sowie ich von einer Familie in England irgendwo gelesen habe, dass es darin Personen gegeben habe, die in der ganzen Natur nichts als Licht und Schatten antrafen und bei den gesundesten Augen alle Gegenstände nur wie in einem Kupferstiche sahen. Merkwürdig war es bei meinem Freunde Green, dass dieses Unvermögen sich auch auf die Poesie erstreckte, deren Unterschied von der Prose er niemals woran anders, als dass die erstere eine gezwungene und geschrobene Silbenstellung sei, erkennen konnte; daher er des Pope Essays on Man wohl gerne las, es aber unangenehm fand, dass sie in Versen geschrieben waren.

Ihren Betrachtungen über das, was aus dem Unterschiede der synthetischen und analytischen Sätze *für die Logik*, nämlich in Ansehung der Inversionen folgt, werde ich gelegentlich nachgehen. Für die Metaphysik, die nicht sowohl auf das sieht, was in Ansehung der Stellung der Begriffe in einem Urteile, mithin aus

der blossen Form folgt, als vielmehr, ob durch eine gewisse Art, zu urteilen, den gegebenen Begriffen etwas (der Materie nach) zuwachse oder nicht, gehörte jene Untersuchung eben nicht.

Was aber die Frage betrifft: welcher Grund sich wohl von dem Gesetze der Abhängigkeit der Materie in Ansehung aller ihrer Veränderungen von einer *äusseren Ursache*, imgleichen von der Gleichheit der *Wirkung* und *Gegenwirkung* in dieser Veränderung durch äussere Ursache geben lasse, so hätte ich freilich wohl in meinem Met. Anf. Gr. d. N. W. auch den allgemeinen transzendentalen Grund der Möglichkeit solcher Gesetze a priori angeben können, der etwa mit folgendem in der Kürze vorgestellt werden kann.

Alle unsere Begriffe von Materie enthalten nichts als bloss Vorstellungen von äusseren Verhältnissen (wie dann der Raum auch nichts anders vorstellig macht), das aber, was wir im Raume als existierend setzen, bedeutet nichts weiter, als ein *Etwas* überhaupt, woran wir uns auch keine andren Prädikate, als die eines äusseren Verhältnisses vorstellen müssen, sofern wir es als blosse Materie betrachten, mithin nichts, was *schlechterdings innerlich* ist (Vorstellungskraft, Gefühl, Begierde). Hieraus folgt: dass, da alle Veränderung eine Ursache voraussetzt und eine schlechthin innerliche Ursache der Veränderung äusserer Verhältnisse (kein Leben) in der blossen Materie nicht gedacht werden muss, die Ursache aller Veränderung (aus der Ruhe in Bewegung und umgekehrt, zusamt den Bestimmungen der letzteren) in der Materie ausserhalb liegen müsse, mithin ohne eine solche keine Veränderung stattfinden könne, woraus folgt, dass kein besonderes *positives* Prinzip der Beharrlichkeit der Bewegung, in der ein Körper einmal ist, erforderlich sei, sondern bloss das *negative*, dass keine Ursache der Veränderung da ist. — Was das zweite Gesetz betrifft, so gründet es sich auf dem Verhältnisse der *wirkenden Kräfte* im Raume überhaupt, welches Verhältnis notwendig wechselseitig einander entgegengesetzt und jederzeit gleich sein muss (actio est aequalis reactioni),

weil der Raum keine einseitige, sondern jederzeit wechselseitige Verhältnisse, mithin auch die Veränderung derselben, d. i. die Bewegung und die Wirkung der Körper aufeinander, sie hervorzubringen lauter wechselseitige und gleiche, einander entgegengesetzte Bewegungen möglich macht. Ich kann mir keine Linien von dem Körper *A* zu allen Punkten des Körpers *B* gezogen denken, ohne auch umgekehrt ebensoviel gleiche Linien von Körper *A* zu *B* zu ziehen und die Veränderung dieses Verhältnisses eines Körpers (*B*) durch den Stoss des andern (*A*) zu diesem als wechselseitig und gleich zu denken. Es bedarf hier also ebensowenig einer positiven besonderen Ursache der Gegenwirkung des Körpers, in dem gewirkt wird, als beim obigen Gesetz der Trägheit. Im Raume und der Eigenschaft desselben, dass in ihm die Verhältnisse wechselseitig entgegengesetzt und *zugleich* sind (welches beim Verhältnisse sukzessiver Zustände in der Zeit nicht der Fall ist), liegt der alleinige hinreichende Grund dieser Gesetze. Übrigens werde ich *Lamberts* Meinung über diesen Punkt in seinen Beiträgen nachsehen.

Ew. Wohlgeb. freundschaftliche Erinnerung an Hrn. Professor Kraus ist an diesen würdigen Mann, der eine Zierde unserer Universität ist, wohl bestellt worden. Die Weitläuftigkeit unseres Orts vermindert gar sehr die Vereinigung des Umganges auch bei den freundschaftlichsten Gesinnungen, daher ich den Gegengruss desselben jetzt noch nicht melden kann.

An den Zirkel Ihrer vortrefflichen Freunde Hrn. *J. R. Trede*, Hrn. *H. R. Voss* und beide Hrn. *Boie* bitte mich zu empfehlen. Was Sie mir von dem jüngeren der letzteren gemeldet haben, ist mir überaus angenehm gewesen. Eine solche Methode zu predigen, wird aber nicht eher allgemein werden, als bis die *Rechtschaffenheit* der Gesinnungen bei Lehrern (die nicht damit zufrieden ist, dass gute Handlungen, gleichgut aus welchen Gründen, ausgeübt werden, sondern auf die Reinigkeit des Bewegungsgrundes alles anlegt) gleichfalls allgemein wird. — Übrigens wünsche ich Zufriedenheit des häuslichen, Vergnügen im geselligen und gutes Gelingen in Ihrem geschäftigen Le-

ben noch lange Jahre und bin mit vollkommener Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 3. Jan. 1791. *I. Kant.*

Von Daniel Friedrich Köhler

20. *Jan.* 1791.

Wohlgeborner und Hochgelehrter Herr
besonders Hochgeehrtester Herr Professor!

Verzeihen Ew. Wohlgeboren, dass ein Landprediger einmal ausserhalb seiner Parochie und ausserhalb der ihm zunächst angewiesenen Sphäre herumschweift und nun, da er in ein Labyrinth geraten, ohne zu wissen, wie er sich selbst überlassen, sich wieder zurechtfinden soll, dieselben um gütige Handleitung ganz ergebenst bittet. Es betrifft diese Bitte, wie mich dünkt, überdem eine Angelegenheit, welche das Beste der Menschheit, welches dieselbigen so gerne befördern, das grösste Interesse derselben betrifft und ich bin daher von Ihnen der Gewährleistung meiner Bitte so gewiss, dass ich glaube, sie zu diesem Zwecke nur vortragen zu dürfen.

In dem Pfarramte, welches ich, ehe ich hieher berufen wurde, bekleidete, hatte ich vor einem ausgesuchten Auditorium jährlich verschiedene gestiftete Predigten hintereinander zu halten. Im letzten Jahre, als ich daselbst war, fiel es mir ein, über die evangelische Menschenliebe in diesen Predigten dergestalt zu reden, dass ich in der ersten den Begriff von dieser Tugend festsetzte, in der zweiten über die Möglichkeit, in der dritten von der Notwendigkeit derselben usw. reden wollte. Mutig ging ich an mein Vorhaben und freute mich des glücklichen Fortgangs desselben, bis ich bei Bearbeitung der Predigt, in welcher ich von der Notwendigkeit der evangelischen Menschenliebe reden wollte, zu meinem nicht geringen Erstaunen gewahr wurde, dass ich selbst noch keinen hellen und deutlichen Begriff von dem, was moralische Notwendigkeit sei, habe,

um fasslich und verständlich davon reden zu können. Zwar bat ich alle meine toten und lebenden Freunde, unter welchen letzteren sich der mir unvergessliche Crugott befand, um Belehrung; allein vielen lebenden war das Wort zwar alt, aber der damit zu verbindende Begriff so nagelneu, dass ich, den einzigen Crugott ausgenommen, zu den toten meine Zuflucht nahm. Was ich nachmals in deroselben Kritik fand, dass moralische Notwendigkeit Notwendigkeit durch Freiheit sei, das war alles, was ich entdeckte und dabei blieb's. Döderlein gab sich zwar bei mir das Ansehen, mich in seiner Dogmatik nach den Bedürfnissen unserer Zeit belehren zu wollen; allein bei der Überzeugung, dass moralische Notwendigkeit absolute Notwendigkeit sei, und mithin für alle vernünftigen Wesen gelten müsse, leistete mir seine Definition, da er sie eine Notwendigkeit durch Weisheit und Güte nennt, zu wenig, um auf mein Vorhaben dieselbe anwenden zu können und ich kehrte lieber wieder zu jener ersten zurück. Um inzwischen meiner Sache gewiss zu werden, um die Sache heller und deutlicher einsehen zu können, bin ich so frei, Ew. Wohlgeboren ganz ergebenst zu bitten, mich schriftlich und geneigt zu belehren, ob ich überhaupt den möglichst bestimmtesten Begriff von dem, was moralische Notwendigkeit sei, gefasst habe, inwieweit moralische Notwendigkeit absolute Notwendigkeit sei, ob dabei Modifikationen stattfinden und inwieweit dieser Begriff auf jede und auf die vorhabende Tugendpflicht anzuwenden sei? Die kleinste Erweiterung und Berichtigung dieser Begriffe wird mir den wesentlichen Dienst leisten, mit mehr Mut und Bestimmtheit zu Pflichten ermuntern zu können, zu deren Ausübung ihre moralische und absolute Notwendigkeit, wie mich dünkt, das stärkste Motiv sein kann und mich also, in dem sie mich denselben auf meine ganze Lebenszeit dankbarlich verpflichten wird, über den Gedanken beruhigen, einen Teil der Ihnen so kostbaren und vielleicht zu allgemeineren und nützlicheren Untersuchungen bestimmten Zeit, welchen Sie mir gütigst zu antworten, verschwenden werden, geraubt zu haben, vollkommen beruhigen.

Mit ausgezeichneter und unwandelbarer Hochschätzung und Verehrung beharre ich

Ew. Wohlgeboren

Jaehnsdorf bei Crossen, *d.* 20. *Jan.* 1791.

ganz ergebenster Diener
Daniel Friedrich Köhler,
Prediger.

Von Jacob Sigismund Beck

19. *April* 1791.

Wohlgeborner Herr
Hochzuehrender Herr Professor!

Erlauben Sie, dass ich Ihnen ein Exemplar meiner Dissertation schicken darf. Dieses geschieht nicht, weil ich ihr einen Wert beilege, sondern weil ich wünsche, dass Sie sich an mich eines ihrer Wahrheit liebenden Schülers erinnern wollen. Mein eigenes Bewusstsein überführt mich, dass es auch solche Menschen gibt, die viel Gefühl für Wahrheit haben und die mit wahrer Wärme andern ihre Einsichten mitteilen mögen, die aber doch nur Pfuscher sind, wenn sie Schriftsteller sein wollen. Dieses letzte in meiner Rücksicht beweisst meine Ihnen mitgeteilte Schrift. Ich habe nunmehr die Lizenz zu lesen. Da ich die Freundschaft des Klügels besitze, so zweifele ich nicht, Zuhörer zu meinen mathematischen Kollegien zu erhalten, und bin herzlich froh, dass ich jetzt auf einer Laufbahn bin, zu der ich glaube bestimmt zu sein. Bekomme ich Zuhörer zu philosophischen Vorlesungen, so werde ich im stillen die Überzeugung zu verbreiten suchen, die Ihr mündlicher und schriftlicher Unterricht in mir bewirkt hat. Ich bin mit einer herzlichen Hochachtung ganz

der Ihrige

Halle, *d.* 19. *April* 1791.

Beck.

An Johann Friedrich Gensichen

(Übersetzung.)

19. *April* 1791.

Magister Gensichen Esq.

Sir, you would have given in your dissertation, to every one what is owing to him with regard to the history of the astronomical knowledges, if at the end of your work, you would please to discriminate of that, what belongs to later ones and to remark that, what, though little and containing more happy conjectures than arguments, is however mine.

1. That the representation of the milky way, as a system of moving suns, resembling our planetary system, is given by me, six years before the similar one, published by Lambert in his cosmological letters.

2. That the representation of the foggy stars, as a like number remote milky ways is not, as Erxleben says in his natural philosophy 1772 p. 540, and as is still extant in the new edition, augmented by the counsellor Lichtenberg an idea, ventured by Lambert, who rather supposed them (at least one of them) to be obscure bodies, illuminated by neighboring suns.

3. That I have represented a long time ago, very nearly to that, what recent observations have taught, the production and conservation of the ring of Saturn, according to mere laws of the centripetal force, which appears now to be so well confirmed, viz: a mist, moving round its centre (which in the same time is that of Saturn), which is composed of particles, not steady, but independently revolving and performing their orbits in times, different according to their distance from the centre; whereby at once the time of Saturn's revolution on its axis, which I inferred from it, and its flatness, seem to be ratified.

4. That this agreement of the theory of the production of yon ring from a vaporous matter, moving after the laws of the centripetal force, is somewhat favorable to the theory of the production of the great globes themselves according to the same laws, except

that their property of rotation is originally produced by the fall of this dispersed substance by the general gravity. It does so chiefly, if the later opinion, added as supplement to the theory of the heavens, which is approved by the important applause of Mr. Lichtenberg, is connected with it, that: yon prime matter, vaporously dispersed through the universe, which contained all stuffs of an innumerable variety in an elastic state, forming the globes, effected it only in this manner, that the matters of any chemical affinity, if in their course, they met together according to the laws of gravitation, destroyed mutually their elasticity, produced by it bodies and in them that heat, joined in the larger globes (the suns) externally with the illuminated property, in the smaller ones (the planets) with the interior heat In the same time I beg you to entitle the appendix about in the following manner.

Appendix.

Occasion of it.

The apprehension, that several inquiries, both public and private, for Kants natural history and theory of the heavens, Michael 1755, might occasion any unbidden new edition of it, moved its author to propose to me, to make an extract of it, containing the most essential, however with regard to the great progress of astronomy since its publication; which I lay down here, after his review and with his approbation.

Here follows the extract.

Besides I beseech you, not to be offended at the trouble, I occasion you; and to favor me with your company, if possible, tomorrow at the dinner.

19. *April* 1791. *I. Kant.*

An Jacob Sigismund Beck

9. *Mai* 1791.

Hochedelgeborner Herr Magister
Sehr wertgeschätzter Freund!

Die Nachricht, die Sie mir von dem Antritt Ihrer neuen Laufbahn, nämlich der eines akademischen Lehrers, geben, ist mir, zusamt dem Geschenk Ihrer, die dazu erforderliche grosse Geschicklichkeit hinreichend beweisenden Dissertation, sehr angenehm gewesen. Zugleich aber hat sie mich auch an eine Unterlassungssünde erinnert, die, wie ich hoffe, doch wieder gut gemacht werden kann.

Ich hatte Sie nämlich, als Sie das erstemal in Halle waren, an den Kanzler Hrn. v. Hoffmann, mit welchem ich zufälligerweise in Korrespondenz kam, nach Möglichkeit empfohlen; erfuhr aber nachher, dass Sie Ihr damaliges Vorhaben der Promotion noch aufgeschoben hätten und nach Preussen auf ein Jahr zurückgegangen wären. Als ich nachdem hörte, dass Sie sich zum zweitenmal in Halle befänden, so schrieb ich abermals an den Hrn. v. Hoffmann, um, was in seinem Vermögen wäre, zur Beförderung ihres akademischen Fortkommens beizutragen. Dieser hochschätzungswürdige Mann schrieb mir darauf: „*Hrn. Mag. Beck habe ich kennen gelernt, als ich von meiner Schweizer Reise zurückkam; ihm nützlich zu sein, soll mir Wonne werden.*“ Er setzte hinzu, dass, ob er zwar seine wiederholentlich gebetene Demission von der Kanzlerstelle erhalten und sein Wort also, weder bei der Universität Halle (von der er sagt, dass das Interesse derselben ihm jederzeit ins Herz geprägt bleibe und er stets bemüht sein werde, ihr nützlich zu sein), noch beim Oberschulkollegium viel Nachdruck haben könne, er sich doch für einen verdienten Mann verwenden wolle.

Nun wäre es notwendig gewesen, Ihnen hievon Nachricht zu geben, damit Sie gelegentlich selbst an Hrn. v. Hoffmann (geheimen Rat) schreiben und etwas, was Ihnen nützlich sein könnte, vorschlagen möchten. Allein, gleich als ob ich voraussetzte, dass Sie das von selbst tun würden, oder ob ich mir es vorsetzte, Ihnen

jenes zu melden und es hernach vergessen habe, so habe ich es Ihnen zu melden unterlassen.

Meine Meinung war nämlich, dass, da die Subsistenz, die auf blosser Lesung von Kollegien beruht, immer sehr misslich ist, Sie gleich anderen Lehrern Ihres Orts eine Stelle beim Pädagogium und was dem ähnlich ist, suchen möchten, die Ihnen Ihre Bedürfnisse sicher verschaffte, wozu die Verwendung des Hrn. Geheimen Rat v. Hoffmann wohl beitragen könnte. — Ist es nun dieses oder etwas anderes dem Ähnliches, dazu dieser würdige Mann Ihnen behilflich werden kann, so wenden Sie sich getrost an Ihn, indem Sie sich auf mich berufen.

Aus den Ihrer Dissertation angehängten Thesibus sehe ich, dass Sie meine Begriffe weit richtiger aufgefasst haben, als viele andere, die mir sonst Beifall geben. Vermutlich würde bei der Bestimmtheit und Klarheit, die Sie als Mathematiker auch im metaphysischen Felde Ihrem Vortrage geben können, die Kritik Ihnen Stoff zu einem Kollegium geben, welches zahlreicher besucht würde, als es gemeiniglich mit den mathematischen leider zu geschehen pflegt. — Hrn. Professor Jacob bitte meine Empfehlung zu machen, mit Abstattung meines Dankes für seine mir im vorigen Jahr zugeschickte Preisschrift. Den damit verbundenen Brief habe leider noch nicht beantwortet. Ich hoffe es nächstens zu tun und bitte, der wackere junge Mann wolle hierin dem achtundsechszigsten Lebensjahre, als in welches ich im vorigen Monat getreten bin, etwas nachsehen. Kürzlich vernahm ich von Hrn. D. und Stabsmedikus Conradi (einem herzlichen Freunde des Hrn. Professors Jacob), dass er eine Vokation auf die Universität *Giessen* bekommen habe, woran ich jetzt zu zweifeln anfange. — Wenn Sie einige Zeit übrig haben, so geben Sie mir, sowohl was die obige Angelegenheit betrifft, als auch sonst von literarischen Neuigkeiten gütige Nachricht; aber wohl zu verstehen, dass Sie Ihren Brief nicht frankieren, welches ich für Beleidigung aufnehmen würde.

Gelegentlich bitte meine Hochachtung an Hrn. Professor Klügel zu versichern und übrigens versichert

zu sein, dass ich mit Hochachtung und Freundschaft jederzeit sei

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener

Königsberg, d. 9. Mai 1791. *I. Kant.*

Von Ludwig Heinrich Jakob

10. *Mai* 1791.

Verehrungswürdiger Herr Professor!

Ich bin so frei gewesen, der zweiten Auflage dieses Lehrbuches Ihren von mir so sehr geachteten Namen vorzusetzen, und hoffe von Ihrer Güte, dass Sie meine Absicht nicht verkennen werden. Vielleicht habe ich meinen Endzweck, durch dieses Lehrbuch Veranlassung zu geben, dass junge Leute zur Lesung der Kritik und zum kritischen Studium der Philosophie überhaupt gehörig vorbereitet werden möchten, durch die Umänderungen noch besser erreicht; und ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich Ihr Urteil darüber vernehmen könnte. Ich muss gestehen, dass es ein sehr grosser Wunsch ist, dass Sie sich entschliessen möchten, über dieses Lehrbuch zu lesen. Zwar fühle ich wohl, wie wenig delikat die Äusserung eines solchen Wunsches ist. Aber das Bewusstsein, dass ich denselben mehr für das Beste der Sache als für mein eigenes Interesse tue, benimmt ihm in meinen Augen das Unbescheidene, besonders da ich weiss, dass Sie bisher über Meier und Baumgarten gelesen haben, welche es doch den Zuhörern weit schwerer machen müssen, Ihrer Gedankenreihe zu folgen.

Ich habe vor kurzem einen ziemlich vorteilhaften Antrag nach Giessen an des Geheimen Rat Böhms Stelle erhalten; und man hat mich zur Entschädigung von Berlin aus zum Professor ordinarius mit 250 ℔ Fixum ernannt. Hierdurch bin ich die lästige Schularbeit losgeworden und habe ausserordentlich viel Zeit gewonnen; ich weiss gewiss, dass Sie an dieser für mich so vorteilhaften Veränderung Anteil nehmen.

Es ist mir gelungen, dem Herrn M. Beck, welchen

Sie einmal an mich empfohlen haben, eine Lehrstelle am Gymnasium zu verschaffen, und er wird von Ostern an Mathematik und Philosophie lesen.

Ich höre, dass Sie das Publikum mit einer Moral und Naturrecht beschenken werden. Wie sehr freue ich mich darauf und wie sehr wünsche ich, dass Sie noch recht lange Kräfte und Heiterkeit behalten mögen, um Ihr Gebäude ganz zu vollenden!

Herr Rat Reinhold hat einen Ruf nach Kopenhagen mit 1200 ℔ Gehalt; aber wie ich höre, wird er mit einer Entschädigung vorlieb nehmen und in Jena bleiben. Der Ruf nach Giessen ist nun an Herrn Adj. Schmid gelangt.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit, der ich mit der tiefsten Ehrfurcht bin

Ihr

ganz ergebenster

Halle, d. 10. *Mai* 1791. *L. H. Jakob.*

Von Carl Philipp Moritz und Salomon Maimon

14. Mai 1791.

Hochgelehrter Herr
Hochzuehrender Herr Professor!

Wir haben das Vergnügen, Ihnen das erste Stück des neunten Bandes des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde, das wir gemeinschaftlich herausgeben, zu überschicken, und wünschen nichts mehr, als dass es ihres Beifalls würdig sein, und Sie uns dann und wann mit einigen Beiträgen dazu beehren möchten.

Wir verbleiben mit aller Hochachtung

Ihre ergebensten Diener

Berlin, d. 14. *Mai* 1791. *Moritz.*
Maimon.

Von Allard Hulshoff *

26. *Mai* 1791.

Hochgelehrter Herr!

Auf die Frage der holländischen gelehrten Gesellschaft wegen des Kantschen Beweises usw. sind sieben

* (Für Kant angefertigte) Übersetzung aus dem Holländischen.

Abhandlungen eingesandt. Man ernannte mich unter fünf Beurteilungen, die sich in dieser Rücksicht unbekannt und in verschiedenen Städten wohnhaft waren. Die doppelte Abhandlung (interna rectae rationis lex) war nach meinem Urteil die vorzüglichste und liess mich, was den Verfasser betrifft, nicht in Zweifel, wiewohl ich nichts Gewisses aus den Anführungen des Zeno schliessen konnte, weil derselbe auch anderen Gelehrten in Deutschland zugeschickt war. Ich fand am Rande viele Bleifederstriche, welches mich befürchten liess, dass ein Mitbeurteiler viele Einwürfe gegen ausgehobene Ausdrücke gemacht haben möchte. In meinem Gutachten, um vor allen Dingen der interna usw. Nr. 4 den höchsten Ehrenpreis zu deklarieren, bemerkte ich, dass man durch Kritiken über einzelne Sätze sehr ungerecht verfahren könnte, da man alles in Beziehung auf das Ganze urteilen müsste. Auch ein Mitadvisor hatte wegen des accessit beinahe dasselbe geschrieben. Fast niemals komme ich in die grosse Versammlung, und dieses Mal war es mir wegen der Schwachheit meiner Frau unmöglich. Mein Mitstimmer war auch abwesend, die drei antikantschen Advisoren waren gegenwärtig, wovon zwei sehr alte gelehrte Kerls waren. Man disputierte stark über drei Stunden lang, worauf die Aburteilung folgendermassen ausfiel:

I. Nr. 3, goldene Medaille. Bei der Eröffnung des Billetts Professor Schwab aus Stuttgart.

II. Nr. 5, ein Antikantianer, silberne Medaille.

III. Nr. 4, interna usw. silberne Medaille. Jedem ein Exemplar.

Hätte sich dieses vierzig Jahre eher ereignet, so würde ich gefürchtet haben, dass der Verfasser von Nr. 4 aus Missvergnügen über diese Rangordnung seinen Namen verschweigen würde, jetzt aber habe ich das Vertrauen, dass die Gesellschaft mit der Entdeckung wird beehrt werden. Man hat einen sachkundigen Mann zum Übersetzer ernannt.

Zur neuen Preisfrage ist eine von mir 1789 eingelieferte Kampffrage bestimmt, welche, wofern sie unverändert bleibt, so lauten wird. Seit langer Zeit sucht

man nach dem Inhalt (dem Materiellen), den ersten und allgemeinen moralischen Grundsatz, woraus man alle speziellere Hauptgattung von Pflichten herleiten könnte (system. Ethices demonstr.). Die Schriftsteller über das sittliche Gefühl scheinen sich dabei in Verlegenheit zu befinden* und der Herr Kant hat einen Grundsatz angewiesen**, welcher einigen dunkel, andern ungewiss und unfruchtbar scheinet***. Hierauf wurde gefragt, ist es vernünftig, nötig oder nützlich, solch einen ärgsten und allgemeinen Grundsatz aufzusuchen? Wenn ja? wie lautet derselbe (gib das enunciatum).

Das Nötige wird in wenig Wochen in den Zeitungen usw. bekannt gemacht werden.

Mit herzlichen Wünschen des Wohlergehens und mit Empfindung der Hochachtung habe die Ehre zu verharren

Hochgelehrter Herr

Ihr

gehorsamer Diener

Amsterdam, den 26. *Mai* 1791. *A. Hulshoff.*

Von Jacob Sigismund Beck

1. *Juni* 1791.

Mein teuerster Lehrer!

Die freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie in Ihrem Briefe gegen mich äussern, stärken mein Gemüt, das leider manchmal wegen Zweifel an eignen Kräften und Tauglichkeit niedergeschlagen ist. Ich danke Ihnen herzlich dafür und auch für die Erlaubnis, wieder an Sie schreiben zu dürfen. Beim Herrn Geheimen Rat v. Hofmann bin ich gewesen und habe ihm für seine Geneigtheit gegen mich, die er in seinem Briefe an Sie hat erblicken lassen, gedankt. Er begegnete mir sehr gütig und ich kann wohl glauben, dass er mir nützen

* Hulshoff gesetzgebende Macht, Leyden 1766, Pag. 33—35.
** Grundlegung zur Methaph. d. Sitten, Pag. 52, Riga 1786.
*** Krit. d. pr. Vft. 1788 Vorrede Pag. 14—17. Zeno.

werde, wenn er Gelegenheit dazu haben wird. Sonst geniesse ich hier wirklich einen Vorteil und zwar durch die Fürsorge des Herrn Professor Jakob, der, sobald ich nach Halle kam, mich dem Schulkollegium des hiesigen Gymnasiums so sehr dringend empfahl, dass es mich bei diesem Gymnasium, bei dem er selbst so lange Schulkollege gewesen, zum Kollaborator wählte. Dieser Vorteil beträgt etwa 90 oder 100 Taler und ist überdem mit der ziemlich sicheren Hoffnung verknüpft, Schulkollege zu werden, wenn eine Vakanz vorfällt. Herr Pr. Jakob ist jetzt von der Schule abgegangen; allein ein anderer als ich, der ein älteres Recht dazu hatte, ist an seiner Stelle Lehrer geworden. Seit vorigen Montag sind hier die Collegia angegangen. Ich lese die reine Mathematik nach Klügels Lehrbuch und habe etwa acht Zuhörer, die aber wahrscheinlich mir nichts bezahlen werden. Auch habe ich heute ein Publikum zu lesen angefangen, nämlich die mathematische Geographie, worin freilich eine ganze Menge Studenten waren, die sich aber, weil es Vorkenntnisse verlangt, wahrscheinlich bis auf wenige verlieren werden. Zur philosophischen Vorlesung hat sich niemand bei mir gemeldet. Ich bin dieses schlechten Anfangs wegen aber gar nicht mutlos. Denn ich meine es ehrlich und glaube, dass man die Absicht zu nützen mir anmerken werde. Schelten Sie aber doch nicht, dass ich Sie von meinen Umständen so lange unterhalte.

Auch von literarischen Dingen haben Sie mir erlaubt, Ihnen zu schreiben. Verehrungswürdiger Mann! Sie lieben die Sprache der Aufrichtigkeit, und verstatten es mir, Ihnen herzlich zu beichten, was mir auf dem Herzen liegt. Die Kritik habe ich gefasst. Es war mir Herzenssache, sie zu studieren, und nicht Sache des Eigennutzes. Ich habe Ihre Philosophie lieb gewonnen, weil sie mich überzeugt. Aber unter den lauten Freunden derselben kenne ich keinen einzigen, der mir gefällt. Soviel ich spüren kann, ist es eitel Gewinnsucht, welche die Leute belebt, und das ist unmoralisch und schmeckt wahrlich nicht nach Ihrer praktischen Philosophie. Herr Professor Reinhold will durchaus alle

Aufmerksamkeit an sich ziehen. Aber, soviel ich auch aufgemerkt habe, so verstehe ich doch kein Wort und sehe nichts ein von seiner Theorie des Vorstellungsvermögens. Dem Professor Jakob bin ich gut, bis auf seine Büchermacherei. Er ist wirklich ein Mann von guter Denkungsart. Aber er hat kritische Versuche seinem Hume angehängt, welche ein schlechtes Contrefait dazu sind. Er will hin und wieder Mathematiker darin scheinen, und da er es doch nicht ist, so begeht er ausserordentliche Absurditäten. Im verlaufenen Winterhalbjahre hat er die Logik und Metaphysik, eine empirische Psychologie und einen moralischen Beweis des Daseins Gottes geschrieben. Auf die Art verdirbt man viel. Denn statt dem Publikum bei einer der Menschheit interessanten Angelegenheit behilflich zu sein, bringt man dem denkenden Teil desselben Verdacht gegen die gute Sache bei. Sonst ist Jakob gewiss ein guter Mann, den ich aber noch weit mehr lieben würde, wenn Philosophie ihm mehr Herzenssache als Vorteilssache wäre. Ich halte mich lediglich an die Kritik und lese mehr, was von Gegnern oder Freunden derselben geschrieben ist.

Herr Kiesewetter hat an Jakob geschrieben, dass die Ostermesse Ihre Moral herauskommen würde. Auf diese bin ich begierig. Denn es schweben mir in diesem Felde noch manche Dunkelheiten vor, die eine Moral von Ihnen aufhellen wird.

Dass Herr Professor Jakob jetzt hier Professor ordinarius geworden, werden Sie aus seinem Briefe an Sie wahrscheinlich schon erfahren haben. Die Giessener haben dem Magister Schmidt die Vokation angetragen. Er hat sie aber, wie mir Jakob sagt, ausgeschlagen, weil er in Jena eine Predigerstelle und sonst gute Aussichten hat.

Sie verlangten, dass ich unfrankiert an Sie schreiben sollte. Dann aber nehmen Sie es mir nicht übel, dass ich einen Brief an Herrn Pr. Kraus einlege.

Herr Professor Klügel empfiehlt sich Ihnen. Er sagt, die Ursache, warum Sie von Freunden und Gegnern

nicht verstanden werden, ist, weil diese nicht Mathematiker sind.

Ich bin mit der lautersten Hochachtung

der Ihrige

Halle, d. 1. *Juni* 1791. *Beck.*

Von Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

Berlin, d. 14. *Juni* 1791.

Teuerster Herr Professor!

Ich mache mir selbst die bittersten Vorwürfe, dass ich in so langer Zeit nicht an Sie geschrieben habe, und dies um so mehr, da ich fürchten muss, dass Sie böse auf mich sind, aber ich tröste mich dadurch, dass ich es von Ihrer Güte dreist erwarten kann, dass Sie mir vergeben werden, wenn ich Ihnen sage, dass mein Stillschweigen nicht aus Verminderung meiner Achtung und Liebe für Sie entsprungen ist. Es ist gewiss niemand in der Welt, der eine reinere und grössere Liebe für Sie fühlt, wie ich, aber es ist gewiss auch niemand, der Ihnen so viel verdankt als ich Ihnen verdanke.

Herr Nicolovius, der es gütigst übernommen hat, Ihnen diesen Brief zu überbringen, wird Ihnen zugleich ein Exemplar der reinen allgemeinen Logik überreichen, die in dieser Messe von mir erschienen ist und die ich Ihnen zugeeignet habe. Erschrecken Sie nur nicht über die Stärke des Werks, Sie erhalten ein Exemplar auf starkem Papier und das vergrössert das Volumen gewaltig. Ich habe aus der Logik alles Fremdartige abzuscheiden gesucht und die Sätze derselben, wie ich wenigstens glaube, in eine strenge systematische Ordnung gebracht. Dadurch ist nun freilich die Wissenschaft selbst sehr zusammengeschrumpft (denn das Kompendium ist, wie Sie sehen werden, nur sechs Bogen stark), aber ich glaube, dass nur allein durch eine solche Scheidung für die Wissenschaft selbst etwas gewonnen werden kann. Dass trotz aller angewandten Mühe noch immer vieles Man-

gelhafte an diesem Werke sich finden muss, bin ich überzeugt, und ich ersuche Sie daher recht sehr, wenn es Ihnen die Zeit erlaubt, die Schrift durchzulesen und mir Ihre Bemerkungen darüber gütigst mitzuteilen. — Eine Sache hat mir viel Freude gemacht, Hr. Professor Cäsar in Leipzig, der dort die kritische Philosophie vorträgt, wird über mein Kompendium Logik vortragen.

In Ansehung meiner Lage ist keine Veränderung vorgegangen. Für den Sommer habe ich Moral und eine Einleitung in die Ästhetik angekündigt, ob eins von beiden Kollegien zustande kommen wird, weiss ich noch nicht, auch werde ich nach Wöllners Willen Logik unentgeltlich lesen.

Dass Ihre Moral diese Messe nicht erschienen ist, hat viel Aufsehen gemacht, weil man sie sicher erwartete. Man erzählte hier allgemein (die Sache ist freilich nur Erdichtung und kann nur Erdichtung sein), der neue O. C. R. Woltersdorf habe es beim König dahinzubringen gewusst, dass man Ihnen das fernere Schreiben untersagt habe, und ich bin selbst bei Hofe dieser Erzählung halber befragt worden. — Mit Wöllner habe ich neulich gesprochen, er machte mich durch Lobeserhebungen schamrot und stellte sich, als wäre er mir sehr gewogen, aber ich traue ihm gar nicht. Man ist jetzt beinahe überzeugt, dass er selbst als Instrument von andern gebraucht wird, die ihn zwingen, Dinge zu tun, die er sonst nicht tun würde.

Dem Könige ist der Herr Jesus schon einigemal erschienen und man sagt, er werde ihm in Potsdam eine eigene Kirche bauen lassen. Schwach ist er jetzt an Leib und Seele, er sitzt ganze Stunden und weint. Die Dehnhof ist in Ungnade gefallen und zu ihrer Schwägerin gereist, allein der König hat schon wieder an sie geschrieben und sie wird wahrscheinlich bald zurückkommen. Die Rietz ist noch nicht ohne allen Einfluss. Bischofswerder, Wöllner und Rietz sind diejenigen, die den König tyrannisieren. Man erwartet ein neues Religionsedikt und der Pöbel murrt, dass man ihn zwingen will, in die Kirche und zum Abend-

mahl zu gehen; er fühlt hierbei zum erstenmale, dass es Dinge gibt, die kein Fürst gebieten kann und man hat sich zu hüten, dass der Funke nicht zündet. Die Soldaten sind ebenfalls sehr unzufrieden. Im vergangenen Jahr haben sie keine neue Kleidung erhalten, denn die Rietz erhielt das Geld, um nach Pyrmont zu gehen; ferner erhielten sie vom verstorbenen Könige gleich nach jeder Revue 3 gl. als ein don gratuit, jetzt haben sie nur 8 Pfennig erhalten.

Wir bauen hier Modelle zu schwimmenden Batterien, setzen alles in marschfertigen Stand, allein ganz sicher wird man auch diesmal bloss mit unserer Schatzkammer Krieg führen. Der türkische Gesandte, einer der unbedeutendsten Menschen, den ich je gesehen habe, ist immer noch hier zu seiner und aller Ennuye. Man spricht viel von einer Vermählung des Herzogs von York mit der Prinzessin Friederike, allein die Nebenumstände, die man miterzählt, machen die Sache unwahrscheinlich; man sagt nämlich, der König wolle 2 Millionen zur Tilgung seiner Schulden geben und ihr überdies jährlich 100000 Mark auszahlen lassen, da doch nach den Gesetzen jede Prinzessin nur 100000 Mark überhaupt zur Mitgift erhält. —

Aber was habe ich Ihnen doch alles vorgeschwatzt, Dinge, die Sie entweder zu wissen nicht begierig sind, oder die Sie schon wissen; aber nur die Mutmassung, dass Sie das interessieren könnte, hat mich vermocht, Ihnen dies zu schreiben.

Literarische Neuigkeiten weiss ich nicht, wenigstens keine solche, die Ihnen nicht durch die gelehrten Zeitungen bekannt sein sollten. Snell hat eine Erläuterung Ihrer Kritik der ästhetischen Urteilskraft geliefert, die meines Erachtens vortrefflich ist. Spatzier hat einen Auszug aus der Kritik der teleologischen Urteilskraft geliefert, die aber bei weitem nicht so gut geraten ist.

Und nun, teuerster Hr. Professor, leben Sie recht wohl und glücklich. Unendlich würde ich mich freuen, wenn Sie mir Nachricht von Ihrem Befinden erteilten. Hrn. Doktor Jachmann und seinem Bruder machen

Sie recht viel Empfehlungen von mir. — Ich umarme Sie in Gedanken und bin

Ihr

Sie innigliebender Freund und Diener

J. G. C. Kiesewetter.

Von Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

Berlin, d. 3. Juli 1791.

Teuerster Herr Professor!

Herr la Garde hat mir die unangenehme Nachricht hinterbracht, dass Sie, wie ihm Hr. D. Biester erzählt, auf ihn und mich sehr ungehalten sind, dass ich diese Messe in seinem Verlage ein Lehrbuch einer reinen allgemeinen Logik nach Ihren Grundsätzen herausgegeben habe, und ich versichere Sie, dass diese Nachricht mich ganz erschüttert hat. — Ein Mann, den ich so aufrichtig verehre und liebe, ist mit meinem Betragen nicht zufrieden, ist sogar ungehalten auf mich — Sie können glauben, dass mich das schmerzen musste. Allein ich bin mir keines Vergehens bewusst, und je länger ich über die Sache nachdenke, desto mehr leuchtet es mir ein, dass hier ein blosses Missverständnis, welches ich freilich trotz allen Nachdenkens nicht herausbringen kann, zum Grunde liegen muss. Erlauben Sie daher, dass ich Ihnen die ganze Sache vortrage, Sie, als ein so billig denkender Mann, werden sodann gewiss finden, dass mich auch nicht einmal der Schein eines Vergehens treffen kann.

Schon, als ich noch in Halle war, fasste ich den Entschluss, den Versuch zu machen, nach Ihrer Angabe eine reine allgemeine Logik zu schreiben, und ich arbeitete auch schon damals über mehrere einzelne Gegenstände derselben etwas aus. Diese wenigen Blätter brachte ich nach Königsberg mit. Ich erzählte Ihnen, dass ich in Berlin Vorlesungen über Logik zu halten gesonnen sei und dass ich zu diesem Behuf in der Folge einige Bogen drucken lassen wollte; fragte Sie eben damals, was für ein Lehrbuch Sie wohl un-

terdessen für das Beste hielten, und Sie gaben mir (dies steht alles noch lebhaft in meinem Gedächtnis) zur Antwort, dass Sie, wie ich wüsste, Logik nach Meyer lesen, dass Sie aber mit diesem Lehrbuch nicht zufrieden wären. Ich arbeitete noch in Königsberg den grössten Teil der Hefte zu diesen logischen Vorlesungen aus, las Ihnen mehrmals Stücke derselben zur Beurteilung vor, und Sie waren so gütig, sich mit mir darüber zu unterhalten und meine Vorstellungen zu berichtigen, dies war z. B. der Fall bei der Einteilung der Begriffe nach den Tafeln der Kategorien, bei der Einteilung der Schlüsse in Verstandesschlüsse, in Schlüsse der Urteilskraft und der Vernunft usw., ja, Sie waren so gütig, mir Materialien zu einer Einleitung in die Logik zu diktieren. — Ich ging nach Berlin und las zweimal Logik nach meinen Heften; aber meine Zuhörer wollten einen Leitfaden haben und ob ich ihnen gleich das Lehrbuch des Hrn. Professor Jakob dazu vorschlug und von diesem auch mehrere Exemplare von Halle kommen liess, so waren sie doch nicht damit zufrieden, weil sein Gang und der meinige verschieden waren und lagen mich an, meine Hefte drucken zu lassen. Ich sprach vorläufig mit Hrn. la Garde, ohne doch etwas Gewisses festzusetzen und daher kam es, dass mein Buch vergangene Michaelismesse nicht unter die zukünftigen Bücher angekündigt wurde. Als ich vergangene Michaelis nach Königsberg kam, um Sie zu besuchen, nahm ich meine Hefte mit und legte Ihnen noch über mehrere Gegenstände, die ich bei der Ausarbeitung mir nicht ganz hatte entwickeln können, Fragen vor, die Sie mir gütigst beantworteten. — Konnte ich also nicht mit Wahrheit sagen, dass ich Ihnen einen grossen Teil der Materialien zu dieser Schrift verdanke, dass Sie einen Teil dieser Arbeiten kennen und würde ich nicht undankbar gegen Sie gewesen sein, wenn ich das Bekenntnis nicht freimütig getan hätte, dass das wenige Gute, was etwa in dem Buche sei, Ihnen angehöre. — Heimlich habe ich die Herausgabe eines Lehrbuchs der reinen allgemeinen Logik nie gehalten, ich habe mit Hrn. Hofprediger Schulz und mit Hrn.

Mag. Gensichen oft über diesen Punkt gesprochen und warum sollte ich auch ein Geheimnis daraus machen? Ist es denn etwa unerlaubt, den Versuch zu wagen, eine reine allgemeine Logik nach Ihren Grundsätzen zu verfertigen und dem Publikum zur Prüfung vorzulegen, selbst wenn ich dergleichen auch nicht als Lehrbuch gebraucht hätte; hat Hr. Professor Jakob, Hr. Adjunkt Schmidt, Hr. Professor Hufeland mit mehreren Teilen des dogmatischen Teils Ihres Systems nicht dasselbe getan? Allein, wenn ich auch annehme, dass Sie vergessen hätten, oder dass es Ihnen entgangen sei, dass ich Ihnen gesagt habe, ich sei willens, dereinst einige Bogen über die reine allgemeine Logik herauszugeben, so sehe ich doch noch nicht ein, was Sie ungehalten machen könnte. Ich habe ja nicht Hefte von Ihnen drucken lassen, dazu bedurfte ich Ihrer Erlaubnis, das Ganze ist ja meine Arbeit, wie können Sie über den Druck derselben böse sein? Ich wusste wohl, dass Sie nach Jahren den dogmatischen Teil Ihres Systems und also auch eine Logik herausgeben würden, aber das war nach Jahren, ich machte einen vorläufigen Versuch, wie Hr. Jakob dies bei der Logik und Metaphysik, Hr. Schmidt bei der Moral und Hr. Hufeland beim Naturrecht getan hatte, müsste ich nicht der albernste Mensch sein, wenn ich mir einbilden könnte, ich könnte Ihnen vorgreifen? — Dass ich auch nicht entfernt etwas Unrechtes in der Herausgabe meines Lehrbuchs gesehen habe, erhellt daraus, dass ich mich als Verfasser genannt, ja es Ihnen sogar zugeeignet habe; konnte ich das, wenn ich die Herausgabe des Werkes für unrecht hielt?

Der einzige Fehler, den ich begangen habe, der mir aber wahrlich nicht zuzurechnen ist, besteht darin, dass ich Ihnen das Dedikationsexemplar so spät geschickt habe, dass Sie weit eher ein ander Exemplar in die Hände bekamen, aber ich erhielt das Dedikationsexemplar erst in der zweiten Messwoche von Hrn. la Garde, das Binden nahm auch Zeit weg, darüber kam Nicolovius nach Berlin und ich nutzte diese Gelegenheit, es ihm mitzugeben.

Dies die Erzählung des ganzen Vorfalls und ich bin

versichert, Sie werden überzeugt werden, dass auch kein Schein von Schuld für mich und Hrn. la Garde übrig bleibt. — Ich ersuche Sie daher, würdiger Mann, ich beschwöre Sie, mir zu melden, wodurch Sie sich von mir beleidigt halten, damit ich mich rechtfertigen kann, denn ich will lieber alles in der Welt, als Ihre Achtung, die mir unschätzbar ist, verlieren. Wie konnten Sie auch nur einen Augenblick voraussetzen, dass ich, der ich Ihnen so sehr verbunden bin, die Absicht haben konnte, Sie auch nur durch die geringste Kleinigkeit kränken zu wollen. — Ich muss Sie um so mehr um die Auflösung des Rätsels bitten, da mein ganzer Ruf davon abhängt; Sie sind aber zu gerecht, als dass Sie wollen könnten, dass mir ohne Verteidigung etwas zu schulden käme.

Ich habe von Hrn. Kapellmeister Reichard schon seit einiger Zeit den Auftrag, Ihnen ein Kästchen mit Landkarten zu schicken und ich habe immer auf Gelegenheit gehofft, da ich aber keine finden kann, so sehe ich mich genötigt, sie Ihnen mit einem Frachtfuhrmann zu schicken und ich denke, dass sie noch diese Woche abgehen werden.

Ich bitte Sie nochmals inständigst, mir Ihre Gewogenheit nicht zu entziehen, Sie können gewiss versichert sein, dass es mir nie, auch nur entfernt in den Sinn gekommen ist, etwas zu tun, was Ihnen missfällig sein könnte. Ich werde gewiss so lange in einer ängstlichen Ungewissheit schweben, bis Sie mir gütigst antworten und mir sagen, dass Sie noch mein Freund sind. Ich bin mit aller Hochschätzung

Ihr

aufrichtiger Verehrer
J. G. C. Kiesewetter.

Von Fräulein Maria von Herbert

August 1791.

Grosser Kant!

Zu Dir rufe ich, wie ein Gläubiger zu seinen Gott um Hilfe, um Trost oder um Bescheid zum Tod, hin-

länglich waren mir Deine Gründe in Deinen Werken vor das künftige Sein, daher meine Zuflucht zu Dir, nur für dieses Leben fand ich nichts, gar nichts, was mir mein verlornes Gut ersetzen könnte, denn ich liebte einen Gegenstand, der in meiner Anschauung alles in sich fasste, so dass ich nur für ihn lebte. Er war mir ein Gegensatz für das übrige, denn alles andere schien mir ein Tand und alle Menschen waren für mich wie auch wirklich wie ein Gewasch ohne Inhalt. Nun diesen Gegenstand habe ich durch eine langwierige Lug beleidigt, die ich ihm jetzt entdeckte, doch war für meinen Charakter nichts Nachteiliges darin enthalten, denn ich habe kein Laster in meinem Leben zu verschweigen gehabt, doch die Lug allein war ihm genug, und seine Liebe verschwand. Er ist ein ehrlicher Mann, darum versagte er mir nicht Freundschaft und Treue, aber dasjenige innige Gefühl, welches ungerufen zueinander führte, ist nicht mehr. Oh, mein Herz springt in tausend Stücke; wenn ich nicht schon soviel von Ihnen gelesen hätte, so hätte ich mein Leben gewiss schon mit Gewalt geendet, so aber hält mich der Schluss zurück, den ich aus ihrer Theorie ziehen musste, dass ich nicht sterben soll wegen meinem quälenden Leben, sondern ich soll leben wegen meinem Dasein. Nun setzen Sie sich in meine Lage und geben Sie mir Trost oder Verdammung. Metaphysik der Sitten habe ich gelesen samt dem kategorischen Imperativ; es hilft mir nichts, meine Vernunft verlässt mich, wo ich sie am besten brauche. Eine Antwort, ich beschwöre Dich, oder Du kannst nach Deinem aufgesetzten Imperativ selbst nicht handeln.

(Über der Anrede stehen umgekehrt noch folgende Worte): Die Adresse an mich ist *Maria Herbert* in Kärnten a *Klagenfurt*, bei der Bleiweissfabrik abzugeben, wenn Sie es lieber den Reinhold einschicken wollten, weil die Posten da doch sicherer sind.

Von Ludwig Ernst Borowski

August (?) 1791.

Euer Wohlgeboren händige ich in der Anlage den sonderbaren Brief der Maria Herbert aus Klagenfurt in gehorsamster Ergebenheit ein, den ich gestern, da das letzte Gespräch mit Euer Wohlgeboren mir so sehr interessant ward, aus Versehen in die Tasche gesteckt hatte, wo ich ihn beim Auskleiden fand. — Und wenn Euer Wohlgeboren dem zerrissenen Herzen Ihrer Korrespondentin auch nur bloss durch Ihre Antwort einige Zerstreuung und Ablenkung ihres Herzens von dem Gegenstande, an den sie gefesselt ist, für einige Tage — vielleicht aber auch durch Ihre ernsten Belehrungen für immer gewähren, so bewirken Sie wahrlich schon sehr was Grosses und Gutes. Eine Person, die doch nur Lust hat, Ihre Schriften zu lesen — die eine solche Stärke des Vertrauens, einen solchen Glauben an Sie hat — ist doch immer einiger Achtung von Ihnen und des Versuches, sie zu beruhigen, wert.

Ich bin mit der ausgezeichnetsten Verehrung
Euer Wohlgeboren

(Das übrige mit Unterschrift und Datum ist weggeschnitten.)

An F. Th. de la Garde

2. *Aug.* 1791.

Hochedelgeborner
Hochzuehrender Herr!

Zum Behuf der Revision der Krit. d. U. Kr. für eine zweite Auflage haben mir Ew. Hochedelgeb. in Ihrem Geehrtesten vom 5. Juli a. c. ein mit weissem Papier durchschossenes Exemplar versprochen, welches ich hiemit so bald als möglich mir zukommen zu lassen bitte.

Der Gedanke, dass Ew. Hochedelgeb. vielleicht darum gewusst hätten, dass Herr M. Kiesewetter, ohne mich um meine Einwilligung befragt zu haben, in Ihrem Verlage eine Logik herausgegeben, fällt dadurch gänzlich weg, dass Ew. Hochedelgeb. von ihm vor seiner Reise des vorigen Sommers nach Königsberg vernommen haben, er wolle es mir bei seiner Anwesenheit allhier kommunizieren. Dass er es aber doch nicht getan hat, dient auch mir zu einiger Entschuldigung, wiewohl der Unwille sich leicht weiter verbreitet als er befugt ist. Sonst ist Ihr Charakter allgemein so rühmlich bekannt, dass ich auch hier keinen ihn treffenden Verdacht in Gedanken gehabt habe.

Ich beharre übrigens mit vollkommener Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 2. Aug. 1791. *I. Kant.*

Von Johann Gottlieb Fichte

18. *Aug.* 1791.

Verehrungswürdiger Mann!

Denn andre Titel mögen für die bleiben, denen man diesen nicht aus der Fülle des Herzens geben kann. — Ich kam nach Königsberg, um den Mann, den ganz Europa verehrt, den aber gewiss in ganz Europa wenig Menschen so lieben, wie ich, näher kennen zu lernen. Ich stellte mich Ihnen dar. Erst später bedachte ich, dass es Vermessenheit sei, auf die Bekanntschaft eines solchen Mannes Anspruch zu machen, ohne die geringste Befugnis dazu aufzuweisen zu haben. Ich hätte Empfehlungsschreiben haben können. Ich mag nur diejenigen, die ich mir selbst mache. Hier ist das meinige.

Es ist mir schmerzhaft, es Ihnen nicht mit dem frohen Bewusstsein übergeben zu können, mit dem

ich mir's dachte. Es kann dem Manne, der in seinem Fache alles tief unter sich erblicken muss, was ist, und was war, nichts Neues sein, zu lesen, was ihn nicht befriedigt; und wir andern alle werden uns ihm, wie der reinen Vernunft selbst in einem Menschenkörper, nur mit bescheidener Erwartung seines Ausspruchs nahen dürfen. Es würde vielleicht mir, dessen Geist in mancherlei Labyrinthen herumirrte, ehe ich ein Schüler der Kritik wurde, der ich dies erst seit sehr kurzer Zeit bin, und dem seine Lage nur einen kleinen Teil dieser kurzen Zeit diesem Geschäfte zu widmen erlaubt hat, von einem solchen Manne, und von meinem Gewissen verziehen werden, wenn meine Arbeit auch noch unter dem Grade der Erträglichkeit wäre, auf welchem der Meister das Beste erblickt. Aber kann es mir verziehen werden, dass ich sie Ihnen übergebe, da sie nach meinem eigenen Bewusstsein schlecht ist? Werden die derselben angehängten Entschuldigungen mich wirklich entschuldigen? Der grosse Geist würde mich zurückgeschreckt haben, aber das edle Herz, das mit jenem vereint allein fähig war, der Menschheit Tugend und Pflicht zurückzugeben, zog mich an. Über den Wert meines Aufsatzes habe ich das Urteil selbst gesprochen: ob ich jemals etwas Besseres liefern werde, darüber sprechen Sie es. Betrachten Sie es als das Empfehlungsschreiben eines Freundes oder eines blossen Bekannten oder eines gänzlich Unbekannten oder als gar keins. Ihr Urteil wird immer gerecht sein. Ihre Grösse, vortrefflicher Mann, hat vor aller gedenkbaren menschlichen Grösse das Auszeichnende, das Gottähnliche, dass man sich ihr mit Zutrauen nähert.

Sobald ich glauben kann, dass dieselben diesen Aufsatz gelesen haben, werde ich Ihnen persönlich aufwarten, um zu erfahren, ob ich mich ferner nennen darf

Euer Wohlgeboren
innigster Verehrer
Johann Gottlieb Fichte.

Von Johann Gottlieb Fichte

2. *Sept.* 1791.

Wohlgeborner Herr
Höchstzuverehrender Herr Professor!

Euer Wohlgeboren verzeihen gütigst, dass ich abermals lieber schriftlich als mündlich mit Ihnen reden will.

Dieselben haben mich mit einer gütigen Wärme empfohlen, um die ich nicht gewagt hätte, Sie zu bitten; eine Grossmut, die meine Dankbarkeit unendlich vermehrt und mir Mut macht, mich Euer Wohlgeboren ganz zu entdecken; welches ich in Absicht Ihres Charakters zwar auch vorher wagen, aber ohne eine nähere Erlaubnis von Ihnen mir nicht verstatten durfte, ein Bedürfnis, das derjenige, der sich nicht gern jedermann entdeckt, gegen den ganz guten Charakter doppelt fühlt.

Zuerst erlauben mir Euer Wohlgeboren zu versichern, dass mein Entschluss, lieber nach Königsberg, als sogleich zurück nach Sachsen zu gehen, zwar insofern eigennützig war, dass ich das Bedürfnis dem Manne, dem ich alle meine Überzeugungen und Grundsätze, dem ich meinen Charakter bis auf das Bestreben, einen haben zu wollen, verdanke, einen Teil meiner Empfindungen zu entdecken, befriedigen, so viel in kurzer Zeit möglich, Sie benutzen, und wenn es sein könnte, mich Ihnen für meine etwaige künftige Laufbahn vorteilhaft empfehlen wollte; dass ich aber ein so gegenwärtiges Bedürfnis Ihrer Güte nicht voraussetzen konnte, weil ich mir teils Königsberg so reich und noch reicher an Hilfsmitteln, als z. B. Leipzig vorstellte, teils im äussersten Falle durch einen Freund, der in einem angesehenen Amte in Riga steht, von hier aus in Livland unterzukommen glaubte. — Ich glaube diese Versicherung teils mir selbst schuldig zu sein, um auf Empfindungen, die rein aus meinem Herzen flossen, keinen Verdacht eines niedern Eigennutzes zu lassen; teils Ihnen, wenn ein freier offener Dank des durch Sie Unterrichteten und Gebesserten Ihnen lieb ist.

Ich habe das Geschäft des Hauslehrers fünf Jahre lang getrieben, und die Unannehmlichkeit desselben, Unvollkommenheiten sehen zu müssen, die von wichtigen Folgen sind, und an dem Guten, das man stiften könnte, kräftig verhindert zu werden, so empfunden, dass ich es nunmehr vor eineinhalb Jahre auf immer aufzugeben glaubte; und dass ich ängstlich werde, wenn ein wohlwollender Mann es übernimmt, mich zu diesem Geschäfte zu empfehlen, indem ich befürchten muss, dass es nicht ganz zu seinem Vergnügen ausschlagen möchte. Ich liess mich durch die wenig gegründete Hoffnung, es einmal besser anzutreffen, und vielleicht unmerklich durch Aussicht auf Geldvorteil und Grösse ohne gehörige Überlegung hinreissen, dies Geschäft noch einmal in Warschau zu übernehmen; ein Entschluss, dessen Vereitlung ich nach Entwickelung der Verlegenheiten, in denen ich jetzo bin, segnen werde. Ich fühle dagegen das Bedürfnis, alles das, was zu frühes Lob gütiger aber zu wenig weiser Lehrer, eine fast vor dem Übertritte ins eigentliche Jünglingsalter durchlaufene akademische Laufbahn und seitdem die beständige Abhängigkeit von den Umständen mich versäumen liessen, nachzuholen, ehe die Jahre der Jugend vollends verfliegen, mit Aufgebung aller ehrgeizigen Ansprüche, die mich eben zurückgesetzt haben, mich zu allem zu bilden, wozu ich tüchtig werden kann, und das übrige den Umständen zu überlassen, täglich stärker. Diesen Zweck kann ich nirgends sicherer erreichen, als in meinem Vaterlande. Ich habe Eltern, die mir zwar nichts geben können, bei denen ich aber doch mit geringem Aufwand leben kann. Ich kann da mich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigen (das wahre Mittel der Ausbildung für mich, der ich alles in mich hineinschreiben muss und der ich zu viel Ehrliebe habe, um etwas zum Druck zu geben, worüber ich nicht selbst völlig gewiss bin) und eben beim Aufenthalte in meiner vaterländischen Provinz (der Oberlausitz) am ehesten und leichtesten durch eine Dorfpfarre die völlige literarische Musse erhalten, die ich bis zu meiner völligen Reife wünsche. Das Beste für

mich scheint also, in mein Vaterland zurückzugehen. Hierzu aber sind mir die Mittel abgeschnitten. Ich habe noch 2 Dukaten, und diese sind nicht mein, denn ich habe sie für Miete und dgl. zu bezahlen. Es scheint also kein Mittel übrig zu sein, mich zu retten, wenn sich nicht jemand findet, der mir Unbekannten bis auf die Zeit, da ich sicher rechnen kann, wieder zu bezahlen, d. i. bis Ostern künftigen Jahrs, gegen Verpfändung meiner Ehre und im festen Vertrauen auf dieselbe die Kosten der Rückreise vorstreckt. Ich kenne niemanden, dem man dieses Pfand, ohne Furcht, ins Gesicht gelacht zu bekommen, anbieten dürfte, als Sie, tugendhafter Mann.

Ich habe die Maxime, niemandem etwas anzumuten, ohne untersucht zu haben, ob ich selbst vernünftigerweise bei umgekehrtem Verhältnisse eben das für jemand tun könnte, und habe in gegenwärtigem Falle gefunden, dass ich, die physische Möglichkeit vorausgesetzt, es für jeden tun würde, dem ich die Grundsätze sicher zutrauen könnte, von denen ich wirklich durchdrungen bin.

Ich glaube so sicher an eine eigentliche Hingebung der Ehre zum Pfande, dass ich durch die Notwendigkeit, etwas auf sie versichern zu müssen, einen Teil derselben zu verlieren glaube, und die tiefe Beschämung, die mich dabei betrifft, ist Ursache, dass ich einen Antrag von gegenwärtiger Art nie mündlich machen kann, da ich niemand zum Zeugen derselben wünsche. Meine Ehre scheint mir so lange, bis das bei derselben geschehene Versprechen erfüllt ist, wirklich problematisch, weil es dem andern Teile immer möglich ist, zu denken, ich werde es nicht erfüllen. Ich weiss also, dass, wenn Ew. Wohlgeboren meinen Wunsch erfüllen sollten, ich zwar immer mit inniger Verehrung und Dankbarkeit, aber doch mit einer Art von Beschämung an Sie zurückdenken werde, und dass das völlig freudige Andenken einer Bekanntschaft, die ich bestimmte, mir lebenslang wohl zu machen, mir nur dann möglich sein wird, wenn ich mein Wort werde gelöst haben. Diese Gefühle kommen aus dem Temperamente, ich weiss es, und nicht aus Grund-

sätzen und sie sind vielleicht fehlerhaft; aber ich mag sie nicht ausrotten, bis die völlige Festigkeit der letztern mir diese Ergänzung derselben ganz entbehrlich macht. Insoweit aber kann ich mich auf meine Grundsätze verlassen, dass, wenn ich fähig sein sollte, mir ein Ihnen gegebenes Wort nicht zu halten, ich mich zeitlebens verachten und scheuen müsste, einen Blick in mein Inneres zu tun, Grundsätze, die mich stets an Sie und an meine Ehrlosigkeit erinnerten, aufgeben müsste, um mich der peinlichsten Vorwürfe zu entledigen.

Dürfte ich eine solche Denkungsart bei jemandem vermuten, so würde *ich* das, wovon die Rede ist, sicher für ihn tun; *wie* aber und *durch welche Mittel* ich mich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, von der Anwesenheit einer solchen Denkungsart bei mir überzeugen könnte, ist mir nicht eben so klar.

Ich, verehrungswürdiger Mann, schloss, wenn es mir erlaubt ist, sehr Grosses mit sehr Kleinem zu vergleichen, aus Ihren Schriften mit völliger Zuversicht auf einen mustermässigen Charakter und ich würde, auch noch ehe ich das geringste von Ihrer Handlungsart im bürgerlichen Leben wusste, alles verwettet haben, dass es so sei. Von mir habe ich Ihnen, jedoch zu einer Zeit, da es mir noch gar nicht einfiel, je so einen Gebrauch von Ihrer Bekanntschaft zu machen, nur eine Kleinigkeit vorgelegt und mein Charakter ist wohl noch nicht fest genug, um sich in allem abzudrücken; aber dafür sind Euer Wohlgeboren auch ein ohne Vergleich grösserer Menschenkenner und erblicken vielleicht auch in dieser Kleinigkeit Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit, wenn sie in meinem Charakter sind.

Endlich — und dies setze ich beschämt hinzu — ist, wenn ich fähig sein sollte, mein Wort nicht zu halten, auch meine Ehre vor der Welt in Ihren Händen. Ich denke unter meinem Namen Schriftsteller zu werden; ich werde Sie, wenn ich zurückreisen sollte, um Empfehlungsschreiben an einige Gelehrte bitten. Diesen, deren gute Meinung ich dann Ihnen danke, meine Ehrlosigkeit zu melden, wäre, meiner

Meinung nach, Pflicht; sowie es überhaupt, glaub' ich, Pflicht wäre, die Welt vor einem so schlechterdings unverbesserlichen Charakter zu warnen, als dazu gehören würde, um zu dem Manne, in dessen Atmosphäre der Falschheit weh' werden sollte, zu kommen und durch angenommene Miene der Ehrlichkeit seinen Scharfblick zu täuschen und der Tugend und der Ehre so gegen ihn zu spotten.

Das waren die Betrachtungen, die ich anstellte, ehe ich's wagte, Ew. Wohlgeboren diesen Brief zu schreiben. Ich bin, zwar mehr aus Temperament und durch meine gemachten Erfahrungen als aus Grundsätzen, sehr gleichgültig über das, was nicht in meiner Gewalt ist. Ich bin nicht das erstemal in Verlegenheiten, aus denen ich keinen Ausweg sehe, aber es wäre das erstemal, dass ich in ihnen bleibe. Neugier, *wie* es sich entwickeln wird, ist meist alles, was ich in solchen Vorfällen fühle. Ich ergreife schlechtweg die Mittel, die mir mein Nachdenken als die besten zeigt und erwarte dann ruhig den Erfolg. Hier kann ich es um desto mehr, da ich ihn in die Hände eines weisen und guten Mannes lege. Aber von einer andern Seite überschicke ich diesen Brief mit einem ungewohnten Herzklopfen. Ihr Entschluss mag sein, welcher es will, so verliere ich etwas von meiner Freudigkeit zu Ihnen. Ist er bejahend, so kann ich das Verlorne einst wieder erwerben; ist er verneinend, nie, wie es mir scheint.

Indem ich schliessen will, fällt mir die Anekdote von jenem edlen Türken bei, der einem ganz unbekannten Franzosen einen ähnlichen Antrag machte. Der Türke ging gerader und offener; er hatte unter seiner Nation wahrscheinlich nicht die Erfahrungen gemacht, die ich unter der meinigen gemacht habe; aber er wusste auch nicht mit der Überzeugung, dass er mit einem edlen Manne zu tun habe, mit der ich es weiss. Ich schäme mich der Scham, die mich zurückhält, bei dieser Empfindung meinen Brief ins Feuer zu werfen, hinzugehn und Sie anzureden, wie der edle Türke den Franzosen.

Wegen des Tones, der in diesem Briefe herrscht, darf ich Euer Wohlgeboren nicht um Verzeihung bit-

ten. Das ist eben eine Auszeichnung des Weisen, dass man mit ihm redet, wie ein Mensch mit einem Menschen.

Ich werde, sobald ich hoffen darf, dieselben nicht zu stören, Ihnen aufwarten, um Ihren Entschluss zu wissen und bin mit inniger Verehrung und Bewunderung

Euer Wohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
J. G. Fichte.

An Ludwig Ernst Borowski

16. *Sept.* 1791.

Überbringer dieses, Herr Fichte, hat aus der Unterredung, deren Ew. Hochwohlehrw. ihn teilhaftig gemacht haben, ein so grosses Zutrauen zu Ihnen gefasst, dass er wegen seiner Verlegenheit, davon er Ihnen selbst Eröffnung tun wird, auf Ihre gütige Vorsprache sich Rechnung macht. Es kommt darauf an, dass sein Manuskript *Versuch einer Kritik der Offenbarung* hier einen Verleger bekomme und dieser dafür ein Honorarium und zwar bei Überlieferung desselben sogleich bezahle. — Ich habe zwar nur Zeit gehabt, es bis S. 8 zu lesen, weil ich durch soviel andere Abhaltungen beständig unterbrochen werde; aber so weit ich gekommen bin, finde ich es gut gearbeitet und der gegenwärtigen Stimmung zum Untersuchen der Religionssachen wohl angemessen. Besser werden Ew. Hochwohlehrw darüber urteilen können, wenn Sie sich die Bemühung geben wollen, es durchzulesen. Nun ist sein Wunsch, dass, wenn Sie dieser Schrift eine gute Abnahme zu prognostizieren sich getraueten, Sie Herrn *Hartung* dazu zu bewegen suchen möchten, ihm Sie abzukaufen, um vor der Hand sich dafür das Unentbehrlichste zu verschaffen. Die weiteren Aussichten wird er Ihnen selbst bekannt zu machen die Ehre haben.

Ich bitte, mir die Zumutung nicht ungütig auszulegen, welche Ihnen eine Beschwerde macht, aber

doch Ihrem wohlwollenden Charakter nicht zuwider ist und ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Hochwohlehrwürden

ganz ergebenster Diener

d. 16. *Sept.* 1791. *I. Kant.*

Von Salomon Maimon

20. *Sept.* 1791.

Wohlgeborner Herr

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich weiss, wie ungerecht derjenige ist, der Ihnen das mindeste von Ihrer der Welt so schätzbaren Zeit raubet, weiss, dass es für Sie kein wichtigeres Geschäft geben kann, als Ihren so fest gegründeten Werken die höchste Vollkommenheit zu geben; doch konnte ich nicht umhin, dieses einzige Mal Sie mit meinem Schreiben zu belästigen.

Ich habe mir seit einiger Zeit vorgenommen, ausser Ihren Werken nichts mehr zu lesen. Von dem skeptischen Teil Ihrer Kritik bin ich völlig überzeugt; der dogmatische kann auch hypothetisch angenommen werden und obschon ich durch eine psychologische Deduktion die Kategorien und Ideen nicht dem Verstande und der Vernunft, sondern der Einbildungskraft beilege, so kann ich doch das erste zum wenigsten problematisch zugeben, und auf diese Art kann ich mit der Kritik recht gut fertig werden.

Da aber Herr Reinhold (ein Mann, den ich wegen seines ungemeinen Scharfsinnes nach Ihnen am meisten schätze) in seinen Schriften vorgibt, nicht nur Ihrem Systeme die *formelle Vollständigkeit* gegeben, sondern auch das *einzige allgemeingültige und allgemeingeltende* (si diis placet) Prinzip, worauf dieses aufgeführt werden kann, gefunden zu haben, so zog dieses meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Nach genauer Untersuchung aber fand ich mich in meiner Erwartung betrogen. Ich *schätze* ein jedes System nach seiner *formellen Vollständigkeit*, kann es aber nur nach seiner *objektiven Realität gelten lassen*, und nach dem Grade seiner *Fruchtbarkeit anpreisen*.

Nun finde ich zwar Herrn Reinholds Theorie des Vorstellungsvermögens in Ansehung ihrer systematischen Form unverbesserlich. Hingegen kann ich dieses so hoch gepriesene allgemeingültige und allgemeingeltende Prinzip (den Satz des Bewusstseins) keineswegs zugeben, und noch viel weniger mir von seiner Fruchtbarkeit grosse Erwartungen machen.

Ich leugne geradezu, dass in jedem Bewusstsein (auch einer Anschauung und Empfindung, wie sich Herr Reinhold darüber erklärt) die Vorstellung durch das Subjekt, vom Subjekt und Objekt unterschieden, und auf beide bezogen wird. Eine Anschauung wird meiner Meinung nach auf nichts ausser sich selbst bezogen, und nur dadurch, dass sie mit andern Anschauungen in eine synthetische Einheit gebracht, wird sie zur *Vorstellung* und bezieht sich als Bestandteil einer Synthesis auf dieselbe, das heisst, auf ihr Objekt. Die bestimmte Synthesis, worauf die Vorstellung bezogen wird, ist das *vorgestellte Objekt;* eine jede unbestimmte Synthesis, worauf die Vorstellung bezogen werden kann, ist der Begriff eines *Objekts überhaupt*. Wie kann also Herr Reinhold den Satz des Bewusstseins für ein allgemeingültiges Prinzip ausgeben? da, wie ich gezeigt habe, er nur von Bewusstsein einer Vorstellung, das heisst, auf eine Synthesis als Bestandteil bezogener Anschauung gelten kann. Ja! sagt Herr Reinhold, man ist sich freilich diese Beziehung der Anschauung auf das Subjekt und Objekt nicht immer bewusst, sie ist dennoch immer in derselben anzutreffen. Aber woher weiss er dieses? Was in der Vorstellung nicht vorgestellt wird, gehört nicht zur Vorstellung. Wie kann er also dieses Prinzip als Faktum des Bewusstseins für allgemeingeltend ausgeben? da es ein anderer aus seinem eigenen Bewusstsein geradezu leugnen kann. Dass man eine jede Anschauung auf irgendein Substratum bezieht, ist eine *Täuschung der transzendenten Einbildungskraft*, die, aus Gewohnheit, eine jede Anschauung als Vorstellung auf ein reelles Objekt (eine Synthesis) zu beziehen, endlich auf gar kein reelles Objekt, sondern auf eine an seiner Stelle untergeschobene *Idee* bezieht.

Das Wort Vorstellung hat viel Unheil in der Philosophie gestiftet, indem es manche veranlasst hat, sich zu einer jeden Seelenmodifikation ein objektives Substratum hinzuzudichten. Leibniz vergrösserte noch das Unheil durch seine Lehre von den *dunkeln Vorstellungen*. Ich muss gestehn, dass es in der Anthropologie keine wichtigere Lehre geben kann. Aber in einer Kritik des Erkenntnisvermögens taugt sie gewiss nichts. Die dunkeln Vorstellungen sind keine Modifikation der Seele (deren Wesen im Bewusstsein besteht), sondern vielmehr des Körpers. Leibniz bedient sich derselben, bloss um die Lücken in der Substantialität der Seele auszufüllen. Ich glaube aber nicht, dass irgendein Selbstdenker sich im Ernste einfallen lassen wird, dadurch diese Lücken wirklich ausfüllen zu können. Die dunkeln Vorstellungen sind bloss die Brücken, worüber man von der Seele zum Körper, und wiederum von diesem zu jener übergeht (obschon Leibniz gute Ursachen gehabt hat, diesen Durchgang zu verwehren).

Sogar mit Herrn Reinholds Erklärung der Philosophie kann ich nicht zufrieden sein. Er begreift unter Philosophie überhaupt, was Sie mit Recht unter dem besondern Namen Transzendentalphilosophie (die Lehre von den Bedingungen der Erkenntnis eines reellen Objekts überhaupt).

Ich wünsche hierüber, wie auch etwas über mein Wörterbuch (das allem Anscheine nach entweder gar nicht oder schlecht rezensiert werden wird) Ihre Meinung zu vernehmen. In Erwartung dieser verharre ich ehrfurchtsvoll

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster

Berlin, d. 20. Sept. 1791. *Salomon Maimon.*

An Carl Leonhard Reinhold.

Königsberg, d. 21. Sept. 1791.

Wie können Sie mich, teuerster Mann, auch nur einen Augenblick in Verdacht haben, dass meine Unterlassungssünden, deren ich viele auf meiner

Rechnung habe, irgendeiner Abneigung, ja gar auch nur der mindesten Kaltsinnigkeit gegen Sie, die mir, wer weiss wer meiner bloss nachbetenden Anhänger, eingeflösst haben sollte, zuzuschreiben wären, da, wenn es auch nicht die Herzensneigung gegen einen so liebens- und hochachtungswürdigen Mann täte, mich schon das Verdienst, welches Sie um die Aufhellung, Bestärkung und Verbreitung meiner geringen Versuche haben, zu Dankbarkeit verbinden müsste und ich mich selbst verachten würde, wenn ich an dem Spiele der Eifersucht und Rechthaberei im Felde der Spekulation mehr Interesse nähme, als an den rechtschaffenen Gesinnungen der Mitwirkung zu allem, was gut und selbständig ist, wozu das volle Zutrauen und die Hezensvereinigung zwischen Wohldenkenden, selbst bei grosser Verschiedenheit der Meinungen (welches zwischen uns doch der Fall nicht ist), notwendig gehört. Ach, wenn es für uns ein Verhältnis der wechselseitigen Mitteilung durch den Umgang gäbe, welche Süssigkeit des Lebens würde es für mich sein, mit einem Manne, dessen Geistes- und Seelenstimmung der seines Freundes Erhard gleichförmig ist, uns über das Nichts menschlicher Eitelkeit wegzusetzen und unser Leben wechselseitig ineinander zu geniessen? Aber nun durch Briefe! Lassen Sie mich Ihnen meine Saumseligkeit in Ansehung derselben, die Nachlässigkeit zu sein scheint, aber es nicht ist, erklären.

Seit etwa zwei Jahren hat sich mit meiner Gesundheit, ohne sichtbare Ursache und ohne wirkliche Krankheit (wenn ich einen etwa drei Wochen dauernden Schnupfen ausnehme), eine plötzliche Revolution zugetragen, welche meine Appetite in Ansehung des gewohnten täglichen Genusses schnell umstimmte, wobei zwar meine körperlichen Kräfte und Empfindungen nichts litten, allein die Disposition zu Kopfarbeiten, selbst zu Lesung meiner Kollegien, eine grosse Veränderung erlitt. Nur zwei bis drei Stunden vormittags kann ich zu den ersteren anhaltend anwenden, da sie dann durch eine Schläfrigkeit (unerachtet des besten gehabten Nachtschlafs) unterbrochen

wird und ich genötigt werde, nur mit Intervallen zu arbeiten, mit denen die Arbeit schlecht fortrückt und ich auf gute Laune harren und von ihr profitieren muss, ohne über meinen Kopf disponieren zu können. Es ist, denke ich, nichts, als das Alter, welches einem früher, dem andern später Stillstand auferlegt, mir aber desto unwillkommener ist, da ich jetzt der Beendigung meines Planes entgegenzusehen glaubte. Sie werden, mein gütiger Freund, hieraus leicht erklären, wie diese Benutzung jedes günstigen Augenblicks in solcher Lage manchen genommenen Vorsatz, dessen Ausführung nicht eben pressant zu sein scheint, dem fatalen Aufschub, der die Natur hat, sich immer selbst zu verlängern, unterwerfen könne.

Ich gestehe es gern und nehme mir vor, es gelegentlich öffentlich zu gestehen, dass die aufwärts noch weiter fortgesetzte Zergliederung des Fundaments des Wissens, sofern es in dem Vorstellungsvermögen als einem solchen überhaupt und dessen Auflösung besteht, ein grosses Verdienst um die Kritik der Vernunft sei, sobald mir nur das, was mir jetzt noch dunkel vorschwebt, deutlich geworden sein wird; allein ich kann doch auch nicht, wenigstens in einer vertrauten Eröffnung gegen Sie nicht, bergen, dass sich durch die abwärts fortgesetzte Entwicklung der Folgen, aus den bisher zum Grunde gelegten Prinzipien, die Richtigkeit derselben bestätigen und bei derselben, nach dem vortrefflichen Talent der Darstellung, welches Sie besitzen, gelegentlich in Anmerkungen und Episoden soviel von Ihrer tieferen Nachforschung anbringen lasse, als zur gänzlichen Aufhellung des Gegenstandes nötig ist, ohne die Liebhaber der Kritik zu einer so abstrakten Bearbeitung als einem besonderen Geschäfte zu nötigen und eben dadurch viele abzuschrecken. — Dieses war bisher mein Wunsch, ist aber weder jetzt mein Rat, noch weniger aber ein darüber ergangenes und anderen zum Nachteil Ihrer verdienstvollen Bemühungen mitgeteiltes Urteil. — Das Letztere werde ich noch einige Zeit aufschieben müssen, denn gegenwärtig bin ich mit einer zwar kleinen, aber doch Mühe machen-

den Arbeit, imgleichen dem Durchgehen der Kritik der Urteilskraft für eine zweite, auf nächste Ostern herauskommende Auflage, ohne die Universitätsbeschäftigungen einmal zu rechnen, für meine jetzt nur geringen Kräfte mehr als zuviel belästigt und zerstreut.

Behalten Sie mich ferner in Ihrer gütigen Zuneigung, Freundschaft und offenherzigem Vertrauen, deren ich mich nie unwürdig bewiesen habe, noch jemals beweisen kann, und knüpfen Sie mich mit an das Band, welches Sie und Ihren lauteren, fröhlichen und geistreichen Freund Erhard vereinigt und welches die, wie ich mir schmeichle, gleiche Stimmung unserer Gemüter lebenslang unaufgelöst erhalten wird.

Ich bin mit der zärtlichsten Ergebenheit und vollkommener Hochachtung usw.

An Jacob Sigismund Beck

27. *Sept.* 1791.

Aus beiliegendem Briefe Hartknochs an mich werden Sie, wertester Freund, ersehen, dass, da jener einen tüchtigen Mann wünschte, der aus meinen kritischen Schriften einen nach seiner eigenen Manier abgefassten und mit der Originalität seiner eigenen Denkungsart zusammenschmelzenden Auszug machen könnte und wollte, ich nach der Eröffnung, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe von Ihrer Neigung gaben, sich mit diesem Studium zu beschäftigen, keinen dazu Geschickteren und Zuverlässigeren als Sie vorschlagen konnte und Sie daher ihm vorgeschlagen habe. Ich bin bei diesem Vorschlage freilich selber interessiert, allein ich bin zugleich versichert, dass, wenn Sie sich von der Reellität jener Bearbeitungen überzeugen können, Sie, wenn Sie sich einmal darauf eingelassen haben, einen unerschöpflichen Quell von Unterhaltung zum Nachdenken, in den Zwischenzeiten, da Sie von Mathematik (der Sie keineswegs dadurch Abbruch tun müssen) ausruhen, für sich finden werden und umgekehrt, wenn sie von den ersteren ermüdet

sind, an der Mathematik eine erwünschte Erholung finden können. Denn ich bin teils durch eigene Erfahrung, teils und weit mehr durch das Beispiel der grössten Mathematiker überzeugt, dass blosse Mathematik die Seele eines denkenden Mannes nicht ausfülle, dass noch etwas anderes und wenn es auch, wie bei Kästner, nur Dichtkunst wäre, sein muss, was das Gemüt durch Beschäftigung der übrigen Anlagen desselben teils nur erquickt, teils ihm auch abwechselnde Nahrung gibt und was kann dazu und zwar auf die ganze Zeit des Lebens, tauglicher sein, als die Unterhaltung mit dem, was die ganze Bestimmung des Menschen betrifft; wenn man vornehmlich Hoffnung hat, dass sie systematisch durchgedacht und von Zeit zu Zeit immer einiger barer Gewinn darin gemacht werden kann. Überdem vereinigen sich damit zuletzt gelehrte-, sowohl als Weltgeschichte, auch verliere ich nicht die Hoffnung gänzlich, dass, wenn dieses Studium gleich nicht der Mathematik neues Licht geben kann, diese doch umgekehrt, bei dem Überdenken ihrer Methoden und heuristischen Prinzipien samt den ihnen noch anhängenden Bedürfnissen und Desideraten, auf neue Eröffnungen für die Kritik und Ausmessung der reinen Vernunft kommen und dieser selbst neue Darstellungsmittel für ihre abstrakten Begriffe, selbst etwas der ars universalis characteristica combinatoria Leibnizens Ähnliches, verschaffen könne. Denn die Tafel der Kategorien, sowohl als der Ideen, unter welchen die kosmologischen Etwas den unmöglichen Wurzeln* Ähnliches an sich zeigen, sind doch abgezählt und in Ansehung alles möglichen Vernunftgebrauchs durch Begriffe so bestimmt, als die Mathematik es nur verlangen kann, um es wenigstens mit ihnen zu versuchen, wieviel sie, wo nicht Erweiterung, doch wenigstens Klarheit hineinbringen könne.

Was nun den Vorschlag des Hrn. Hartknoch betrifft, so ersehe ich aus Ihrem mir von ihm kommuni-

* Wenn nach dem Grundsatze: in der Reihe der Erscheinungen ist alles bedingt, ich doch zum unbedingten und dem obersten Grunde des Ganzen der Reihe strebe, so ist es, als ob ich $V - 2$ suchte.

zierten Briefe, dass Sie ihn nicht schlechterdings abweisen. Ich denke, es wäre gut, wenn Sie ungesäumt daran gingen, um allererst ein Schema im grossen vom System zu entwerfen, oder wenn Sie sich dieses schon gedacht haben, die Teile desselben, daran Sie sich noch etwa stossen möchten, aussuchen und mir ihre Zweifel oder Schwierigkeiten von Zeit zu Zeit kommunizieren möchten (wobei mir lieb wäre, wenn Ihnen jemand, vielleicht Hr. Professor Jacob, den ich zu grüssen bitte, behilflich wäre, aus allen Gegenschriften, als den Abhandlungen, vornehmlich Rezensionen im Eberhardschen Magazin, aus den älteren Stücken der Tübinger gel. Zeitung und wo sonst noch dergleichen anzutreffen sein mag, vornehmlich die mir vorgerückten Widersprüche in terminis aufzusuchen; denn ich habe den Missverstand in diesen Einwürfen zu entwickeln, so leicht gefunden, dass ich sie längstens alle insgesamt in einer Kollektion aufgestellt und widerlegt haben würde, wenn ich nicht vergessen hätte, mir die jedesmal bekanntgewordene aufzuzeichnen und zu sammeln). An die lateinische Übersetzung kann, wenn Ihr Werk im Deutschen herausgekommen wäre, immer noch gedacht werden.

Was die dem Hartknoch vorgeschlagenen zwei Abhandlungen, nämlich die über Reinholds Theorie des Vorstellungsvermögens und die Gegeneinanderstellung der Humischen und K—tschen Philosophie betrifft (in Ansehung der letzteren Abhandlung bitte ich den Band von seinen *Versuchen* nachzusehen, darin sein — Humes — moralisches Prinzip anzutreffen ist, um es auch mit dem meinigen zu vergleichen, mit welchem auch sein ästhetisches daselbst angetroffen wird), so würde, wenn letztere Ihnen nicht zu viel Zeit wegnähme, es allerdings der Bearbeitung des ersteren Thema vor der Hand vorzuziehen sein. Denn Reinhold, ein sonst lieber Mann, hat sich in seine mir noch nicht wohl fassliche Theorie so leidenschaftlich hineingedacht, dass, wenn es sich zutrüge, dass Sie in einem oder anderen Stücke, oder wohl gar in Ansehung seiner ganzen Idee mit ihm uneins wären, er darüber in Unzufriedenheit mit seinen Freunden versetzt wer-

den könnte. Gleichwohl wünsche ich wirklich, dass Sie nichts hinderte, jene Prüfung zu bearbeiten und herauszugeben und tue dazu den Vorschlag: dass, wenn Sie mich mit Ihrer Antwort auf diesen meinen Brief beehren, Sie mir auch Ihre Meinung darüber sagen möchten, ob Sie wohl damit einstimmten, dass ich an Reinhold schreibe, ihn mit Ihrem Charakter und jetziger Beschäftigung bekannt machte und zwischen ihnen beiden, da sie einander so nahe sind, eine literarische Korrespondenz, die ihm gewiss sehr lieb sein wird, veranstaltete, wodurch vielleicht eine freundschaftliche Übereinkunft in Ansehung dessen, was Sie über jene Materie schreiben wollen, zustande gebracht werden könnte.

Das Honorarium für Ihre Arbeiten (philosophische sowohl als mathematische) würde ich zwischen Ihnen und Hartknoch schon vermitteln, wenn Sie mir darüber nur einigen Wink geben; unter 5 oder 6 Taler den Bogen brauchen Sie ihre Arbeit ihm nicht zu lassen.

Ich beharre mit der grössten Hochachtung und freundschaftlichen Zuneigung

der Ihrige

Königsberg, d. 27. Sept. 1791. *I. Kant.*

N. S. Wegen des Postporto bitte ich nochmals, mich keineswegs zu schonen.

Von Jacob Sigismund Beck

Halle, d. 6. Okt. 1791.

Teuerster Herr Professor!

Vor einiger Zeit erhielt ich einen Brief von dem Buchhändler Hrn. Hartknoch aus Riga, der mich bat und zwar, wie er sagte, auf Ihren Rat, einen Auszug Ihrer sämtlichen Schriften lateinisch zu schreiben. Da ich keineswegs mir die dazugehörige Fertigkeit des Ausdrucks in dieser Sprache zutraue, so lehnte ich ohne Bedenken diesen Antrag von mir ab. Ich tat ihm aber einen andern Vorschlag, den nämlich, Verleger zu werden von einer Prüfung der Theorie

des Vorstellungsvermögens des Hrn. Reinholds, oder auch von einer Vergleichung der Humeschen Philosophie mit der Ihrigen, die ich nach und nach ausarbeiten wollte. Was mich nun auf einmal dazu brachte, was schreiben zu wollen, war in Wahrheit nicht Geniedrang, sondern eine behutsame Überlegung. Da ich nämlich bedachte, dass es um das Lesen eines neuen Magisters eine missliche Sache ist und mein anderweitiger Verdienst so geringe ist, dass bei aller Einschränkung ich dennoch davon nicht subsistieren kann, so fiel ich auf die, in unsern Tagen leider! von zu vielen zugesprochene, aber doch noch immer ergiebige Quelle, was zu schreiben. Nun muss ich freilich gestehen, dass ich nicht sehr gehindert werde, alle blosse Büchermacher als Betrüger anzusehen. Auch muss ich das gestehen, dass wegen meiner sehr langsamen Progressen in der Mathematik, ja deswegen, weil ich nichts Neues der Welt zu sagen habe, ich mich eben für keinen berufenen Skribenten ansehen kann. Da ich aber an die Theorie des Vorstellungsvermögens dachte, so schien der Vorwurf, darüber was zu schreiben, einen Teil meiner Bedenklichkeiten zu heben. Ich bin von der Nichtigkeit dieser Theorie so sehr überzeugt, dass ich imstande bin, gar Ihnen mein Urteil darüber zu sagen und da die Kritik mich überzeugt hat, so glaubte ich über diese Theorie nach Anstrengung meiner Kräfte was Gedachtes und nicht ganz Unnützes hervorzubringen. Um jedoch nichts zu unternehmen, das auch späterhin mich mit mir selbst unzufrieden machen dürfte, entschloss ich mich zu dem, Ihnen, bester Hr. Professor, offenherzig mein Unternehmen anzuzeigen und Ihren Rat mir darüber auszubitten.

d. 8. *Okt.*

So weit war ich, da ich Ihren freundschaftlichen Brief vom 27. Sept. erhielt. Nun darf ich mit etwas mehr Mut weiter schreiben. Zuerst muss ich Ihnen sehr danken für das Vertrauen, das Sie zu mir fassen. So gut ich nur immer kann, werde ich desselben mich wert zu machen suchen. Mit Freimütigkeit, aber auch mit Furchtsamkeit schicke ich Ihnen eine Probe mei-

ner Aufsätze über die Theorie des Vorstellungsvermögens. Sie haben die Form der Briefe, weil ich sie wirklich an einen hiesigen Freund, einen gewissen Magister Rath, der im stillen die Kritik beherzigt, und den ich sehr liebe, gerichtet habe, der mir auch ein paar Aufsätze dazu als Antworten versprochen hat, so dass die ganze Schrift vielleicht acht Bogen stark werden könnte. Aber Sie bitte ich vor allen Dingen, sie zu beurteilen. Das imprimatur oder non imprimatur soll ganz von Ihnen abhängen. Eigentlich habe ich wohl die Absicht, sie anonymisch zu schreiben. Wenn Sie aber Gelegenheit haben, mich mit Herrn Reinhold bekannt zu machen, so würde das gleichwohl mir angenehm sein, und ich würde auch in dem Fall sehr sorgfältig alles, was selbst entfernt ihn böse machen könnte, meiner Schrift benehmen. Einen Auszug aus Ihren kritischen Schriften zu machen, wird vorzüglich daher mir ein angenehmes Geschäft sein, weil Sie mir erlauben, meine Bedenklichkeiten grade Ihnen vorzulegen. Die Kritik der reinen Vernunft habe ich mit dem herzlichsten Interesse studiert, und ich bin von ihr wie von mathematischen Sätzen überzeugt. Die Kritik der praktischen Vernunft ist seit Ihrer Erscheinung meine Bibel. Aber ich wünsche jetzt nicht soviel, Ihnen geschrieben zu haben, um einige mir vorkommende Schwierigkeiten, welche jedoch die eigentliche Moral betreffen, Ihnen vorlegen zu können.

An Herrn Professor Kraus bitte ich inliegenden Brief abzugeben. Vor allen Dingen habe ich diesem vortrefflichen Mann die Ursache angeben müssen, warum ich schriftstellern will. Aber Sie habe ich noch ganz vorzüglich zu ersuchen, ihn zu bitten, dass er mir deshalb nicht böse sein wolle. Seinen Unwillen fürchte ich mehr als den Tadel der Rezensenten.

Da Sie so gütig sind, zu verlangen, dass ich meinen Brief nicht frankiere, so tue ich es auch dieses Mal nicht. Da jedoch ich künftig was verdienen werde, so bitte ich für die Zukunft, mir das Porto tragen zu lassen. Ich bin mit der herzlichsten Hochachtung

der Ihrige
Beck.

21. *Okt.* 1791.

Wohlgeborner
Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich bin so frei, Ew. Wohlgeboren das erste Heft meines Magazins gehorsamst zu übersenden und Sie zu bitten, mir zu erlauben, dass ich Ihnen das zweite dedizieren darf. Freuen soll es mich, wenn Sie die Rezension Ihrer Kritik der Urteilskraft Ihres Beifalls würdigen. Wollen Sie mich wohl gütigst nebst Herrn Schulz, dem mich zu empfehlen bitte, mit einem Aufsatz fürs zweite Heft so bald als möglich beehren? —

Es wäre mir lieb, wenn ich ihr Urteil über Reinholds ersten Grundsatz erfahren könnte. Ich glaube, das Bewusstsein, welches er als die Quelle der Elementarphilosophie aufstellt, entsteht durch die Vergleichung der Begriffe der Einbildungskraft mit den Anschauungen. Seine Definition der Vorstellung geht wohl auf Ideen, Begriffe und die Nachbilder der Dinge in der Einbildung, nicht aber auf Anschauungen. Die Anschauung unterscheide ich im Bewusstsein nicht von dem angeschauten Gegenstand, sondern bloss das Nachbild derselben in der Einbildung und die durch Begriffe zu einem gedachten Gegenstand erhobene Anschauung. Ist dies wahr, so fällt sein erster Grundsatz. Wird dieser aber als Faktum anerkannt, so steht auch sein ganzes Gebäude unerschüttert fest. Herr Jakob lässt Herrn Schulz bitten, seine Ausgabe des Humes gütigst für mein Magazin zu rezensieren.

Beglücken Sie mich doch, grosser Mann, mit einer gütigen Antwort, ewig bin ich in wahrer Ehrfurcht und in zärtlichster Erwartung eines Briefs von Ihnen und einer Beurteilung meines Magazins

Ew. Wohlgeboren
gehorsamster Diener
Schweidnitz, d. 21. *Okt.* 1791. *J. W. A. Kosmann.*

N. S. Des Hrn. von Seidlitz Brief bitte an mich einzuschliessen. Das Paket ist drei Monate auf der Post liegen geblieben. Gewisse Umstände haben gemacht,

dass mein Brief in Hrn. von Seidlitz Schrift in der Mitte ganz falsch abgedruckt und Sachen aus einem Manuskript eingerückt sind, die nicht dahin gehören.

An Theodor Gottlieb von Hippel.

24. *Okt.* 1791.

Ew. Hochwohlgeboren nehme mir die Freiheit, Inliegendes zum Durchlesen zu kommunizieren. Hr. Nicolovius, der mir diesen Brief seines Bruders mitgeteilt hat, hat mir nicht verboten, einen solchen Gebrauch davon zu machen und er enthält auch keine Heimlichkeit; indessen kann er Sie doch einige Augenblicke amüsieren.

Herr *Hofprediger Schultz* hat mich auf übermorgen (den nächsten Mittwoch) zur Mittagsmahlzeit invitiert und ich habe zugesagt. Zugleich aber hat die Frau Hofpredigerin mich ersucht, Sie durch meinen Lampe zu ebenderselben Mahlzeit inständigst zu invitieren. Warum durch diesen Umschweif, weiss ich nicht. Indessen wünsche ich sehr, dass Sie durch diesen meinen Boten zusagen möchten, um die Ehre zu haben, Ihrer Gesellschaft zu geniessen, der ich mit der vorzüglichsten Hochachtung jederzeit bin

Ew. Hochwohlgeboren

Des Herrn ganz ergebenster Diener

Geheimen Rat v. Hippel *I. Kant.*

Hochwohlgeboren

d. 24. *Okt.* 1791.

An F. Th. de la Garde.

28. *Okt.* 1791.

Ew. Hochedelgeboren haben mich bei Überschickung eines durchgeschossenen Exemplars von der Kritik der Urteilskraft wissen lassen, dass Sie dasselbe, mit der Korrektur der Druckfehler und den sonst etwa dabei zu machenden Verbesserungen und Zusätzen, zu Ende des Oktobers zurückerwarteten. — Allein, da, vornehmlich was die letztere betrifft, ich notwendig meine ganze Zeit ununterbrochen dem

Durchdenken der hier abgehandelten Sachen widmen muss, welche ich aber im vergangenen Sommer bis in den Oktober hinein durch ungewohnte Amtsgeschäfte und auch manche literarische unvermeidliche Zerstreuungen abgehalten, nicht habe gewinnen können, so werden Sie sich bis zu Ende November zu gedulden belieben, um welche Zeit, wie ich hoffe, das Exemplar wieder in Ihren Händen sein soll, welches ich hiermit habe melden wollen, damit der Buchdrucker darauf gefasst sein könne.

Ich bleibe übrigens mit vollkommener Hochachtung

Ew. Hochedelgeboren

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 28. *Okt.* 1791. *I. Kant.*

Von Georg Christoph Lichtenberg.

30. *Okt.* 1791.

Vergeben Sie, verehrungswürdiger Herr, einem armen Nervenkranken, dass er die Zuschrift eines Mannes, den er schon so lange über alles schätzt, so spät beantwortet. Was mich bei dieser Schuld immer, vor mir selbst wenigstens, etwas rechtfertigt, wenn sie mich zu hart zu drücken anfing, war das Vertrauen auf die Freundschaft unseres vortrefflichen Herrn Dr. Jachmanns, der Ihnen sowohl meine seltsamen Umstände erklärt, als Sie auch von dem Enthusiasmus überzeugt haben wird, womit ich Sie, teuerster Mann, verehre. Herrn Dr. Jachmanns Schilderung von ersteren selbst etwas zuzusetzen, hindern mich eben diese Umstände selbst, etwa so wie beim Lessing, dem Heldensänger der Faulheit, die Heldin selbst bei der zweiten Zeile dem Sänger den Mund stopft und statt alles, was ich über letzteren sagen könnte, empfangen Sie hier aus dem Innersten meines Herzens die Versicherung, dass es meine ganze Meinung von mir selbst nicht wenig erhöht hat, dass ich Ihre Schriften schon im Jahre 1767 mit einer Art von Prädilektion gelesen, und dass ich bei der Erscheinung Ihrer Kritik, sobald ich nur davon so viel gefasst

hatte, um zu sehen, wo alles hinaus wollte, gegen einige meiner Freunde schriftlich und mündlich erklärt habe: *Gebt acht, das Land, das uns das wahre System der Welt gegeben hat, gibt uns noch das befriedigendste System der Philosophie.* Das waren meine Worte, ob ich gleich noch nicht alles übersah, und mit diesen Gesinnungen schrieb ich auch jene im Taschenkalender, die Ihnen zu Gesicht gekommen sind. Ich rechnete auf diesen Umstand nicht, sondern schrieb sie, weil ich glaubte, sie Ihren grossen Talenten nach *meiner* Überzeugung schuldig zu sein. Soviel für jetzt.

Da Herr Dieterich soeben ein Paket nach Königsberg abschickt, so habe ich mir die Freiheit genommen, ein Exemplar von meiner neuen Auflage von Erxlebens Physik beizulegen. Was ich in der Vorrede darüber gesagt habe, ist im strengsten Verstande wahr. Ich wünschte nun fast, dass ich dem Vorschlag des Verlegers gefolgt wäre, die vorletzte Ausgabe ohne Veränderung, weil es an Exemplaren fehlte, abdrucken zu lassen, denn ich finde nun fast täglich die traurigsten Spuren der Eile und des Missmutes. Einige Verbesserungen habe ich auch noch hinter dem Register angezeigt. Zugleich erfolgen hierbei zwei Exemplare des Taschenkalenders, wovon ich das eine nach dessen Adresse, nebst meiner gehorsamsten Empfehlung gütigst bestellen zu lassen bitte. Sie werden diese heilige Christware mit den Augen ansehen, mit denen man überhaupt Nürnberger Ware ansieht. Der Goldschaum und die Farben und die unschuldige Absicht sind immer das beste daran. Ich schreibe diese Blätter deswegen immer ununterbrochen fort, weil ich damit meinen etwas schweren Hauszins bezahle, und mein gütiger Wirt, der Verleger, diese Münze, ohne sie zu wägen oder selbst sie nur anzusehen, einsteckt, daher ich denn schlau genug bin, immer etwas Rechenpfennige und metallene Knöpfe mit darunter zu mischen. S. 199 unten ist eine Stelle, die mich in einige Verlegenheit gesetzt hat. Im Manuskript stand *Freunde* der neuen Philosophie, allein als ich die Stelle im Druck las, kam sie mir so belei-

digend für einige meiner besten Bekannten vor, und das so ganz wider meine Absicht, dass ich, um keine Partei zu beleidigen und um kurz abzukommen, *Feinde* setzte, da sie denn beide wohl mit mir eins sein werden.

Nun leben Sie recht wohl, verehrungswürdiger Mann und nehmen Sie mich in Ihren Schutz, denn auch *ich* habe meine Feinde, und seien Sie versichert, dass ich mit der grössten Hochachtung und Verehrung bin

Ihr

gehorsamster Diener

Göttingen, d. 30. Okt. 1791. *G. C. Lichtenberg.*

AN JACOB SIGISMUND BECK.

2. *Nov.* 1791.

Wertester Herr Magister!

Meine Antwort auf Ihr mir angenehmes Schreiben vom 8. Okt. kommt etwas spät, aber, wie ich hoffen will, doch nicht zu spät, um Sie in Ihren Arbeiten aufgehalten zu haben. Meine Dekanats- und andere Geschäfte haben mich zeither aufgehalten und selbst das Vorhaben, zu antworten, mir aus den Gedanken gebracht.

Ihre Bedenklichkeit, sich um blossen Gewinns willen dem leidigen Tross der Büchermacher beizugesellen, ist ganz gerecht. Ebenso vernünftig ist aber auch Ihr Entschluss, wenn Sie glauben, dem Publikum „etwas Gedachtes und nicht Unnützes" vorlegen zu können, auch ohne den Bewegungsgrund des Erwerbs zu dem öffentlichen Kapital der Wissenschaft gleich Ihren Vorfahren (deren hinterlassenen Fonds sie benutzt haben) auch ihren Beitrag zu tun.

Zwar hätte ich gewünscht, dass Sie von den zwei Abhandlungen, die Sie Hrn. Hartknoch in Vorschlag brachten, die erstere gewählt hätten, um damit zuerst aufzutreten; weil die Theorie des Vorstellungsvermögens des Hrn. Reinhold so sehr in dunkle Abstraktionen zurückgeht, wo es unmöglich wird, das

Gesagte in Beispielen darzustellen, so, dass wenn sie auch in allen Stücken richtig wäre (welches ich wirklich nicht beurteilen kann, da ich mich noch bis jetzt nicht habe hineindenken können), sie doch eben dieser Schwierigkeit wegen unmöglich von ausgebreiteter oder dauernder Wirkung sein kann, vornehmlich aber auch Ihre Beurteilung, so sehr mich auch die mir gütigst zugeschicke Probe derselben von Ihrer Gabe der Deutlichkeit auf angenehme Art überzeugt hat, die der Sache selbst anhängende Dunkelheit nicht wohl wird vermeiden können. — Vor allem wünsche ich, dass Hr. Reinhold aus Ihrer Schrift nicht den Verdacht ziehe, als hätte ich Sie dazu aufgemuntert oder angestiftet, da es vielmehr Ihre eigene Wahl ist; auch kann ich, wenigstens jetzt noch nicht, Sie mit demselben, wie ich Sinnes war, bekannt machen, weil es ihm alsdann leichtlich falsche Freundschaft zu sein scheinen möchte. Übrigens zweifle ich gar nicht, dass der Ton Ihrer Schrift nichts für diesen guten und sonst aufgewekten, jetzt aber, wie mir es scheint, etwas hypochondrischen Mann, Hartes oder Kränkendes enthalten werde.

Ihr Vorhaben, wertester Freund, aus meinen kritischen Schriften einen Auszug zu machen, da Sie von deren Wahrheit und Nützlichkeit überzeugt zu sein bezeugen, ist ein für mich sehr interessantes Versprechen; da ich meines Alters wegen dazu selbst nicht mehr wohl auferlegt bin und unter allen, die diesem Geschäfte sich unterziehen möchten, der Mathematiker mir der liebste sein muss. Die Ihnen, die eigene Moral betreffenden, vorgekommenen Schwierigkeiten bitte mir zu eröffnen. Mit Vergnügen werde ich sie zu heben suchen und ich hoffe es leisten zu können, da ich das Feld derselben oft und lange nach allen Richtungen durchkreuzt habe.

Die mir zugesandte Probe Ihrer Abhandlung behalte ich zurück, weil in Ihrem Briefe nicht angemerkt ist, dass ich sie zurückschicken solle.

Aber darein kann ich mich nicht finden, was Sie zum Schlusse Ihres Briefes anmerken, dass Sie ihn auf mein Verlangen für diesmal nicht frankierten

und dennoch habe ich ihn frankiert bekommen. Tun Sie doch dieses künftig beileibe nicht. Der Aufwand bei unserer Korrespondenz ist für mich unerheblich, für Sie aber jetzt, sowohl als noch eine ziemliche Zeit hin erheblich genug, um die letztere deswegen bisweilen auszusetzen, welches für mich Verlust wäre.

Dass Hr. Prof. Kraus alle Gelehrte gern zu Hagestolzen machen möchte, die, weil so viel Kinder bald nach der Geburt sterben, sich untereinander bereden, keine mehr zu zeugen, gehört zu seinen fest beschlossenen Grundsätzen, von denen unter allen Menschen wohl keiner weniger als ich imstande sein würde, ihn abzubringen. In Ansehung der Partei, die Sie in diesem Punkte zu nehmen haben, bleiben Sie, was mich betrifft, noch immer völlig frei. Ich verlange mich nicht einer Autorsünde teilhaftig zu machen und wegen der Gewissensskrupel, die Ihnen darüber etwa dereinst entspringen oder von andern erregt werden möchten, die Schuld zu tragen und bleibe übrigens mit aller Hochschätzung und Freundschaft

Ihr

ergebenster Diener

Königsberg, d. 2. Nov. 1791. *I. Kant.*

Von Johann Benjamin Erhard.

Jena, d. 6. Nov. 1791.

Teuerster Lehrer!

Innig liebte und verehrte ich Sie, da ich es noch nicht wagen durfte, Sie mir unter einem andern Namen zu denken, aber viel hat diese Liebe und Achtung an frohem Genusse für mich und an Einfluss auf mein Leben gewonnen, seitdem mir das Glück zuteil wurde, Sie auch meinen Freund nennen zu dürfen.

Meine Reise von Königsberg hierher, wo ich bloss meine Freunde Schiller und Reinhold, in dessen Hause ich nun wohne, besuche und dann meine Reise meinem Plan gemäss weiter fortsetze, machte ich ohne allen widrigen Zufall und mit den seligsten Rück-

erinnerungen. In Berlin fand ich bei Professor Herz eine sehr gute Aufnahme und machte durch ihn viele angenehme Bekanntschaften. Er selbst hat zwar keine Zeit mehr, sich eigentlich mit Philosophie zu beschäftigen, aber er hat dafür sehr gute Köpfe um sich gesammelt. Ein gewisser Ben David verspricht mir darunter sehr viel für die Zukunft. Maimon lernte ich nicht persönlich kennen, ich suchte ihn ein paarmal auf und fand ihn nicht, aber da ich nun sein philosophisches Wörterbuch sah, so bedaure ich es nicht im geringsten, denn dieses verrät, was ich am wenigsten leiden mag, schrecklichen Hang zum Tiefsinn — ohne allen tiefen Sinn.

Eine meiner wertesten Bekanntschaften machte ich am Kammergerichtsrat Klein. Dies ist einer von den seltnen Männern, deren Enthusiasmus ihrer Einsicht untergeordnet ist, ohne erkaltet zu sein. Der vorzüglichste Gegenstand unserer Unterhaltung war das Kriminalrecht. Ich will die Hauptpunkte, in denen wir übereinkamen, Ihnen zu Ihrer Prüfung, die Sie mir wohl nicht versagen, vorlegen.

1. Die Übertretung der Gesetze, nicht der Schaden der Gesellschaft bestimmt die Grösse des Verbrechens.
2. Eigentlich Verbrechen (Crimina) können, da das moralische Gesetz nicht bedingt unter Drohung eines gewissen Verlustes gebietet, auch nicht bedingt verboten sein, so nämlich, dass durch die Erduldung der Strafe allein, ohne Busse der Verbrecher wieder ebenso moralisch als vor den Verbrechen anzusehen sei.
3. Da das Gesetz absolut gebietet, so kann auch die Strafe nicht als ein Mittel zu einem andern Zweck, sondern einzig zur Heiligung (nicht zur Erfüllung auf eine andere Art) des Gesetzes gebraucht werden.
4. Sie ist also etwas Verwirktes, dass ohne alle andere Erwartung oder Absicht erduldet werden muss.
5. Aber da nicht Genugtuung des Schadens, noch Besserung, noch Beispiel die Absicht der Strafe

sein kann, so kann man auch nicht sagen, dass sie die Erduldung eines physischen Übels als solches wegen eines moralischen Vergehens sei, sondern sie ist das Symbol der Strafwürdigkeit einer Handlung, durch eine den Rechten, die der Verbrecher verwirkt hat, entsprechende Kränkung desselben.

6. Die Bestrafung setzt die Einsicht der Verbindlichkeit, moralisch zu handeln, die Mündigkeit des Verbrechers voraus, Unmündige können nur gezüchtigt werden.
7. Die Bestrafung setzt die Fähigkeit der Reflexion während der Handlung voraus, im Falle diese bei dem Verbrecher nicht stattfand, kann er auch nicht gestraft werden, sondern er ist der Rechte der Mündigkeit verlustigt und wird gezüchtigt.
8. Meinen Rechten ist ihre Gültigkeit entweder durch die Gesellschaft allein gesichert, oder auch einesteils durch mich selbst, obgleich meine Macht nicht immer hinlänglich ist. Im ersten Fall macht sich der Verbrecher dieser Gültigkeit verlustigt und im andern Falle ersetzt die Gesellschaft meine physische Macht und behandelt den Verbrecher nach dem Recht, das er mir durch seine Beleidigung über ihn gab. Z. B. der Dieb macht sich seines Eigentums verlustigt. Der Mörder hätte dürfen von mir umgebracht werden, ehe er seine Absicht ausführte, die Gesellschaft übt also mein Recht über ihn aus.
9. Das moralische Gesetz gibt mir nicht allein die Vorschrift, *wie* ich andere behandeln soll, sondern auch, wie ich mich von andern soll behandeln lassen, es verbietet mir sowohl, den Missbrauch anderer Menschen, als die Erduldung desselben, die Wegwerfung meiner selbst.
10. Es ist mir daher ebensowohl befohlen, kein Unrecht zu leiden als keines zu tun, aber ersteres ist mir allein ohne Hilfe zwar im Vorsatz, aber nicht in der Ausführung möglich, und dadurch ist mir und allen Menschen die Aufgabe gemacht, ein Mittel zu finden, durch welches meine physi-

schen Kräfte meinen moralischen Forderungen gleich würden. Hieraus entspringt der moralische Trieb und die Verbindlichkeit zur Geselligkeit.

11. Durch die Geselligkeit wird nun das Erlaubte zum Recht und die Übertretung der Sittengesetze zum Verbrechen. Nur nach der Entwicklung der Rechte lassen sich die Verbrechen richtig ihrer Grösse nach bestimmen.
12. Die Gesellschaft, insofern sie den Schutz der Rechte und die Bestrafung der Verbrechen zur Hauptabsicht hat, heisst bürgerliche Gesellschaft. Sie ist daher nicht bloss nützlich, sondern heilig.
13. Verachtung und Zerstörung der bürgerlichen Gesellschaft, Hochverrat ist daher das grösste Verbrechen, und seine Strafe darf durch keine andere irgendeines Verbrechens übertroffen werden.

Ich bleibe hier stehen, weil ich einige Anmerkungen über diese dreizehn Sätze beifügen will. Die Ordnung, in der ich sie stellte, mag wohl nicht die beste sein, aber ich folgte meinem Ideengang, der immer halb analytisch und halb synthetisch ist. Dann machte es mir auch einige Mühe, aufrichtig zu sein, weil ich hier schon den Anfang eines Aufsatzes meines Freundes über die Prinzipien des Naturrechts las, worin ich manche Begriffe viel besser entwickelt und ausgedrückt fand, als sie bei mir waren, da ich mit Klein sprach, und ich Ihnen doch unsere gemeinschaftlichen Grundsätze vorlegen wollte. Der dreizehnte Satz gehört auch eigentlich nicht mehr hinzu, aber ich fügte ihn bei, weil er mir eine Bestätigung meiner Lieblingshypothese scheint, dass die Menschen nie etwas hervorbrachten, glaubten, liebten oder verabscheuten, wozu sich nicht eine Veranlassung in dem edlern Teil ihrer Natur findet. Ihre Verirrungen kommen immer daher, dass sie ihre eigenen Geschöpfe für ihre Götter ansehen. Ich stelle mir die Sache so vor. Bei der Philosophie (worunter ich hier alles verstehe, was sich auf das moralische Interesse der Menschen bezieht, auch die Theologie) ist es nicht wie mit andern Wissenschaften und Künsten, deren Stoffe sich nur nach und

nach darbieten, deren Beobachtung oft Werkzeuge erfordert, sondern aller Stoff der Philosophie war von jeher dem Menschen ganz gegeben, und von seiner Kraft und Willen hing es ab, wieviel er zum klaren oder deutlichen Bewusstsein davon brachte. Für den, dessen reine Moralität ihn fähig machte, in sich zu kehren, waren diese Kenntnisse, das was sie sind, Entdeckungen des edlern Teils des Menschen und keine ausser uns hypostasierten Ideale, aber für den, der diese Entdeckungen nicht selbst machte, waren sie etwas, das der Erkenntnis, die einen objektiven Stoff fordert, ganz analog war, und sie setzten einen erdichteten objektiven Stoff voraus, ja selbst die ersten Entdecker konnten, da sie oft schon in Rücksicht anderer Erkenntnisse zu dieser Verfahrungsart gewöhnt waren, endlich selbst in Rücksicht auf ihre eigenen Lehren in diesen Irrtum verfallen. War nun einmal ein hypostasiertes Ideal angenommen, so wurde es, da ihm kein Objekt korrespondierte und doch jeder eine neue Entdeckung daran machen wollte, zum Phantom, und in dieser Gestalt blieb es den Scharfsichtigen und Boshaften nicht mehr heilig genug, um nicht zu betrügerischen Absichten gebraucht zu werden. Ein gleiches Schicksal hatte auch der Begriff von Hochverrat und seine gerechteste Bestrafung, die Achtserklärung.

Gleiches Schicksal werden alle philosophischen Kenntnisse noch immer haben, bis sich die Menschen an dem behutsamen Geist des Philosophierens allgemein gewöhnen, den Sie ihnen zeigten. Ich weiss nicht, ob ich mich deutlich über meine letzte Meinung ausdrücken konnte, ich zweifle selbst daran, aber ich hoffe, dass Ihre Erinnerungen mir dazu verhelfen werden.

Leben Sie noch lange wohl.

Ihr
Sie innigst verehrender
Joh. Benj. Erh.

N. S.: Meine Adresse ist an Hrn. Franz Paul Baron von Herbert in Klagenfurt.

Von Carl Friedrich Stäudlin

Göttingen, d. 9. Nov. 1791.

Erlauben Sie, grosser, verehrungswürdiger Mann, dass ich Ihnen beiliegenden unvollkommenen Versuch mit denjenigen ehrerbietigen Empfindungen überreiche, von denen ich längst gegen Sie durchdrungen bin. Zwar ist der Hauptinhalt dieser Schrift christlich-theologisch, aber da ich voraussetzen kann, dass auch dieser Gegenstand Sie interessiert, da sie selbst das Interesse, welches Sie daran nehmen, schon öfters öffentlich geäussert haben, so habe ich es um desto eher gewagt, sie Ihnen selbst vorzulegen und mir einige Aufmerksamkeit darauf von Ihnen zu versprechen. Der Himmel segne ferner Ihre edlen und grossen Bemühungen zur Aufklärung Ihres Zeitalters und zur Beförderung wahrer Moralität und mögen sich Ihre Zeitgenossen den Ruhm, Ihre Verdienste ganz gewürdigt zu haben, nicht von der Nachwelt entreissen lassen! Ich bin mit voller aufrichtiger Verehrung

Euer Wohlgeboren

gehorsamster Diener

Stäudlin.

Von Jacob Sigismund Beck

Halle, d. 11. Nov. 1791.

Teuerster Herr Professor!

Bald nachdem ich den Brief vom 2. Oktober an Sie geschrieben hatte, und noch täglich an der Prüfung der Theorie des Vorstellungsvermögens etwas arbeitete, wurde der Gedanke mir immer auffallender, dass ich doch im Grunde für kein Publikum schriebe. Da ich nun gestern Ihren mir sehr lieben Brief vom 2. November erhielt, so beschloss ich gleich, diese Arbeit ganz beiseite zu legen. Aber, obgleich dem so ist, so liegt mir doch daran, Sie zu versichern, dass ich weit entfernt gewesen, etwas in meine Schrift zu setzen, was Herrn Reinhold auf den Gedanken bringen könnte, dass Sie was darum wüssten. Auch hätte ich mir nichts

Hartes gegen diesen Mann erlaubt, der des Wahrheitgefühls wegen, das er in seiner Schrift äussert, mir immer sehr schätzbar ist. Ganz unnütze für mich ist auch meine Beschäftigung mit seiner Theorie nicht gewesen, indem ich vieles mehr nachgedacht und mir auch geläufiger gemacht habe.

Ich wende mich nun zu der mir weit interessanteren Arbeit, einen Auszug aus Ihren kritischen Schriften zu verfertigen, und schiebe die dem Herrn Hartknoch angebotene Schrift über Hume noch etwas auf. Mit dem mir möglichen Fleiss will ich arbeiten und werde, bester Herr Professor, da Sie es mir ja erlauben, Ihnen das schreiben, was ich noch nicht tief genug bis zur eigenen Beruhigung einsehe. Wenn Sie nun so gütig sein wollen, deswegen an Herrn Hartknoch zu schreiben, so wird mir das sehr angenehm sein. Er wird aber auch so gut sein müssen, mir aus seinem Lager in Leipzig einige Sachen, besonders Journale, die ich mir ausbitten werde, zu schicken.

Und nun erlauben Sie mir, zu fragen, ob ich in folgendem Ihren Sinne treffe. Nur muss ich Sie vorher bitten, doch nicht verdriesslich zu werden, wenn bei der Versicherung, die Kritik beherzigt zu haben, ich doch vielleicht zu fehlerhaft schreibe.

Die Kritik nennt die Anschauung eine Vorstellung, die sich unmittelbar auf ein Objekt bezieht. Eigentlich aber wird doch eine Vorstellung allererst durch Subsumtion unter die Kategorien objektiv. Und da auch die Anschauung diesen gleichsam objektiven Charakter auch nur durch Anwendung der Kategorien auf dieselbe erhält, so wollte ich gern jene Bestimmung der Anschauung, wonach sie eine auf Objekte sich beziehende Vorstellung ist, weglassen. Ich finde doch in der Anschauung nichts mehr, als ein vom Bewusstsein (oder dem *einerlei* Ich denke) begleitetes und zwar bestimmtes Mannigfaltige, wobei noch keine Beziehung auf ein Objekt stattfindet. Auch den *Begriff* will ich nicht gern eine Vorstellung, die sich mittelbar auf ein Objekt bezieht, nennen, sondern unterscheide ihn darin von der Anschauung, dass diese durchgängig bestimmt, und jener nicht durchgängig bestimmt ist. Denn An-

schauung und Begriff erhalten ja erst durch das Geschäft der Urteilskraft, die sie dem reinen Verstandesbegriff subsumiert, das Objektive.*

Unter dem Worte *verbinden* in der Kritik verstehe ich nichts mehr, noch minder, als das Mannigfaltige von dem identischen Ich *denke*, begleiten, wodurch überhaupt *eine* Vorstellung entsteht. Nun meine ich, dass die ursprüngliche Apperzeption eben um dieser *einen* Vorstellung willen, die dadurch nur zustande kommen kann, von der Kritik die *Einheit* der Apperzeption genannt wird. Aber habe ich auch darin recht, dass ich beide verwechsele, oder vielmehr, darin lediglich den Unterschied finde, dass das *reine Ich denke*, obgleich es nur an der Synthesis des Mannigfaltigen erhalten wird, doch überhaupt (da es selbst nichts Mannigfaltiges in sich schliesst) als etwas Unabhängiges von demselben gedacht wird; hingegen die Einheit des Bewusstseins in der Identität desselben bei den Teilen des Mannigfaltigen zu setzen sei? Diese Einheit erhält nun in meinen Augen den Charakter der objektiven Einheit, wenn die Vorstellung selbst unter die Kategorie subsumiert wird. Herr Reinhold spricht von einer Verbindung und einer Einheit im Begriff, einer zweiten Verbindung und einer zweiten Einheit (von der zweiten Potenz, wie er sich ausdrückt) im Urteil. Auch hat er noch eine dritte im Schluss. Davon verstehe ich zwar nicht ein Wort, indem ich unter verbinden nichts mehr als das Mannigfaltige vom Bewusstsein begleiten, verstehe, aber doch macht es mich misstrauisch gegen mich selbst.

Mein teuerster Lehrer, Ihnen Zeit rauben, ist nicht meine Sache. Aber, indem ich für dieses Mal nichts

* *Kant hat hier ein ÷ gemacht und unten vermerkt*: „Die Bestimmung eines Begriffs durch die Anschauung zu einer Erkenntnis des Objekts gehört für die Urteilskraft aber nicht die Beziehung der Anschauung auf ein Objekt überhaupt, denn das ist bloss der logische Gebrauch der Vorstellung, dadurch diese als zur Erkenntnis gehörig gedacht wird, dahingegen, wenn diese einzelne Vorstellung bloss aufs Subjekt bezogen wird, der Gebrauch ästhetisch ist (Gefühl) und die Vorstellung kein Erkenntnisstück werden kann."

Weiteres Ihnen vorlegen will, muss ich Sie inständigst bitten, mit wenigen Worten mich über das Vorgelegte zu beruhigen. Denn wenn ich irre, so würden doch wohl nur einige Winke hinlänglich mich auf die rechte Bahn führen. Es verhält sich mit diesem Studium darin ganz anders, wie mit dem der Mathematik. Sätze der letzteren, einmal deutlich eingesehen, können wohl an Deutlichkeit nichts mehr gewinnen. Dies letztere findet doch in der Philosophie statt. Klügel, dessen Scharfsinn ich oft zu bemerken Gelegenheit habe, versichert mich, dass, obgleich gar einmal er ein Kollegium über die Metaphysik der Natur gelesen, er lange nachher erst ein einigermassen widriges Vorurteil, sowohl gegen jene Metaphysik, als auch wohl gegen die Kritik bis auf den Punkt, dass er sie schätze, indem er sie immer mehr verstehe, abgelegt habe. Ich erinnere mich noch gar wohl, wie er, um die Zeit, da ich hier angekommen war, über die Bestimmung, wonach die Mathematik eine Wissenschaft durch Konstruktion der Begriffe sei, urteilte. Ich konnte lange nicht erraten, was er damit haben wollte, dass sie eine Wissenschaft *der Formen der Grössen* sei und erfuhr erst, da ich disputierte, dass seine Erklärung genau mit der Ihrigen kongruiere. Die Kritik der Urteilskraft befriedigt mich ganz. Nur müssen Sie nicht zürnen, dass ich jetzt erst mit dem ästhetischen Teil fertig bin. Ich bin mit der reinsten Hochachtung

der Ihrige
Beck.

An Jacob Sigismund Beck

20. *Jan.* 1792.

Wertester Freund!

Ich habe Sie auf Ihren Brief vom 9. Dez. vorigen Jahres lange warten lassen, doch ohne meine Schuld, weil mir dringende Arbeiten auf dem Halse lagen, das Alter mir aber eine sonst nicht gefühlte Notwendigkeit auferlegt über einen Gegenstand, den ich bearbeite, das Nachdenken durch keine Allotria zu unter-

brechen, bis ich mit diesem zu Ende bin, weil ich sonst den Faden nicht mehr wohl auffinden kann, den ich einmal aus den Händen gelassen habe. Künftig soll es, wie ich hoffe, keinen so langen Aufschub mehr geben.

Sie haben mir Ihre gründliche Untersuchung von demjenigen vorgelegt, was gerade das schwerste von der ganzen Kritik ist, nämlich die Analysis einer Erfahrung überhaupt und die Prinzipien der Möglichkeit der letzteren. — Ich habe mir sonst schon einen Entwurf gemacht, in einem System der Metaphysik diese Schwierigkeit umzugehen und von den Kategorien nach ihrer Ordnung anzufangen (nachdem ich vorher bloss die reinen Anschauungen von Raum und Zeit, in welchen ihnen Objekte allein gegeben werden, vorher exponiert habe, ohne noch die Möglichkeit derselben zu untersuchen) und zum Schlusse der Exposition jeder Kategorie, z. B. der Quantität und aller darunter enthaltenen Prädikabilien, samt den Beispielen ihres Gebrauchs nun beweise, dass von Gegenständen der Sinne keine Erfahrung möglich sei, als nur, sofern ich a priori voraussetze, dass sie insgesamt als *Grössen gedacht* werden müssen und so mit allen übrigen, wobei dann immer bemerkt wird, dass sie uns nur als in Raum und Zeit *gegeben* vorgestellt werden. Woraus dann eine ganze Wissenschaft der Ontologie als *immanenten* Denkens, d. i. desjenigen, dessen Begriffen man ihre objektive Realität sichern kann, entspringt. Nur nachdem in der zweiten Abteilung gezeigt worden, dass in derselben alle *Bedingungen* der Möglichkeit der Objekte immer wiederum *bedingt* sein und gleichwohl die Vernunft unvermeidlich aufs *Unbedingte* hinauszugehen antreibt, wo unser Denken *transzendent* wird, d. i. den Begriffen derselben als Ideen die objektive Realität gar nicht verschafft werden und also kein *Erkenntnis* der Objekte durch dieselbe stattfinden kann: in der Dialektik der reinen Vernunft (der Aufstellung ihrer Antinomien) wollte ich zeigen, dass jene Gegenstände möglicher Erfahrung als Gegenstände der Sinne die Objekte nicht als Dinge an sich selbst, sondern nur als Erscheinungen

zu erkennen geben und nun allererst die Deduktion der Kategorien in Beziehung auf die sinnlichen Formen von Raum und Zeit als Bedingungen der Verknüpfung derselben zu einer möglichen Erfahrung vorstellig machen, den Kategorien selbst aber als Begriffen Objekte überhaupt zu denken (die Anschauung mag von einer Form sein, welche sie wolle) dann den auch über die Sinnesgrenzen erweiterten Umfang, der aber kein Erkenntnis verschafft, ausmachen. Allein hievon genug.

Sie haben es ganz wohl getroffen, wenn Sie sagen: „Der *Inbegriff* der Vorstellungen ist selbst das Objekt und die Handlung des Gemüts, wodurch der Inbegriff der Vorstellungen vorgestellt wird, heisst, sie auf das Objekt beziehen." Nur kann man noch hinzufügen: wie kann ein Inbegriff Complexus der Vorstellungen vorgestellt werden? Nicht durch das Bewusstsein, dass er uns *gegeben* sei; denn ein Inbegriff erfordert *Zusammensetzen* (Synthesis) des Mannigfaltigen. Er muss also (als Inbegriff) *gemacht* werden und zwar durch eine innere Handlung, die für ein *gegebenes* Mannigfaltige überhaupt gilt und a priori vor der Art, wie dieses gegeben wird, vorhergeht, d. i. er kann nur durch die synthetische Einheit des Bewusstseins desselben in einem Begriffe (vom Objekte überhaupt) *gedacht* werden und dieser Begriff, unbestimmt in Ansehung der Art, wie etwas in der Anschauung gegeben sein mag, auf Objekt überhaupt bezogen, ist die Kategorie. Die bloss subjektive Beschaffenheit des vorstellenden Subjekts, sofern das Mannigfaltige in ihm (für die Zusammensetzung und die synthetische Einheit desselben) auf besondere Art gegeben ist, heisst Sinnlichkeit und diese Art (der Anschauung a priori gegeben die sinnliche Form der Anschauung. Beziehungsweise auf sie werden vermittelst der Kategorien die Gegenstände bloss als Dinge in der Erscheinung und nicht nach dem, was sie an sich selbst sind, *erkannt*; ohne alle Anschauung werden sie gar nicht erkannt, aber doch gedacht und wenn man nicht bloss von aller Anschauung abstrahiert, sondern sie sogar ausschliesst, so kann den Kategorien die objektive Realität (dass

sie überhaupt etwas vorstellen und nicht leere Begriffe sind) nicht gesichert werden.

Vielleicht können Sie es vermeiden, gleich anfänglich Sinnlichkeit durch Rezeptivität, d. i. die Art der Vorstellungen, wie sie im Subjekte sind, sofern es von Gegenständen afficiert wird, zu definieren und es in dem setzen, was in einem Erkenntnisse bloss die Beziehung der Vorstellung aufs Subjekt ausmacht, so, dass die Form derselben in dieser Beziehung aufs Objekt der Anschauung nichts mehr als die Erscheinung desselben erkennen lässt. Dass aber dieses Subjektive nur die Art, wie das Subjekt durch Vorstellungen afficiert wird, mithin bloss Rezeptivität desselben ausmachte, liegt schon darin, dass es bloss die Bestimmung des Subjekts ist.

Mit einem Worte: da diese ganze Analysis nur zur Absicht hat, darzutun, dass Erfahrung selbst nur vermittelst gewisser synthetischer Grundsätze a priori möglich sei, dieses aber alsdann, wenn diese Grundsätze wirklich vorgetragen werden, allererst recht fasslich gemacht werden kann, so halte ich für ratsam, ehe diese aufgestellt werden, so kurz wie möglich zu Werke zu gehen. Vielleicht kann Ihnen die Art, wie ich hiebei in meinen Vorlesungen verfahre, wo ich kurz sein muss, hiezu einigermassen behilflich sein.

Ich fange damit an, dass ich Erfahrung durch *empirische Erkenntnis* definiere. Erkenntnis aber ist die Vorstellung eines *gegebenen* Objekts, als eines solchen *durch Begriffe*; sie ist empirisch, wenn das Objekt in der Vorstellung der Sinne (welche also zugleich Empfindung und diese mit Bewusstsein verbunden, d. i. Wahrnehmung, enthält), Erkenntnis aber a priori, wenn das Objekt zwar, aber nicht in der Sinnenvorstellung (die also doch nichts desto weniger immer sinnlich sein kann) gegeben ist. Zum Erkenntnis werden zweierlei Vorstellungsarten erfordert 1. Anschauung, wodurch ein Objekt gegeben und 2. Begriff, wodurch es gedacht wird. Aus diesen zwei *Erkenntnisstücken* nun ein Erkenntnis zu machen, wird noch eine Handlung erfordert: *das Mannigfaltige in der*

Anschauung gegebene, der synthetischen Einheit des Bewusstseins, die der Begriff ausdrückt, gemäss, zusammenzusetzen. Da nun Zusammensetzung durch das Objekt oder die Vorstellung desselben in der Anschauung *nicht gegeben*, sondern nur *gemacht* sein kann, so beruht sie auf der reinen Spontaneität des Verstandes in Begriffen von Objekten überhaupt (der Zusammensetzung des Mannigfaltigen gegebenen). Weil aber auch Begriffe, denen gar kein Objekt korrespondierend gegeben werden *könnte*, mithin ohne alles Objekt nicht einmal Begriffe sein würden (Gedanken, durch die ich gar nichts denke), so muss ebensowohl a priori ein Mannigfaltiges für jene Begriffe a priori gegeben sein und zwar, weil es a priori gegeben ist, in einer Anschauung ohne Ding als Gegenstand, d. i. in der blossen Form der Anschauung, die bloss subjektiv ist (Raum und Zeit), mithin der bloss sinnlichen Anschauung, deren Synthesis durch die Einbildungskraft unter der Regel der synthetischen Einheit des Bewusstseins, welche der Begriff enthält, gemäss, da dann die Regel auf Wahrnehmungen (in denen Dinge den Sinnen durch Empfindung gegeben werden) angewandt, die des Schematismus der Verstandesbegriffe ist. Ich beschliesse hiemit meinen in Eile abgefassten Entwurf und bitte, sich durch meine Zögerung, die durch zufällige Hindernisse verursacht worden, nicht abhalten zu lassen, Ihre Gedanken mir bei jeder Veranlassung durch Schwierigkeiten zu eröffnen und bin mit der vorzüglichsten Hochachtung

der Ihrige

Königsberg, d. 20. Jan. 1792. *I. Kant.*

N. S. Inliegenden Brief bitte doch sofort auf die Post zu geben.

Von Johann Gottlieb Fichte

23. *Jan.* 1792.

Wohlgeborner Herr

Höchstzuverehrender Herr Professor!

Ich habe ohnlängst die meinem Herzen sehr erfreuliche Nachricht erhalten, dass Euer Wohlgeboren

mit der liebevollsten Besorgsamkeit bei jener unerwarteten Zensur-Verweigerung und Hrn. Hartungs darauf gefassten Entschlusse in Ihrem Rat dabei auf mein mögliches künftiges Wohl bedacht gewesen sind. Das Andenken und die Besorgsamkeit eines Mannes, der meinem Herzen über alles ehrwürdig ist, ist mir teuer und ich versichere dieselben hierdurch meiner wärmsten Dankbarkeit dafür, eine Versicherung, die ich, um Ihrer Zeit zu schonen, erst später würde gegeben haben, wenn ich nicht zugleich Ihres Rats bedürfte.

Ein Gönner nämlich, den ich verehre, bittet mich in einem Briefe über diesen Gegenstand, der mit einer Güte geschrieben ist, die mich rührt, bei einer durch diesen Aufschub des Drucks vielleicht möglichen Revision der Schrift doch noch ein paar Punkte in ein ander Licht zu stellen, die zwischen ihm und mir zur Frage gekommen sind. Ich habe nämlich gesagt, dass der Glaube an eine gegebene Offenbarung vernunftmässig nicht auf Wunderglauben gegründet werden könne, weil kein Wunder als solches zu erweisen sei; habe aber in einer Note hinzugesetzt, dass man nach anderweitigen guten Gründen, dass eine Offenbarung als göttlich annehmbar sei, sich allenfalls der Vorstellung von bei ihr geschehenen Wundern bei Subjekten, die so etwas bedürfen, zur Rührung und Bewunderung bedienen könne, die einzige Milderung, die ich diesem Satze geben zu können glaubte. Ich habe ferner gesagt, dass eine Offenbarung weder unsere dogmatischen noch moralischen Erkenntnisse *ihrer Materie nach* erweitern könne; aber wohl zugestanden, dass sie über transzendente Gegenstände, über welche wir zwar das *Dass* glauben, über das *Wie* aber nichts erkennen können, etwas bis zur Erfahrung provisorisch und für die, die es sich so denken wollen, subjektiv Wahres hinstellen könne, welches aber nicht für eine materielle Erweiterung, sondern bloss für eine zur Form gehörige verkörperte Darstellung des schon a priori gegebenen Geistigen zu halten sei. Ohnerachtet fortgesetzten Nachdenkens über beide Punkte habe ich bis jetzt keine Gründe gefunden, die mich berechtigen

könnten, jene Resultate abzuändern. Dürfte ich Euer Wohlgeboren, als den kompetentesten Richter hierüber, ersuchen, mir auch nur in zwei Worten zu sagen, ob und auf welchem Wege andere Resultate über diesen Punkt zu suchen seien, oder ob eben jene die einzigen seien, auf welche eine Kritik des Offenbarungsbegriffes unausweichlich führen müsse? Ich werde, wenn Euer Wohlgeboren die Güte dieser zwei Worte für mich haben sollten, keinen andern Gebrauch davon machen, als den, der mit meiner innigen Verehrung gegen Sie übereinkommt. Auf obengedachten Brief habe ich mich schon dahin erklärt, dass ich der Sache weiter nachzudenken, nie ablassen und stets bereit sein würde, zurückzunehmen, was ich als Irrtum anerkennen würde.

Über die Zensur-Verweigerung an sich habe ich, nach den so deutlich an den Tag gelegten Absichten des Aufsatzes und nach dem Tone, der durchgängig in ihm herrscht, mich nicht anders als wundern können. Auch sehe ich schlechterdings nicht ein, woher die *theologische* Fakultät das Recht bekam, sich mit der Zensur einer solchen Behandlung, einer solchen Frage zu befassen.

Ich wünsche Euer Wohlgeboren die unerschüttertste Gesundheit, empfehle mich der Fortdauer deroselben gütiger Gesinnungen und bitte Sie zu glauben, dass ich mit der innigsten Verehrung bin

Euer Wohlgeboren

Krockow p. Neustadt, *d.* 23. *Jan.* 1792.

ganz gehorsamster *J. G. Fichte.*

Von Ludwig Heinrich Jakob

Halle, *d.* 24. *Jan.* 1792.

Ich hoffe, dass Ew. Wohlgeboren die ersten Bände der Übersetzung von D. Hume werden erhalten haben und hierbei erfolgt der letztere. Ich wünsche, dass Sie dieses Jahr recht gesund und vergnügt vollenden mögen. Insonderheit verleihe Ihnen der Him-

mel Stärke und Mut, um Ihre berühmten Arbeiten zu vollenden. Ich setze voraus, dass Sie das Exemplar der neuen Ausgabe meines Lehrbuchs, das ich Ihnen zu dedizieren so frei gewesen bin, empfangen und gütig aufgenommen haben. Zu dem letzteren berechtigt mich meine Absicht, die keine andere ist und sein kann, als Ihnen meine innigste Verehrung auch öffentlich zu bezeugen.

Bei allem Anschein von Enthusiasmus für die Philosophie finde ich doch, dass der Indifferentismus bei weitem grösser ist als man glauben sollte. Es ist ausserordentlich schwer, Männer von sonst sehr guten Einsichten zu überzeugen, dass für die allgemeinen und notwendigen Grundsätze eine neue Deduktion a priori nötig sei. Fast jeder hat seine eignen, freilich oft die seltsamsten Beweise und beruhigt sich dabei so gut als er kann. Die Mathematiker sind hiervon nicht ausgenommen und sind gerade am allerersten dazu aufgelegt, die Ideen der Kritik misszuverstehen oder sie gar für entbehrlich zu halten. Herrn Klügel über die Kritik und besonders über die reine N. W. sprechen zu hören, ist kaum auszuhalten, und Chemikern und Physikern scheint es vollends ganz unbegreiflich zu sein, wie man sich bei Beweisen aus der Induktion und Analogie nicht beruhigen könne. Herr Selle hat abermals einen Versuch gemacht, die Hauptsätze der Kritik zu zerstören und darzutun, dass alle Erkenntnis aus der Erfahrung entspringe. Seine Schrift ist eine Abhandlung, die er in der Akademie der Wissenschaften vorgelesen hat. Ich habe dem Hrn. Kosmann eine Rezension davon in sein Magazin zugesandt. Die Begriffe sind wieder erbärmlich verdreht und es wird etwas, das kein Mensch behauptet hat, ganz vortrefflich widerlegt. Es scheint mir fast kein anderes Mittel übrig zu sein, welches nur erst die Notwendigkeit einer Vernunftkritik einsehen lehrt, als ein fleissigeres Studium der Humischen Schriften. Freilich bildet man sich auch ein, diesen, den Hr. E. geradezu den seichtesten Kopf nennt, leicht widerlegen zu können. Aber ich denke doch, uneingenommen muss er zuerst auf den rechten Weg bringen. Ich würde mich sehr freuen,

wenn Ew. Wohlgeb. in dieser Rücksicht mir einiges Verdienst zugeständen.

Hie und da scheint sich auch die Theologie gegen Ihre Philosophie zu ereifern. Das neuerrichtete Religionstribunal ist lange unschlüssig gewesen, ob es nicht Feuer und Schwert gegen dieselbe gebrauchen soll und Hr. Woltersdorf soll schon eine Schrift fertig haben, in welcher die Schädlichkeit der Kantischen Philosophie auf das evidentste dargetan ist. Indessen hofft man noch, dass einige den rechten Mittelweg finden werden und in dieser Rücksicht wird Hr. Tieftrunk hierher geschickt, welcher die Philosophie mit der Theologie vereinigen soll.

Zuletzt wird doch wohl die Wahrheit den Sieg davontragen und diese Vorstellung wird Ihnen gewiss Mut genug geben, Ihr Werk nicht fahren zu lassen und allen jenen Bewegungen ruhig zuzusehen.

Wie befindet sich Hr. D. Jachmann in seiner neuen Lage? Dieser gute Mann hat einige Abende in meinem Hause zugebracht und mir das Vergnügen gewährt, uns recht viel Gutes von Ihnen zu erzählen. Ich bitte Sie, mich demselben zu empfehlen, der ich die Ehre habe, mit der grössten Hochachtung zu sein

ganz der Ihrige
L. H. Jakob.

An Johann Heinrich Kant

26. *Jan.* 1792.

Lieber Bruder!

Bei dem Besuche, den Überbringer dieses, Hr. Reimer, ein Verwandter von Deiner Frau, meiner werten Schwägerin, bei mir abgelegt hat, ermangle ich nicht, was sich meiner überhäuften Beschäftigungen wegen nur in ausserordentlichen Fällen tun lässt, mich bei Dir durch einen Brief in Erinnerung zu bringen. Unerachtet dieser scheinbaren Gleichgültigkeit habe ich an Dich, nicht allein so lange wir beiderseitig leben, oft genug, sondern auch für meinen Sterbefall, der in meinem Alter von achtundsechzig Jahren doch nicht

mehr sehr entfernt sein kann, brüderlich gedacht. Unsere zwei übrigen, beide verwitweten Schwestern sind, die älteste, welche fünf erwachsene und zum Teil schon verheiratete Kinder hat, gänzlich durch mich, die andere, welche im St. Georgenhospital eingekauft ist, durch meinen Zuschuss versorgt. Den Kindern der ersten habe bei ihrer anfänglichen häuslichen Einrichtung meinen Beistand und auch nachher nicht versagt, so dass, was die Pflicht der Dankbarkeit, wegen der uns von unseren gemeinschaftlichen Eltern gewordenen Erziehung fordert, nicht versäumt wird. Wenn Du mir einmal von dem Zustande Deiner eigenen Familie Nachricht geben willst, so wird es mir angenehm sein.

Übrigens bin ich, in Begrüssung meiner mir sehr werten Schwägerin, mit unveränderlicher Zuneigung

Dein
treuer Bruder
I. Kant.

Königsberg, d. 26. Jan. 1792.

An Johann Gottlieb Fichte

2. *Febr.* 1792.

Ew. Wohlgeboren verlangen von mir belehrt zu werden, ob nicht für Ihre in der jetzigen strengen Zensur durchgefallene Abhandlung eine Remedur gefunden werden könne, ohne sie gänzlich zur Seite legen zu dürfen. Ich antworte: Nein, soviel ich nämlich, ohne Ihre Schrift selbst durchgelesen zu haben, aus dem, was Ihr Brief als Hauptsatz derselben anführt, nämlich, „dass der Glaube an eine gegebene Offenbarung vernunftmässig nicht auf Wunderglauben gegründet werden könne," schliessen kann.

Denn hieraus folgt unvermeidlich, dass eine Religion überhaupt keine andern Glaubensartikel enthalten könne, als die es auch für die blosse reine Vernunft sind. Dieser Satz ist nun meiner Meinung nach zwar ganz unschuldig und hebt weder die subjektive Notwendigkeit einer Offenbarung, noch selbst das Wunder auf (weil man annehmen kann, dass, ob es

gleich möglich ist, sie, wenn sie einmal da sind, auch durch die Vernunft einzusehen, ohne Offenbarung aber die Vernunft doch nicht von selbst darauf gekommen sein würde, diese Artikel zu *introduzieren*, allenfalls anfangs Wunder vonnöten gewesen sein können, die jetzt der Religion zugrunde zu legen, da sie sich mit ihren Glaubensartikeln nun schon selbst erhalten kann, nicht mehr nötig sei), allein nach den, wie es scheint, jetzt angenommenen Maximen der Zensur würden Sie damit doch nicht durchkommen. Denn nach diesen sollen gewisse Schriftstellen so nach dem Buchstaben in das Glaubensbekenntnis aufgenommen werden, wie sie von dem Menschenverstande schwerlich auch nur gefasst, viel weniger durch Vernunft als wahr begriffen werden können und da bedürfen sie allerdings zu allen Zeiten der Unterstützung durch Wunder und können nie Glaubensartikel der blossen Vernunft werden. Dass die Offenbarung dergleichen Sätze nur aus Akkommodation für Schwache in einer sinnlichen Hülle aufzustellen die Absicht hege und dieselbe insofern auch, obzwar bloss subjektive Wahrheit haben könne, findet bei jenen Zensurgrundsätzen gar nicht statt, denn diese fordern Anerkennung der objektiven Wahrheit derselben nach dem Buchstaben.

Ein Weg bliebe Ihnen aber doch noch übrig, Ihre Schrift mit den (doch nicht völlig bekannten) Ideen des Zensors in Übereinstimmung zu bringen: wenn es Ihnen gelänge, ihm den Unterschied zwischen einem *dogmatischen*, über allen Zweifel erhabenen Glauben und einem *bloss* moralischen, der freien, aber auf moralische Gründe (der Unzulänglichkeit der Vernunft, sich in Ansehung ihres Bedürfnisses selbst Genüge zu leisten) sich stützenden *Annehmung* begreiflich und *gefällig* zu machen; da alsdann der auf Wunderglauben durch moralisch gute Gesinnung gepfropfte Religionsglaube ungefähr so lauten würde: „Ich glaube, lieber Herr! (d. i. ich nehme es gern an, ob ich es gleich weder mir noch andern hinreichend beweisen kann) hilf meinem Unglauben!“ D. h. den moralischen Glauben in Ansehung alles dessen, was ich aus der Wundergeschichtserzählung zu innerer Besserung für

Nutzen ziehen kann, habe ich und wünsche auch den historischen, sofern dieser gleichfalls dazu beitragen könnte, zu besitzen. Mein unvorsätzlicher *Nichtglaube* ist kein vorsätzlicher *Unglaube*. Allein, Sie werden diesen Mittelweg schwerlich einem Zensor gefällig machen, der, wie zu vermuten ist, das historische Kredo zur unnachlässlichen Religionspflicht macht.

Mit diesen meinen in der Eile hingelegten, obzwar nicht unüberlegten Ideen können Sie nun machen, was Ihnen gut deucht, ohne jedoch auf den, der sie mitteilt, weder ausdrücklich noch verdeckt Anspielung zu machen: vorausgesetzt, dass Sie sich vorher von deren Wahrheit selbst aufrichtig überzeugt haben.

Übrigens wünsche ich Ihnen in Ihrer gegenwärtigen häuslichen Lage Zufriedenheit und im Falle eines Verlangens, sie zu verändern, Mittel zur Verbesserung derselben in meinem Vermögen zu haben und bin mit Hochachtung und Freundschaft

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener

Königsberg, d. 2. Febr. 1792. *I. Kant.*

Von Johann Heinrich Kant

8. *Febr.* 1792.

Lieber Bruder!

Dein Brief vom 26. Januar a. c. ward mir von Reimers den 3. Februar eingehändigt. Es war mir ein festlicher Tag, an dem ich einmal wieder die Hand meines einzigen Bruders und den Ausdruck seines gegen mich wahrhaftig brüderlich gesinnten Herzens sah und mit rechtem Freudengefühl genoss. Mein gutes Weib, die Dich, obgleich persönlich unbekannt, recht innig liebt und ehrt, trat ganz in meine Empfindungen ein, die sich auch meinen guten, Dich aufrichtig liebenden und ehrenden Kindern recht lebhaft mitteilte.

Deine liebreiche Versicherung, Du habest auf den künftigen Sterbefall — ferne möge er noch sein — brüderlich an mich gedacht, bewegte uns alle bis zu

Tränen. Dank — herzlicher Dank Dir, mein Bruder, für die Erklärung Deines Wohlwollens; *meinem treuen Weibe und meinen wahrhaftig gut gearteten Kindern möge das, was Du uns von Deinem Vermögen so gütig zugedacht hast, dereinst zuteil werden*, wenn ich einmal der wahrscheinlichen Regel nach sie hinter mir gelassen habe. Glaube mir — wenn ich Dir noch ein recht langes Leben wünsche, so ist dieser Wunsch wahr — er liegt lebendig in meiner Seele.

Ich geniesse freudenvoll den Ruhm mit, den Du Dir als Weltweiser erster Grösse, als Schöpfer eines neuen philosophischen Lehrgebäudes erwirbst, Gott lasse Dich doch die Vollendung Deines Werks und seine Ausbreitung auch ausser Deutschland, über den Rhein und über den Pas de Calais erleben. Im achtundsechzigsten Jahre scheint man freilich schon nahe am Ziel zu stehen — aber so oft ich ein Gelehrten-Lexikon durchblättere, finde ich auf allen Seiten so viele Schriftsteller, die über achtzig hinausgegangen sind, dass ich's als bekannt annehme, ein hohes Alter sei caeteris paribus, das glückliche Los der Denker und Gelehrten, und dabei hoffe, dieses Los werde auch Dir, mein Bruder, zuteil werden; dass Du schwächlich und valetudinair bist, irrt mich in meiner Hypothese nicht — Fontenelle war es von Kindheit an und erreichte doch beinahe neunzig.

Ich jetzt in meinem siebenundfünfzigsten Lebensjahre, bei einer Gesundheit, die nie wankte, noch in voller Lebenskraft, wünsche, noch etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre zu leben, damit die Meinigen bei meinem Tode nicht ganz leer ausgehen mögen. Im vorigen Jahre endigte ich die Bezahlung der Schulden, die ich als Rektor in dem teuren, teuren Mitau machen musste, und nun soll der Überschuss der Einkünfte meines Amtes, das mich nähret, Weib und Kindern aufgespart werden.

Meine Lage war nie so gut, dass ich etwas für meine armen Schwestern tun konnte, um desto lebhafter danke ich Dir, mein Bruder, dass Du alles für sie getan hast. Du willst, mein Bruder, und das ist sehr liebreich von Dir, meine Familiengeschichte wissen.

Hier ist sie. Seit 1775 mit einem guten Mädchen ohne Vermögen verheiratet, habe ich fünf liebe Kinder gezeugt; mein guter Sohn Eduard ward nur ein Jahr alt. Vier leben noch und versprechen mir lange zu leben und herzlich gute Menschen zu werden. Meine älteste Tochter *Amalia Charlotte*, seit dem 15. Januar sechzehn Jahre alt, ein lebhaftes, aber wissbegieriges Mädchen und emsige *Buchleserin*. *Minna* wird den 24. August dreizehn Jahre haben, sie verbindet mit einem stillen Charakter gute Naturgaben und eine unverdrossene Emsigkeit.

Friedrich Wilhelm, den 27. Novbr. elf Jahre, bieder und gutartig, ein Israelite, in dem kein Falsch ist, er wird gewiss nie eine andere Linie betreten, als die gerade von einem Punkte zum andern.

Henriette, den 5. Aug. neun Jahre, voller Feuer bei dem besten Herzen.

Diese guten Kinder unterrichte ich jetzt selbst; denn der Versuch, adlige Kostgänger und mit ihnen zwei Hauslehrer hintereinander zu halten, misslang mir gänzlich. Leider sieht nichts in Kurland so schlecht aus als die Erziehung der Jugend. Die Leute, die sich als Hauslehrer durch Empfehlung einschleichen, sind oft wahre Adepten, sie versprechen goldene Berge und zeigen sich am Ende als unwissende Betrüger. So ging's mir auch.

Lebe ich und schenkt mir Gott die Mittel dazu, so wird mein Junge ein Wundarzt, aber studieren soll er die Chirurgie, und nicht in einer Tonstrina handwerksmässig erlernen, dieses Fach kann ihm noch in seinem Vaterlande Brot geben, denn mit der Theologie wäre es zu misslich für ihn, da hier so viele auf der Expektantenbank sitzen, davon über ein Drittel im Schulstaube verschmachtet. Onkel und Tante Richter werden wohl beide schon in der Ewigkeit sein. Sie waren mir väterliche und mütterliche Wohltäter und Pfleger, ich segne ihr Andenken, Sit illis terra levis. Gelegentlich bitte ich ihren nachgelassenen Sohn, meinen Vetter Leopold, herzlich von mir zu grüssen und ebenso aufrichtig meine guten Schwestern und ihre Kinder; meine Frau und Kin-

der vereinigen sich in diesem Gruss mit mir; jede Nachricht, dass es ihnen wohlgeht, wird mir erfreulich sein. Meine Frau ist nicht wenig stolz darauf, dass Du sie in Deinem Briefe als Deine werte, liebe Schwägerin begrüssest, sie umarmt Dich und dankt nochmals recht lebhaft für das grosse ökonomische Werk *die Hausmutter*, das Du ihr vor einigen Jahren zum Geschenk überschicktest, das Buch ist ihre Enzyklopädie. Meine Kinder wollen sich durchaus dem Gedächtnis ihres Onkels einverleiben, ehe Du Dich versiehst, hast Du einen Brief von ihnen, der Dir freilich zum Durchlesen nicht so viel Zeit stehlen wird als der meinige, er wird kürzer sein. Verzeihe mir diese weitläuftige Schreiberei, mein Herz riss meine Feder fort, und dieses Herz sagt Dir, dass ich aufrichtig bin, Dein Dich

liebender treuer
Bruder

Altrahden, d. 8. *Febr.* 1792. *J. H. Kant.*

Von Johann Gottlieb Fichte.

17. *Febr.* 1792.

Wohlgeborner Herr
Höchstzuverehrender Herr Professor!

Ew. Wohlgeboren gütiges Schreiben hat mir, sowohl um der Güte willen, mit der Sie meine Bitte so bald erfüllten, als um seines Inhalts willen, innige Freude gemacht. Ich fühle jetzt über die in Untersuchung gekommenen Punkte ganz die Ruhe, welche nächst eigner Überzeugung auch noch die Autorität desjenigen Mannes geben muss, den man über alles verehrt.

Wenn ich Ew. Wohlgeboren Meinung richtig gefasst habe, so bin ich den durch Sie vorgeschlagenen Mittelweg der Unterscheidung eines Glaubens der *Behauptung* von dem eines durch Moralität motivierten *Annehmens* in meinem Aufsatze wirklich gegangen. Ich habe nämlich die, meinen Grundsätzen nach einzig mögliche vernunftmässige Art eines Glaubens

an die Göttlichkeit einer gegebenen Offenbarung, welcher Glaube nur eine gewisse Form der Religionswahrheiten zum Objekte hat, von demjenigen, der diese Wahrheiten an sich als reine Vernunftpostulate annimmt, sorgfältig zu unterscheiden gesucht. Es war nämlich eine auf Erfahrung von der Wirksamkeit einer als göttlichen Ursprungs gedachten Form dieser Wahrheiten zur moralischen Vervollkommnung sich gründende freie Annahme des göttlichen Ursprungs dieser Form, den man jedoch weder sich noch andern beweisen kann, aber ebenso sicher ist, ihn nicht widerlegt zu sehen; eine Annahme, welche, wie jeder Glaube, bloss subjektiv, aber nicht wie der reine Vernunftglaube, allgemeingültig sei, da er sich auf eine besondre Erfahrung gründe. — Ich glaube diesen Unterschied so ziemlich ins Licht gesetzt zu haben und ganz zum Beschlusse suchte ich die praktischen Folgen dieser Grundsätze darzustellen, dass sie nämlich zwar alle Bemühungen, unsre subjektive Überzeugungen andern aufzudringen, aufhöben, dass sie aber auch jedem den unstörbaren Genuss alles dessen, was er aus der Religion zu seiner Besserung brauchen kann, sicherten, und den Bestreiter der positiven Religion nicht weniger als ihren dogmatischen Verteidiger zur Ruhe verwiesen usw. — Grundsätze, durch die ich bei wahrheitsliebenden Theologen keinen Zorn zu verdienen glaubte. Aber es ist geschehen und ich bin jetzt entschlossen, den Aufsatz zu lassen, wie er ist, und dem Verleger zu überlassen, damit zu verfahren, wie er will. Euer Wohlgeboren aber, denen ich alle meine Überzeugungen überhaupt, als besonders die Berichtigung und Befestigung in denen, wovon hier vorzüglich die Rede war, verdanke, bitte ich die Versicherung der Hochachtung und vollkommensten Ergebenheit gütig aufzunehmen, mit der ich die Ehre habe zu sein

Euer Wohlgeboren

inniger Verehrer

Krockow, d. 17. Februar 1792. *J. G. Fichte.*

An Christian Gottlieb Selle.

24. *Febr.* 1792.

Wohlgeborner
hochzuverehrender Herr!

Es sind nun schon beinahe drei Monate, seit denen ich mit Ihrer tiefgedachten Abhandlung de la Realité et de l'idealité etc. beschenkt worden und ich habe diese Gütigkeit noch durch nichts erwidert; sicherlich ist es aber nicht aus Mangel an Achtung für die mir bezeugte Aufmerksamkeit oder aus Geringschätzung der wider mich gerichteten Argumente geschehen. Ich wollte im Drucke antworten und würde es vielleicht in der über diesen Vorsatz verflossenen Zeit ausgerichtet haben, wenn mich nicht allerlei einander durchkreuzende Störungen immer davon abgebracht hätten, zumal es mir mein Alter höchst schwer macht, einen einmal verlassenen Faden des Nachdenkens wieder aufzufassen und unter öfteren Unterbrechungen doch planmässig zu arbeiten.

Neuerdings aber eröffnet sich eine neue Ordnung der Dinge, welche diesen Vorsatz wohl gar völlig vereiteln dürfte, nämlich Einschränkung der Freiheit über Dinge, die auch nur indirekt auf Theologie Beziehung haben möchten, laut zu denken. Die Besorgnisse eines akademischen Lehrers sind in solchem Falle viel dringender, als jedes anderen zunftfreien Gelehrten und es ist der gescheuten Vorsicht gemäss, alle Versuche dieser Art so lange wenigstens aufzuschieben, bis sich das drohende Meteor entweder verteilt oder für das, was es ist, erklärt hat. — Es wird bei dieser Friedfertigkeit auf meiner Seite, Ihnen deswegen doch nicht an Gegnern von der dogmatischen Partei, obwohl nach einem andern Stil, fehlen, denn den Empirismus können diese ebensowenig einräumen, ob sie es zwar freilich auf eine so schale und inkonsequente Art (da er nicht halb, auch nicht ganz angenommen werden soll) tun, dass Ihre determinierte Erklärung für dieses Prinzip dagegen sehr zu Ihrem Vorteil absticht.

Ich bitte daher, teuerster Herr, ergebenst mir diese

Verbindlichkeit zu erlassen, oder den Anspruch auf dieselbe und meine Erwiderung Ihrer Einwürfe weiter hinaus zu setzen, indem diese Arbeit vorjetzt allem Ansehen nach auf reinen Verlust unternommen werden würde.

Mit der grössten Hochachtung für Ihr Talent und mannigfaltigen Verdienste bin ich übrigens

Ihr

ergebenster Diener

Königsberg, d. 24. Febr. 1792. *I. Kant.*

Von Johann Erich Biester

6. *März* 1792.

Verehrungswerter Mann!

Sie tun in der Tat den gewöhnlichen politischen Einrichtungen zuviel Ehre an, wenn Sie nach einer Maxime dabei fragen, und gar Konsequenz bei Befolgung derselben verlangen. Man findet sich oft veranlasst, vielleicht auch genötigt, irgendeine Verfügung zu geben, an den ganzen Zusammenhang aber hat man dabei nicht gedacht. Und wohl oft der Menschheit, dass eine so wohltätige Inkonsequenz bei den Regenten stattfindet! Sie ist ein sicherer Beweis, dass man nicht im ganzen und planvoll das Böse will, sondern sich nur bei einzelnen Dingen irrt.

Um indes unserer Frage näher zu kommen, so liesse sich doch wohl eine Maxime herausfinden, welche in der höchsteigenen Entscheidung bei der Villaumeschen Sache zum Grunde lag und deutlich darin ausgedrückt war. Man hat nämlich die Idee, Bewilligung der Zensur sei Billigung aller in einer Schrift vorgetragenen Grundsätze, nun aber könnten doch keine Grundsätze gebilligt werden, deren Gegenteil man vorher gebilligt oder gar selbst bekanntgemacht habe. Darum sei nur der Druck *hier unter den Augen* nicht zu leiden, auswärts gedruckt und hereingebracht könnte ein solches Buch aber werden, wie alle andern (nicht offenbar gotteslästerlichen oder schändlichen) Bücher ja von

Leipzig kommen und keiner Durchsicht und Erlaubnis zum Verkauf erst bedürfen.

Was nun *mich* insbesondere betrifft, so ist meine strenge Regel, mich genau in den Schranken des Gesetzes zu halten. Auswärts drucken zu lassen, ist nie hier verboten gewesen. Dennoch aber würde ich es für unrecht halten, ein Blatt, welches die hiesige Kgl. Zensur gestrichen hätte, gleichsam zum Trotz derselben auswärts drucken zu lassen (obgleich auch dies nicht verboten ist). Dies aber würde ich für eine unanständige und meiner unwürdige Neckerei halten, oder es müsste ein ganz sonderbarer Umstand mich dazu nötigen. Dies ist aber gar nicht mein Fall, ich habe nie mit der hiesigen Zensur Händel gehabt, sondern bloss, ich habe bis 1791 die Berliner Monatsschrift in Berlin bei Spener drucken lassen und lasse sie seit 1792 bei Mauke in Jena drucken. Oder vielmehr, mein Verleger tut dies. Aus welchen Gründen wir das tun, ist eine andere Frage, welche wahrscheinlich niemand bei einer unverbotenen Handlung aufzuwerfen das Recht hat.

So ist die Sache, teuerster Mann, und ich glaube nicht, dass Sie einigen Grund haben, mit dieser Einrichtung unzufrieden zu sein oder sie gar für gesetzwidrig und unrechtmässig zu erklären.

Um indes jeder Forderung eines Mannes wie Sie zu genügen, habe ich Ihren vortrefflichen Aufsatz, welcher nicht in den März kommen konnte, aber den April zieren wird, sogleich nach Empfang Ihres letzten Briefes bei der hiesigen Zensur eingereicht. Weil er moralischen Inhalts ist, so fällt er dem Herrn Geheimen und Oberkonsistorialrat Hillmer anheim. Dieser schickte ihn mir auch tags darauf mit seinem Imprimatur zu und schrieb mir dabei folgenden weisen Bescheid: er habe den Druck vergönnt, „weil er, nach sorgfältiger Durchlesung, diese Schrift, wie die übrigen Kantischen, nur nachdenkenden, untersuchungs- und unterscheidungsfähigen Gelehrten, nicht aber allen Lesern überhaupt, bestimmt und geniessbar finde."

Ich würde mich schämen, gegen einen Mann wie Sie die geringste Unredlichkeit zu begehen. Ob Sie

also gleich selbst glaubten, Ihr Aufsatz sei schon nach Jena geschickt und ich Sie bei diesem Glauben lassen konnte, so habe ich dennoch, da er durch einen Zufall noch hier lag, Ihrem Begehren genügt, am 3. ist er nun nach Jena abgegangen. – Hier haben Sie den ganzen Verlauf der Sache. Sehr angesehene und gelehrte Männer haben mir seitdem, wie vorher, Beiträge mitgeteilt. Ich hoffe, Sie werden hierin nicht anders denken. Auch erwarte ich Ihre bestimmte Entscheidung, ob ich noch künftig Ihre Aufsätze für die Berliner Monatsschrift *hier* zur Zensur einreichen soll?

Dass ich, *was* Sie auch entscheiden, genau Ihren Willen erfüllen werde, versteht sich von selbst.

Die Vorsehung erhalte Sie noch lange den Wissenschaften, der Aufklärung und der edlen bessern moralischen Denkart!

d. 6. *März* 1792. *Biester.*

Ihr Brief an Hrn. Selle ist sogleich abgegeben.

An F. Th. de la Garde

30. *März* 1792.

Ew. Hochedelgeb. danke ergebenst für die mir den 17. hujus durch Ihren Hrn. Bruder ausgezahlten 200 Rtlr., worüber er Ihnen meine Quittung zugesandt haben wird. Ich werde bald nach Ostern das korrigierte Exemplar der Kritik der Urteilskraft zu überschicken bedacht sein, wobei ich doch glaube, dass, wenn mich unvermeidliche Störungen in der Durchsicht und Nachfeilung derselben aufhalten sollten, es, wenn es nur vor Pfingsten in Berlin ankommt, nicht zu spät eintreffen werde.

Wegen des Gesuchs, von dem Sie dafür halten, dass es nicht unschicklich wäre, wenn unsere Universität ihn der Zensurfreiheit halber höheren Orts anbrächte, bin ich der Meinung, dass er nicht allein dort fruchtlos, sondern auch hier die Gesinnung so verschiedener Köpfe hiezu zusammenstimmend zu machen, ein vergeblicher Versuch sein würde. Indessen kommt es mir vor, als ob die angedrohte Strenge der Zensur viel-

leicht nicht so ganz, als befürchtet wird, in Ausübung kommen dürfte, zumal darüber noch kein bestimmtes Edikt ergangen ist. Sollte es Sie nicht inkommodieren, mir einmal von dem Zustande der Zensursache, soweit er öffentlich bekannt ist, wovon wir aber hier nur widersprechende Nachrichten haben, mir einige Nachricht (auch nur durch die Feder einer Ihrer Leute) zu erteilen, so würde es mir angenehm, zum Teil auch nützlich sein.

Ich beharre übrigens mit vollkommener Hochachtung zu sein

Ew. Hochedelgeb.

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 30. *März* 1792. *I. Kant.*

An Fräulein Maria von Herbert

(Entwurf.)

Frühjahr 1792.

Ihr effektvoller Brief, aus einem Herzen entsprungen, das für Tugend und Rechtschaffenheit gemacht sein muss, weil es für eine Lehre derselben so empfänglich ist, die nichts Einschmeichelndes bei sich führt, reisst mich dahin fort, wo sie mich hin verlangen, nämlich mich in ihre Lage zu versetzen und so über das Mittel einer reinen moralischen und dadurch allein gründlichen Beruhigung für sie nachzudenken. Ihr Verhältnis zu dem geliebten Gegenstande, dessen Denkungsart ebensowohl echt und achtungsvoll für Tugend und den Geist derselben, die Redlichkeit, sein muss, ist mir zwar unbekannt, ob es nämlich ein eheliches oder bloss freundschaftliches Verhältnis sein mag. Ich habe das letztere aus Ihrem Briefe als wahrscheinlich angenommen; allein das macht in Ansehung dessen, was Sie beunruhigt, keinen erheblichen Unterschied, denn die Liebe, es sei gegen einen Ehemann oder gegen einen Freund, setzt gleiche gegenseitige Achtung für ihre beiden Charakter voraus, ohne welche sie nur eine sehr wandelbare sinnliche Täuschung ist.

Eine solche Liebe, die allein Tugend (die andere aber bloss blinde Neigung) ist, will sich gänzlich mitteilen und erwartet von seiten des anderen eine ebensolche Herzensmitteilung, die durch keine misstrauische Zurückhaltung geschwächt ist. So sollte es sein und das fordert das Ideal der Freundschaft. Aber es hängt dem Menschen eine Unlauterkeit an, welche jene Offenherzigkeit hier mehr, dort weniger einschränkt. Über dieses Hindernis der wechselseitigen Herzensergiessung, über das geheime Misstrauen und die Zurückhaltung, welche machen, dass man selbst in seinem innigsten Umgange mit seinem Vertrauten doch einem Teile seiner Gedanken nach immer noch allein und in sich verschlossen bleiben muss, haben die Alten schon die Klage hören lassen: meine lieben Freunde, es gibt keinen Freund! Und doch wird Freundschaft aber als das Süsseste, was das menschliche Leben nur immer enthalten mag, kann nur in der Offenherzigkeit stattfinden und von wohlgearteten Seelen mit der Sehnsucht gewünscht.

Von jener Zurückhaltung, aber als dem Mangel dieser Offenherzigkeit, die man, wie es scheint, in ihrem ganzen Masse der menschlichen Natur nicht zumuten darf (weil jedermann besorgt, wenn er sich völlig entdeckte, von dem andern gering geschätzt zu werden), ist doch der Mangel der Aufrichtigkeit als eine Unwahrhaftigkeit in wirklicher Mitteilung unserer Gedanken noch gar sehr unterschieden. Jene gehört zu den Schranken unserer Natur und *verdirbt* eigentlich noch nicht den Charakter, sondern ist nur ein Übel, welches hindert, alles Gute, was aus demselben möglich wäre, daraus zu ziehen. Diese aber ist eine Korruption der Denkungsart und ein positives Böse. Was der Aufrichtige, aber Zurückhaltende (nicht Offenherzige) sagt, ist zwar alles wahr, nur sagt er nicht die ganze Wahrheit. Dagegen der Unaufrichtige etwas sagt, dass dessen er sich als falsch bewusst ist. Die Aussage von der letzteren Art heisst in der Tugendlehre *Lüge*. Diese mag auch ganz *unschädlich* sein, so ist sie darum doch nicht unschuldig; vielmehr ist sie eine schwere Verletzung der Pflicht gegen sich selbst und

zwar einer solchen, die ganz unerlässlich ist, weil ihre Übertretung die Würde der Menschheit in unserer eigenen Person herabsetzt und die Denkungsart in ihrer Wurzel angreift, denn Betrug macht alles zweifelhaft und verdächtig und benimmt selbst der Tugend alles Vertrauen, wenn man sie nach ihrem Äusseren beurteilen soll.

Sie sehen wohl, dass, wenn Sie einen Arzt zu Rate gezogen haben, Sie auf einen solchen trafen, der, wie man sieht, kein Schmeichler ist, der nicht durch Schmeicheleien hinhält, und wollten Sie einen Vermittler zwischen sich und Ihrem Herzensfreunde, meine Art, das gute Vernehmen herzustellen, der Vorliebe fürs schöne Geschlecht gar nicht gemäss sei, indem ich für den Letzteren spreche und ihm Gründe an die Hand gebe, welche er als Verehrer der Tugend auf seiner Seite hat und die ihn darüber rechtfertigen, dass er in seiner Zuneigung gegen Sie von seiten der Achtung wankend geworden.

Was die erstere Erwartung betrifft, so muss ich zuerst anraten, sich zu prüfen, ob die bitteren Verweise, welche Sie sich wegen einer, übrigens zu keiner Bemäntelung irgendeines begangenen Lasters ersonnenen Lüge machen, Vorwürfe einer blossen Unklugheit oder eine innere Anklage wegen der Unsittlichkeit, die in der Lüge an sich selbst steckt, sein mögen. Ist das erstere, so verweisen sie sich nur die Offenherzigkeit der Entdeckung derselben, also reut es Sie diesmal, Ihre Pflicht getan zu haben (denn das ist es ohne Zweifel, wenn man jemanden vorsätzlich, obgleich in einen ihm unschädlichen Irrtum gesetzt und eine Zeitlang erhalten hat, ihn wiederum daraus ziehen), und warum reut Sie diese Eröffnung? Weil Ihnen dadurch der freilich wichtige Nachteil entsprungen, das Vertrauen ihres Freundes einzubüssen. Diese Reue enthält nun nichts Moralisches in Ihrer Bewegursache, weil nicht das Bewusstsein der Tat, sondern ihrer Folgen die Ursache derselben ist. Ist der Verweis, der Sie kränkt, aber ein solcher, der sich wirklich auf blosser sittlicher Beurteilung Ihres Verhaltens gründet, so wäre das ein schlechter mora-

lischer Arzt, der ihnen riete, weil das Geschehene doch nicht ungeschehen gemacht werden kann, diesen Verweis aus ihrem Gemüte zu vertilgen und sich bloss fortmehr einer pünktlichen Aufrichtigkeit von ganzer Seele zu befleissigen, denn das Gewissen muss durchaus alle Übertretungen aufbehalten wie ein Richter, der die Akten wegen schon abgeurteilter Vergehen nicht kassiert, sondern im Archiv aufbehält, um bei sich ereignender neuer Anklage wegen ähnlicher oder auch anderer Vergehungen das Urteil der Gerechtigkeit gemäss allenfalls zu schärfen. Aber über jener Reue zu brüten und nachdem man schon eine andere Denkungsart eingeschlagen, ist, sich durch die fortdauernden Vorwürfe wegen vormaliger nicht mehr herzustellender für das Leben unnütze zu machen, würde (vorausgesetzt, dass man seiner Besserung versichert ist) eine phantastische Meinung von verdienstlicher Selbstpeinigung sein, die so wie manche vorgebliche Religionsmittel, die in der Gunstbewerbung bei höheren Mächten bestehen sollen, ohne dass man eben nötig habe, ein besserer Mensch zu sein, zur moralischen Zurechnung gar nicht gezählt werden müssen.

Wenn nun eine solche Umwandlung der Denkungsart Ihrem geliebten Freunde offenbar geworden — wie denn Aufrichtigkeit ihre unverkennbare Sprache hat — so wird nur Zeit dazu erfordert, um die Spuren jenes rechtmässigen, selbst auf Tugendbegriffe begründeten Unwillens desselben nach und nach auszulöschen und den Kaltsinn in eine noch fester gegründete Neigung zu verändern. Gelingt aber das letztere nicht, so war die vorige Wärme der Zuneigung desselben auch mehr physisch als moralisch und würde nach der flüchtigen Natur derselben auch ohne das mit der Zeit von selbst geschwunden sein, ein Unglück, dergleichen uns im Leben mancherlei aufstösst, und wobei man sich mit Gelassenheit finden muss, da überhaupt der Wert des letzteren, sofern es in dem besteht, was wir Gutes geniessen können, von Menschen überhaupt viel zu hoch angeschlagen wird, sofern es aber nach dem geschätzt wird, was

wir Gutes tun können der höchsten Achtung und Sorgfalt es zu erhalten und fröhlich zu guten Zwecken zu gebrauchen würdig ist. — Hier finden Sie nun meine liebe Fr., wie es in Predigten gehalten zu werden pflegt, Lehre, Strafe und Trost, bei deren ersterer ich etwas länger als bei letzterem ich sie zu verweilen bitte, weil, wenn jene ihre Wirkung getan haben, der letztere und verlorene Zufriedenheit des Lebens sich sicherlich von selber finden wird.

An Heinrich Christian Reichsgraf von Keyserling

8. *Mai* 1792.

Hochgeborner Reichsgraf
Hochzuverehrender Herr!

Die Ursache, wodurch die Ausrichtung des mir gewordenen Auftrages verspätet worden, werden Ew. Hochgebornen aus der Einlage zu ersehen und meiner Schuld nicht beizumessen geruhen, die auch in einem Falle, da es um die Beförderung einer grossmütigen wohlwollenden Absicht zu tun ist, unverzeihlich sein würde.

Meine Erkundigung nach dem Fleisse und den Sitten des Hrn. *Schmidt*, während seines Aufenthalts auf unserer Universität ist zu seinem Vorteile ausgefallen, welches mich auch bewogen hat, ihn in die Kondition des Hrn. Baron v. Lingk zu empfehlen. Mein eigenes Zeugnis wegen seines in meinen Vorlesungen angewandten Fleisses hat darum nicht zu denen der anderen Professoren hinzukommen können, weil ich, ausser den Lehrstunden, nicht leicht Gelegenheit habe, meine Zuhörer, mithin nicht persönlich, nach ihrem Talent und Fleisse kennen zu lernen. — Hrn. Schmidts angeschlossener Brief war, allem Ansehen nach, nicht in der Meinung geschrieben, dass er Ew. Hochgeb. vor Augen kommen sollte. Desto besser und unverstellter wird er seine Gedanken und Absichten in gegenwärtiger Situation zu erkennen geben.

Ich habe nichts weiter hinzuzusetzen, als den Wunsch, dass der Himmel Ew. Hochgeb., sowie die edle wohltätige Gesinnung, samt den Mitteln der Befriedigung derselben, fernerhin erhalten, also auch die Zufriedenheit, aus dem Gelingen dieser grossmütigen Absichten, in reichem Masse wolle geniessen lassen.

Mit der grössten Verehrung bin ich jederzeit

Ew. Hochgeboren

untertäniger Diener

Königsberg, d. 8. *Mai* 1792. *I. Kant.*

Von Jacob Sigismund Beck

Halle, d. 31. *Mai* 1792.

Teuerster Herr Professor!

Heute habe ich das Vergnügen gehabt, Herrn Hartknoch persönlich kennen zu lernen. Er sagt, Sie erlauben es mir, in die Vorrede des Auszugs aus Ihren kritischen Schriften zu setzen, dass er mit Ihrem Wissen geschrieben sei. Das ist nun wohl sehr gut, aber ich bin dadurch noch nicht ganz beruhigt. Ich trete zum erstenmal ins Publikum und muss, wenn ich auch nur auf meinen Vorteil bedacht sein will, alle Vorsicht und Fleiss anwenden, um mit einigem Anstand zu erscheinen. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen das Manuskript zu schicken und darf ich Sie bitten, entweder selbst es durchzulaufen oder, da ich dieses wohl nicht erwarten kann, wollen Sie den Herrn Hofprediger Schultz in meinem Namen darum ersuchen? Er kennt mich sehr wohl und würde vielleicht auch aus Freundschaft für mich, und wenigstens, wenn Sie insbesondere ihn darum bitten, es wohl tun.

Ich wünsche gar sehr, zu wissen, ob ich in folgendem Ihre Gedanken treffe. Ich meine, dass man in der transzendentalen Ästhetik die Anschauung gar nicht erklären dürfe, durch die Vorstellung, die sich unmittelbar auf einen Gegenstand bezieht, und die da entsteht, indem der Gegenstand das Gemüt affiziert. Denn in der transzendentalen Logik kann erst gezeigt werden, wie wir zu objektiven Vorstellungen gelan-

gen. Die reine Anschauung verbietet jene Erklärung schon von selbst. Ich sehe doch in Wahrheit nicht, dass ich irre, wenn ich sage: die Anschauung ist eine durchgängig bestimmte Vorstellung in Ansehung eines gegebenen Mannigfaltigen. Auch wird es mir so recht deutlich, dass die Mathematik eine Wissenschaft durch Konstruktion der Begriffe sei. Denn auch die Algebra kann nicht anders, als vermittelst durchgängig bestimmter Vorstellungen ihre Sätze beweisen. Auch muss man meiner Meinung nach gar sehr bedacht sein, das Subjektive der Sinnlichkeit von dem Objektiven zu scheiden, um nachher desto besser das eigene Geschäft der Kategorien, welche die Objektivität den Vorstellungen geben, ins Auge zu fassen.

Zweitens ist es mir sehr begreiflich, dass die Gegenstände der Sinnenwelt den Grundsätzen der transzendentalen Urteilskraft unterworfen sein müssen. Um dieses im hellen Lichte zu sehen, so subsumiere man die empirische Anschauung unter die Schemate der Kategorien, so sieht man sofort, dass sie nur dadurch Objektivität erhält, da dann die Frage, wie es zugeht, dass die Gegenstände sich nach jenen synthetischen Sätzen a priori richten müssen, aufhört. Sie sind ja nur darum Gegenstände, sofern ihre Anschauung der synthetischen Verknüpfung des Schema unterworfen gedacht wird. Z. B. sehe ich die Gültigkeit der Analogie, dass allen Erscheinungen was Beharrliches zum Grunde liege, daher ein, weil, wenn ich das Schema der Substantialität auf die empirische Anschauung beziehe, diese eben hiedurch Objektivität erhalte, mithin muss der Gegenstand selbst dieser synthetischen Verknüpfung der Substanz und Akzidens unterworfen sein. Aber wenn ich bis zu dem Prinzip der ganzen Sache hinaufsteige, dann treffe ich doch eine Stelle an, wo ich sehr gern mir mehr Licht wünsche. Ich sage, die Verbindung der Vorstellungen im Begriff ist von derjenigen im Urteil verschieden, so dass in der letzten noch über jene Verknüpfung die *Handlung* der objektiven Beziehung vorgehe, also die nämliche Handlung, durch welche man einen Gegenstand denkt. In der Tat ist es doch ganz was Verschiedenes, wenn ich

sage, der schwarze Mensch, oder der Mensch *ist* schwarz* und ich meine, dass man sich nicht fehlerhaft ausdrücke, wenn man sagt, die Vorstellungen im Begriff sind zur subjektiven Einheit, dagegen im Urteil zur objektiven Einheit des Bewusstseins verbunden. Aber ich gebe viel darum, wenn ich tiefer in die Sache greifen könnte und eben diese *Handlung der objektiven Beziehung* dem Bewusstsein besser darstellen könnte. In meinem letzten Briefe berührte ich diesen Punkt als eine mir vorkommende Dunkelheit und bester Hr. Professor, aus Ihrem Schweigen darauf argwöhnte ich, dass ich Unsinn darin verraten haben dürfte. Aber ich mag die Sache um und um ansehen, so sehe ich nicht, dass ich gerade was Ungereimtes getan, wenn ich Belehrung darüber mir ausgebeten und Sie noch darum ganz inständigst ersuche.

Drittens ist mir das Verfahren der Kritik der praktischen Vernunft ausserordentlich einleuchtend und vortrefflich. Sie hebt von objektiv praktischen Prinzipien an, welche die reine Vernunft ganz unabhängig von aller Materie des Willens für verbindend anerkennen muss. Dieser anfänglich problematische Begriff erhält unwiderlegbare objektive Realität durch das Faktum des Sittengesetzes. Aber ich gestehe, dass so einleuchtend, wie der Übergang der synthetischen Grundsätze der transzendentalen Urteilskraft zu Gegenständen der Sinnenwelt, die ihnen unterworfen sind, vermittelst der Schemate mir vorkömmt, mir der des Sittengesetzes vermittelst des Typus desselben nicht erscheint und ich würde wie von einer Last befreit sein, wenn Sie freundschaftlich die Nichtigkeit folgender Frage mir zeigen wollten. Ich frage nämlich, kann man sich nicht denken, dass das Sittengesetz etwas geböte, das seinem Typus zuwider wäre, mit andern Worten: kann es nicht Handlungen geben, bei denen eine Naturordnung nicht bestehen kann und

* *Kant hat hierzu auf derselben Seite unten bemerkt*: „Der Ausdruck: der schwarze Mensch bedeutet den Menschen, sofern der Begriff von ihm in Ansehung der Schwärze bestimmt gegeben ist; aber der: der Mensch ist schwarz, bedeutet die Handlung meines Bestimmens."

die doch das Sittengesetz vorschreibt? Es ist ein bloss problematischer Gedanke, aber ihm liegt doch das Wahre zum Grunde, dass die strenge Notwendigkeit des kategorischen Imperativs keineswegs von der Möglichkeit des Bestehens einer Naturordnung herzuleiten ist; aber darin werde ich irren, wenn ich die Übereinstimmung beider für zufällig erkläre.

Und nun, lieber teurer Lehrer, werden Sie mir doch nicht abgeneigt wegen meines vielleicht ungestümen Anhaltens mit meinen Briefen. Ich liebe und verehre Sie unaussprechlich und bin mit Herz und Seele der

Ihrige

Beck.

An F. Th. de la Garde

12. *Juni* 1792.

Ew. Hochedelgeboren habe ich den 10. Juni das korrigierte Exemplar der Kritik der Urteilskraft in einem Pack, sign. D. L. G., mit der fahrenden Post zugeschickt. — Die Korrektur fängt vom Buchstaben A, mit Ausschliessung der Vorrede und der Einleitung an, und es ist, ausser der Note (*) S. 462, von mir nichts zum Text hinzugetan worden, weil ich es nicht nötig fand. — Die Korrektur der Vorrede und Einleitung werde, wenn sich darin Errata finden oder Einschiebsel nötig wären, in kurzem nachschicken, weshalb ich bitte, den Druck mit dem Bogen A anzufangen.

Beiliegenden Brief bitte an Hrn. D. Biester gütigst abgeben zu lassen und versichert zu sein, dass ich jederzeit mit vollkommener Hochachtung sei

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 12. *Juni* 1792. *I. Kant.*

N. S. Darf ich bitten, beikommenden Brief an Hrn. Kand. *Nitsch* gütigst zu bestellen?

Von Christian Garve

Breslau, d. 18. *Juni* 1792.

Teuerster Mann!

Da der Sohn eines ehemaligen würdigen Arztes unserer Stadt und Neffe eines Rats ihres Königsbergischen obersten Justizkollegiums, Herr Krutge, selbst ein Jüngling von den besten Anlagen und einem liebenswürdigen Charakter, Ihre Universität bezieht und wünscht, durch einen Brief, den er von einem Bekannten an Sie mitbringt, einen nähern Zutritt zu Ihnen zu bekommen: so habe ich ihm diese kleine Gefälligkeit um destoweniger abschlagen wollen, da ich selbst mit Vergnügen eine sich darbietende Gelegenheit ergreife, Sie von meiner Hochachtung zu versichern. Ich kenne Sie genugsam aus Ihren Schriften und selbst aus dem einzigen Briefe, den ich vor einigen Jahren von Ihnen erhalten habe, um überzeugt zu sein, dass Sie jungen lehrbegierigen Leuten, die durch ihre gute Aufführung sich Ihrer Freundschaft würdig machen, sich gerne mitteilen und was Sie können, zu deren Ausbildung beitragen. Für den jungen Mann, den ich Ihnen empfehle, kann ich stehen, dass er gesittet und fleissig ist und sich so, auch als akademischer Bürger, zeigen wird. Erzeigen Sie ihm also auch um meinetwillen alle die Gefälligkeiten, deren er in dem Laufe seiner Studien benötigt sein könnte; erlauben Sie ihm insbesondere den Zutritt zu Ihrem Umgange, wenn Sie ihn nach genauerer Prüfung fähig finden, davon einen nützlichen Gebrauch zu machen.

Von wissenschaftlichen Gegenständen erlaubt mir die Kürze der Zeit und des Raums nicht zu reden. Sie sind auch *mein* Lehrer in vielen Punkten, sowie der Lehrer von Deutschland. Da Sie keine nachsprechenden Schüler verlangen, so werden Sie meinen Dank, den ich Ihnen hier von neuem für Ihren philosophischen Unterricht sage, nicht weniger wahr und aufrichtig finden, wenn ich hinzusetze, dass ich nicht über alle von Ihnen behandelten Materien mit Ihnen gleichförmig denke. Es ist die grösste Belohnung des Selbstdenkers, wenn er die Denkkräfte anderer in Tätigkeit

setzt. Wenige Schriftsteller haben diesen Endzweck durch ihre Werke in einem so hohen Grade erreicht, wenige noch bei ihrem Leben eine so ausgebreitete Wirkung davon gesehen als Sie. Aber eben mit dieser Erweckung des eigenen Nachdenkens bei den Lesern ist eine solche Gelehrigkeit derselben, welche in alle Sätze und Formen des Schriftstellers einstimmt, unverträglich. — Wie sehr wünschte ich, dass unsere Wohnplätze weniger voneinander entfernt wären. Wie sehr wünschte ich auch als Mensch Ihnen bekannt zu sein und alle Schätze ihres Geistes in vertraulichem Umgange zu geniessen. Da die Vorsicht unsre Laufbahnen anders gezeichnet hat, so wollen wir, zufrieden mit derjenigen unsichtbaren Verbindung, die zwischen wahrheitliebenden Denkern an den entferntesten Orten vorhanden ist, uns, ohne uns gesehen zu haben, lieben und uns einander mitteilen, soweit es unsre örtliche Entfernung erlaubt. Ich bin von Herzen Ihr Verehrer und Freund

Garve.

Von Johann Erich Biester

18. *Juni* 1792.

Ich habe es nie recht begreifen können, warum Sie, mein verehrter Freund, durchaus auf die hiesige Zensur drangen. Aber ich gehorchte Ihrem Verlangen und schickte das Manuskript an Hrn. Hillmer. Dieser antwortete mir dann zu meinem nicht geringen Erstaunen: „da es ganz in der bibl. Theologie einschlage, habe er es seiner Instruktion gemäss mit seinem Kollegen, Hrn. Hermes, gemeinschaftlich durchgelesen, und da dieser sein Imprimatur *verweigere*, trete er diesem bei.“ Ich schrieb nun an Hrn. Hermes und erhielt zur Antwort: „Das Rel.edikt sei hierin seine Richtschnur, weiter könne er sich nicht darüber erklären.“

Es muss wohl jeden empören, dass ein Hillmer und Hermes sich anmassen wollen, der Welt vorzuschreiben, ob sie einen Kant lesen soll oder nicht. — Es ist

dies erst soeben passiert; ich weiss nun durchaus noch nicht, was weiter zu tun ist. Aber ich glaube es mir und den Wissenschaften in unserm Staate schuldig zu sein, etwas dagegen zu tun.

Leben Sie recht wohl, wenn ein solcher Verfall unserer Literatur anders Ihnen keine unangenehme Stunde macht!

Berlin, 18. *Juni* 1792. *Biester.*

An Fürst von Beloselsky

(Entwurf.)

Sommer 1792.

Das schätzbare Geschenk, welches Ew. Erlaucht mir im vergangenen Sommer mit Ihrer vortrefflichen Dianiologie usw. zu machen geruhten, ist mir richtig zu Händen gekommen, von welchem ich zwei Exemplare an Männer, die den Wert desselben zu schätzen imstande sind, ausgeteilt habe. Meinen schuldigen Dank dafür abzustatten, habe die darüber verflossene Zeit hindurch keineswegs vergessen, wohl aber überhäufter Hinderungen wegen immer aufschieben müssen, um dabei auch zugleich etwas von der Belehrung zu sagen, die ich daraus gezogen habe, wovon ich aber auch jetzt nur einige Hauptzüge anführen kann.

Ich bin seit einigen Jahren damit beschäftigt, die Grenze des menschlichen spekulativen Wissens überhaupt auf das blosse Feld aller Gegenstände der Sinne einzuschränken, da alsdann die spekulative Vernunft, wenn sie sich über diese Sphäre hinauswagt in jene, in Ihrem Tableau bezeichneten espaces imaginaires fällt, wo für sie nicht Grund, nicht Ufer, d. i. schlechterdings kein Erkenntnis, möglich ist. — Es war aber Ew. Erlaucht aufbehalten, jene metaphysische Grenzbestimmung der menschlichen Erkenntnisvermögen, womit ich mich seit einigen Jahren beschäftigt habe, der menschlichen Vernunft in ihrer reinen Spekulation auch auf einer anderen, nämlich anthropologischen Seite zu bewerkstelligen, welche die für jedes Individuum die Grenzen der ihm angemessenen Sphäre

zu unterscheiden lehrt und zwar vermittelst eines Demarculum, welche sich auf sicheren Prinzipien gründet und ebenso neu und scharfsinnig, als schön und einleuchtend ist.

Es ist eine herrliche, nie gehörig eingesehene, noch weniger aber so gut ausgeführte Bemerkung, dass einem jeden Individuum für seinen Verstandesgebrauch die Natur eine eigentümliche Sphäre bestimmt habe, in der er sich erweitern kann, dass es deren vier gebe und niemand die seinige überschreiten könne, ohne in die Intervalle zu fallen, welche insgesamt den benachbarten Sphären sehr angemessen benannt sind (wenn man die Sphäre, welche der Mensch mit den Tieren gemein hat, nämlich die des Instinkts, beiseite setzt). Wenn es mir erlaubt ist, unter dem Allgemeinen Gattung des Verstandes (l'intelligence universelle) den Verstand in besonderer Bedeutung (l'entendement) die Urteilskraft und die Vernunft, alsdann aber die Verbindung dieser drei Vermögen mit der Einbildungskraft, welche das Genie ausmacht [*bricht ab*].

Zuerst die Einteilung des Vorstellungsvermögens, in die der blossen Auffassung der Vorstellungen apprehensio bruta ohne Bewusstsein, ist lediglich für das Vieh und die Sphäre der Apperzeption, d. i. der Begriffe, die letztere nicht die Sphäre des Verstandes überhaupt. Diese ist die Sphäre 1. der Intelligenz des Verstehens, d. i. des Vorstellens durch allgemeine Begriffe in abstracto, 2. des Beurteilens der Vorstellung des Besonderen als unter dem Allgemeinen, enthalten subsumtis unter Regeln allgemein in concreto der Urteilskraft. 3. des Einsehens perspicere der Ableitung des Besonderen aus dem Allgemeinen, d. i. die Sphäre der Vernunft — über diese die Sphäre der Nachahmung, es sei der Natur selbst nach ähnlichen Gesetzen apprentissage oder der originalität transcendance der Ideale. Diese ist entweder die der transzendenten Imagination, d. i. der Ideale der *Einbildungs*kraft, Genie, Geist, Esprit, welche, wenn die Formen der Einbildung der Natur widersprechen, die Sphäre der Hirngespenster monstren Phantasterei oder der transzendenten Vernunft, d. i. der Ideale der Vernunft,

welche, wenn sie auf blosse Erweiterung der Spekulation über das, was gar nicht Gegenstand der Sinne sein, mithin nicht zur Natur gehören kann, lauter leere Begriffe sein. Die Sphäre der Schwärmerei qui cum ratione insaniunt und den Verstand dahin zurückbringen, wo die betise war, nämlich nichts von seiner Idee zu verstehen.

Folgendes ist die Belehrung, die ich für mich aus dieser vortrefflichen Zeichnung ziehe. Verstand (l'entendement) in allgemeiner Bedeutung das, was man sonst das obere Erkenntnisvermögen benennt, dem die sensualité entgegengesetzt ist. Er ist überhaupt das Vermögen zu denken, da die letzte ist das Vermögen der gedankenlosen anzusehen oder zu empfinden ist. Die Sphäre der letzteren haben Sie sehr wohl (wenn der Verstand darin fällt) die Sphäre der betise genannt. Unter jener ist der Verstand in besonderer Bedeutung die Urteilskraft und die Vernunft enthalten. Der erste ist, das Vermögen zu verstehen (intelligence), die zweite das Vermögen zu beurteilen (iugement), die dritte einzusehen (perspicacité) der Vernunft durch Vernachlässigung kann der Mensch bisweilen aus der Sphäre des Verstandes in das Leere der betise zurückfallen oder durch Überspannung in die der leeren Vernünftelei espace imaginaire. Daher Ihre Einteilung in fünf Sphären, wo denn für den Verstand (l'entendement) eigentlich nur drei übrig bleiben. Mit Recht haben Sie Verstand (l'intelligence) und Urteilskraft, ob sie zwar ganz verschiedene Vermögen sind, in eine Sphäre zusammengezogen, weil die Urteilskraft nichts weiter ist als das Vermögen, seinen Verstand in concreto zu beweisen und die Urteilskraft nicht neue Erkenntnisse schafft, sondern nur wie die vorhandenen anzuwenden sind, unterscheidet. Der Titel ist bon sens, der in der Tat hauptsächlich auf die Urteilskraft ankömmt. Man könnte sagen, durch Verstand sind wir imstande, zu erlernen (d. i. Regeln zu fassen), durch Urteilskraft vom Erlernten Gebrauch zu machen (Regeln in concreto anzuwenden), durch Vernunft zu erfinden, Prinzipien für mannigfaltige Regeln auszudenken. Daher, wenn beide erstere Ver-

mögen unter dem Titel bon sens (eigentlich intelligence und jugement zusammen vereinigt) die erste eigentliche Sphäre des Verstandes ausmachen, so ist die Sphäre der Vernunft, etwas einzusehen, mit Recht die zweite. Alsdann aber ist die Sphäre zu erfinden (de transcendance), die dritte. Die vierte gehört zur Verbindung der Sinnlichkeit mit dem oberen Vermögen, d. i. der Erfindung dessen, was zur Regel dient, ohne Leitung der Regeln vermittelst der Imagination, d. i. die Sphäre des Genie, welche wirklich nicht zum blossen Verstande gezählt werden kann.

[*Am Rande:*] Die Sphäre der Perspicacite ist die der systematischen Einsicht des Zusammenhanges der Vernunft der Begriffe in einem System. Die des Genie, die der Verbindung der ersten, mit der Originalität der Sinnlichkeit.

An Jacob Sigismund Beck.

3. *Juli* 1792.

Es ist, hochgeschätzter Freund, ganz gewiss nicht Geringschätzung Ihrer mir vorgelegten Fragen gewesen, was mich gehindert hat, Ihren letzten Brief zu beantworten, sondern es waren andere Arbeiten, auf die ich mich damals eingelassen hatte, und mein Alter, welches mir es jetzt notwendig macht, mein Nachdenken über eine Materie, mit der ich mich beschäftige, durch nichts Fremdartiges zu unterbrechen, indem ich sonst den Faden, den ich verlassen hatte, nicht wohl wieder auffinden kann. — Der Unterschied zwischen der Verbindung der Vorstellungen in einem Begriff und *der* in einem Urteil, z. B. der schwarze Mensch und der Mensch *ist* schwarz (mit andern Worten: der Mensch, *der* schwarz ist und der Mensch *ist* schwarz), liegt meiner Meinung nach darin, dass er im ersteren ein Begriff als *bestimmt*, im zweiten die Handlung meines *Bestimmens* dieses Begriffs gedacht wird. Daher haben Sie ganz recht, zu sagen, dass in dem *zusammengesetzten* Begriff die Einheit des Bewusstseins, als *subjektiv* gegeben, in der *Zusammen-*

setzung der Begriffe aber die Einheit des Bewusstseins, als *objektiv* gemacht, d. i. im ersteren der Mensch bloss als schwarz *gedacht* (problematisch vorgestellt), im zweiten als ein solcher *erkannt* werden solle. Daher die Frage, ob ich sagen kann: der schwarze Mensch (der schwarz ist zu einer Zeit) ist weiss (d. i., er ist weiss, ausgebleicht, zu einer anderen Zeit), ohne mir zu widersprechen? Ich antworte nein, weil ich in diesem Urteile den Begriff des Schwarzen in den Begriff des Nichtschwarzen mit herüberbringe, indem das Subjekt durch den ersteren als bestimmt gedacht wird, mithin, da es beides zugleich sein würde, sich unvermeidlich widerspräche. Dagegen werde ich von eben demselben Menschen sagen können, *er ist schwarz* und auch *eben dieser Mensch ist nicht schwarz* (nämlich zu einer anderen Zeit, wenn er ausgebleicht ist), weil in beiden Urteilen nur die *Handlung* des *Bestimmens*, welches hier von Erfahrungsbedingungen und der Zeit abhängt, angezeigt wird. In meiner Kritik der reinen Vernunft werden Sie da, wo vom Satz des Widerspruchs geredet wird, hiervon auch etwas antreffen.

Was Sie von Ihrer Definition der Anschauung, sie sei eine durchgängig *bestimmte* Vorstellung, in Ansehung eines gegebenen Mannigfaltigen, sagen, dagegen hätte ich nichts weiter zu erinnern, als dass die durchgängige Bestimmung hier objektiv und nicht als im Subjekt befindlich verstanden werden müsse (weil wir alle Bestimmungen des Gegenstandes einer empirischen Anschauung unmöglich kennen können), da dann die Definition doch nicht mehr sagen würde, als sie ist die Vorstellung des einzeln Gegebenen. Da uns nun kein Zusammengesetztes *als ein solches* gegeben werden kann, sondern wir die *Zusammensetzung* des mannigfaltig Gegebenen immer selbst *machen* müssen, gleichwohl aber die Zusammensetzung als dem Objekte gemäss nicht willkürlich sein kann, mithin wenngleich nicht das Zusammengesetzte doch die Form, nach der das mannigfaltig Gegebene allein zusammengesetzt werden kann, a priori gegeben sein muss, so ist diese das bloss Subjektive (Sinn-

liche) der Anschauung, welches zwar a priori, aber nicht *gedacht* (denn nur die *Zusammensetzung* als Handlung ist ein Produkt des Denkens), sondern in uns *gegeben* sein muss (Raum und Zeit), mithin eine *einzelne* Vorstellung und nicht Begriff (repraesentatio communis) sein muss. — Mir scheint es ratsam, sich nicht lange bei der allersubtilsten Zergliederung der Elementarvorstellungen aufzuhalten, weil der Fortgang der Abhandlung durch ihren Gebrauch sie hinreichend aufklärt.

Was die Frage betrifft: Kann es nicht Handlungen geben, bei denen eine Naturordnung nicht bestehen kann und die doch das Sittengesetz vorschreibt, so antworte ich, allerdings! Nämlich eine *bestimmte Naturordnung*, z. B. die der gegenwärtigen Welt, z. B. ein Hofmann muss es als Pflicht erkennen, jederzeit wahrhaft zu sein, ob er gleich alsdann nicht lange Hofmann bleiben wird. Aber es ist in jenem Typus nur die Form *einer Naturordnung überhaupt*, d. i. der Zusammenhang der Handlungen als Begebenheiten nach *sittlichen Gesetzen* gleich als *Naturgesetzen* bloss *ihrer Allgemeinheit* nach; denn dieses geht die besonderen Gesetze irgendeiner Natur gar nichts an.

Doch ich muss schliessen. — Die Übersendung Ihres Manuskripts wird mir angenehm sein. Ich werde es für mich und auch in Gemeinschaft mit H. Hofpr. Schultz durchgehen. — Hrn. Prof. Jacob bitte ich für die Übersendung, imgleichen die mir erzeigte Ehre seiner *Zuschrift* gar sehr zu danken; imgleichen dem Hrn. Mag. Hoffbauer, der mir seine Analytik zugeschickt hat, dafür zu danken und beiden zu sagen, ich würde nächstens ihre Briefe zu beantworten die Ehre haben. — Leben Sie übrigens recht glücklich — und ich verbleibe

Der Ihrige

Königsberg, d. 3. *Juli* 1792. *I. Kant.*

An Johann Erich Biester.

Königsberg, d. 30. *Juli* 1792.

Ihre Bemühungen, geehrtester Freund, die Zulassung meines letzten Stücks in der Berliner Monatsschrift durchzusetzen, haben allem Vermuten nach die baldige Zurückschickung derselben an mich, worum ich gebeten hatte, gehindert. — Jetzt wiederhole ich diese Bitte; weil ich einen anderen Gebrauch, und zwar bald, davon zu machen gesinnt bin, welches um desto nötiger ist, da die vorhergehende Abhandlung, ohne die nachfolgenden Stücke, eine befremdliche Figur in Ihrer Monatsschrift machen muss, der Urteilsspruch aber Ihrer drei Glaubensrichter unwiderruflich zu sein scheint. — Es ist also mein dringendes Gesuch, mein Manuskript mir, auf meine Kosten, sobald als möglich, mit der fahrenden Post wieder zuzusenden, weil ich von verschiedenen, unter den Text eigenhändig geschriebenen Anmerkungen keine Abschrift aufbehalten habe, sie aber auch nicht gern missen wollte. Den Grund, warum ich auf die Berliner Zensur drang, werden Sie sich aus meinem damaligen Briefe leicht erinnerlich machen. So lange nämlich die Abhandlungen in Ihrer Monatsschrift, sowie bis jetzt, sich in den engen Schranken halten, nichts, was der Privatmeinung Ihrer Zensoren in Glaubenssachen einigermassen zuwider zu sein scheinen könnte, einfliessen zu lassen, macht es keinen Unterschied, ob sie innerhalb der königlichen Landen oder auswärts gedruckt würden. Da ich aber in Ansehung meiner Abhandlung des letzteren wegen etwas besorgt sein musste, so war die natürliche Folge, dass, wenn sie dennoch, wider Ihre Einstimmung, in der Monatsschrift erschienen wäre, diese Zensoren darüber Klage erheben, den Umschweif, den sie nimmt, fernerhin verhindern und meine Abhandlung, die sie alsdann ohne Zweifel weidlich anzuschwärzen nicht ermangeln würden, zur Rechtfertigung ihres Gesuchs (um Verbot dieses Umschweifs) anführen möchten, welches mir Unannehmlichkeiten zuziehen würde. Ich werde dem ungeachtet nicht unterlassen, anstatt

dieser Abhandlung Ihnen, wenn Sie es verlangen, eine andere, bloss moralische, nämlich über Herrn Garve in seinen Versuchen I. Teil, neuerdings geäusserte Meinung von meinem Moralprinzip, bald zuzuschicken und bin übrigens mit unwandelbarer Hochschätzung und Freundschaft der Ihrige

Kant.

Berichtigung

31. *Juli* 1792.

Der Verfasser des *Versuchs einer Kritik aller Offenbarung* ist der im vorigen Jahre auf kurze Zeit nach Königsberg herübergekommene, aus der Lausitz gebürtige, jetzt als Hauslehrer bei dem Hrn. Grafen *v. Krockow* in *Krockow* in Westpreussen stehende Kandidat der Theologie Hr. *Fichte*, wie man aus dem in Königsberg herausgekommenen diesjährigen Ostermesskatalog des Hrn. Hartung, seines Verlegers, sich durch seine Augen überzeugen kann. Überdem habe ich weder schriftlich noch mündlich auch nur den mindesten Anteil an dieser Arbeit des geschickten Mannes, wie das Intell. Bl. der A. L. Z. Nr. 82 darauf anspielt und halte es daher für Pflicht, die Ehre derselben dem, welchem sie gebührt, hiemit ungeschmälert zu lassen.

Königsberg, d. 31. *Juli* 1792. *I. Kant.*

Von Johann Gottlieb Fichte

6. *Aug.* 1792.

Wohlgeborner Herr
Höchstzuverehrender Herr Professor!

Durch einen Umweg, weil ich selbst die Literaturzeitung sehr spät erhalte, bekomme ich eine unbestimmte Nachricht, dass in dem Intelligenzblatte derselben meine Schrift für eine Arbeit von Euer Wohlgeboren ausgegeben worden und dass dieselben sich genötigt gesehen, dagegen zu protestieren. In welchem Sinne es möglich war, so etwas zu sagen, sehe ich

nicht ein, und kann es um so weniger einsehen, da ich die Sache nur unbestimmt weiss. — So schmeichelhaft ein solches Missverständnis an sich für mich sein müsste, so erschreckt es mich doch sehr, wenn ich es mir als möglich denke, dass Euer Wohlgeboren oder ein Teil des Publikums glauben könnten, ich selbst habe durch eine Indiskretion diejenige Art der Hochachtung, die Ihnen jedermann um desto mehr schuldig ist, da sie fast die einzige bleibt, die wir Ihnen erweisen dürfen, verletzt, und dadurch auch nur die entfernteste Veranlassung zu diesem Vorfalle gegeben.

Ich habe sorgfältig alles zu vermeiden gesucht, was dieselben die eigentlich *wohltätige* Verwendung — ich weiss das und anerkenne es — um meinen ersten schriftstellerischen Versuch bereuen machen könnte. Ich habe *nie gegen irgend jemand* etwas gesagt, das Ihrer Äusserung, dass Sie nur einen kleinen Teil meines Aufsatzes gelesen und aus diesem auf das übrige nur geschlossen, widerspräche; ich habe vielmehr eben das mehrmals gesagt. Ich habe in der Vorrede den kaum merklichen Wink, dass ich so glücklich gewesen bin, wenigstens zum Teil gütig von Ihnen beurteilt zu werden, vertilgt. (Ich wünschte jetzt, leider zu spät, die ganze Vorrede zurückbehalten zu haben.)

Dies ist die Versicherung, die ich Euer Wohlgeboren, nicht aus Furcht, dass Sie ohne gegebne Veranlassung mich für indiskret halten würden, sondern um denselben meine Teilnahme an dem unangenehmen Vorfalle, die sich auf die reinste Verehrung gegen Sie gründet, zu erkennen zu geben, machen wollte. Sollte, wie ich vor völliger Kunde der Sachen nicht beurteilen kann, und worüber ich mir Euer Wohlgeboren gütigen Rat erbitte, noch eine öffentliche Erklärung von meiner Seite nötig sein, so werde ich sie ohne Anstand geben.

Werden Euer Wohlgeboren der Frau Gräfin von Krockow, in deren Hause ich so glückliche Tage verlebe, welche mir aufträgt, Ihnen ihre Hochachtung zu versichern, und welche selbst die aller Welt verdient, eine kleine Neugier für gut halten? Sie findet ohnlängst im bischöflichen Garten zu Oliva an der

Statue der Gerechtigkeit Ihren Namen angeschrieben und wünscht zu wissen, ob Sie selbst dagewesen sind. Ohngeachtet ich ihr nun vorläufig zugesichert habe, dass aus dem angeschriebnen Namen sich gar nichts schliessen lasse, weil Sie es sicher nicht gewesen, der ihn hingeschrieben, so hat sie sich doch schon zu sehr mit dem Gedanken familiarisiert, an einem Orte gewesen zu sein, wo auch Sie einst waren, und besteht auf ihrem Verlangen, Sie zu fragen. Ich finde aber, dass dieser Neugier noch etwas anders zum Grunde liegt. „Sind Sie in Oliva schon einmal gewesen, denkt sie, so könnten Sie wohl einst in Ihren Ferien wieder dahin und von da aus wohl auch nach Krockow kommen" — und es gehört unter ihre Lieblingswünsche, Sie einmal bei sich zu sehen und Ihnen ein paar vergnügte Tage oder auch Wochen zu machen; und ich glaube selbst, dass sie den zweiten Teil ihres Wunsches sicher erreichen würde, wenn Sie den ersten erreichen könnte.

Ich bin mit warmer Verehrung
Euer Wohlgeboren
gehorsamster Diener
Krockow, d. 6. Aug. 1792. *J. G. Fichte.*

An Wilhelm Gottlieb Tafinger

(Fragment eines Entwurfs.)

Mitte Aug. 1792.

— — trauen fordert allerdings meinerseits alle Bereitwilligkeit auf — — zu leisten; nur von der Zeit, wie bald dieses geschehen — — mir so viel einräumen, als ich meinen andern — — n; denn was mir in meinem fünfzigsten Jahr leicht war: — — kurze Zeit abzureisen und doch nachher wieder — — Schwierigkeit tun lassen. Auch werden Ew. Wohlgeb. — — Briefes d. 1. Juni und den des zweiten d. 26. Juli — — oft die Zeit nach deren Verlauf Sie die Hoffnung gar irgendeine Antwort — — für eine Korrespondenz von eben — — estens habe es bei meinem bisherigen Briefwechsel meine — — — Was nun aber die an mich ergangene Anfrage — — en beantworten.

An die theologische Fakultät in Königsberg

(Entwurf.)

Ende Aug. 1792.

Ich habe die Ehre, Ew. Hochehrwürden drei philosophische Abhandlungen, die mit der in der Berl. Monatsschrift ein Ganzes ausmachen sollen, nicht sowohl zur Zensur, als vielmehr zur Beurteilung, ob die theologische Fakultät sich die Zensur derselben anmasse, zu überreichen, damit die philosophische ihr Recht über dieselbe, gemäss dem Titel, den diese Schrift führt, unbedenklich ausüben könne. — Denn da die reine philosophische Theologie hier auch in Beziehung auf die biblische vorgestellt wird, wie weit sie nach ihren eigenen Versuchen der Schriftauslegung sich ihr anzunähern getraut und wo dagegen die Vernunft nicht hinreicht oder auch mit der angenommenen Auslegung der Kirche nicht folgen kann, so ist dieses eine unstreitige Befugnis derselben, bei der sie sich in ihren Grenzen hält und in die biblische Theologie keinen Eingriff tut, ebensowenig als man es der letzteren zum Vorwurfe des Eingriffs in die Rechtsame einer anderen Wissenschaft macht, dass sie zu ihrer Bestätigung oder Erläuterung sich so vieler philosophischen Ideen bedient, als sie zu ihrer Absicht tauglich glaubt. — Selbst da, wo die philosophische Theologie der biblischen entgegengesetzte Grundsätze anzunehmen scheint, z. B. in Ansehung der Lehre von den Wundern, gesteht und beweist sie, dass diese Grundsätze von ihr nicht als objektive, sondern nur als subjektive geltend, d. i. als Maximen verstanden werden müssen, wenn wir bloss unsere (menschliche) Vernunft in theologischen Beurteilungen zu Rate ziehen wollen, wodurch die Wunder selbst nicht in Abrede gezogen, sondern dem biblischen Theologen, sofern er bloss als ein solcher urteilen will und alle Vereinigung mit der Philosophie verschmäht, ungehindert überlassen werden.

Da nun seit einiger Zeit das Interesse der biblischen Theologen als solcher zum Staatsinteresse geworden, gleichwohl aber auch das Interesse der Wissenschaf-

ten ebensowohl zum Staatsinteresse gehört, welches eben dieselben Theologen als Universitätsgelehrte (nicht bloss als Geistliche) nicht zu verabsäumen und einer der Fakultäten, z. B. der philosophischen zum vermeinten Vorteil der anderen zu verengen, sondern vielmehr jeder sich zu erweitern befugt und verbunden sind, so ist einleuchtend, dass, wenn ausgemacht ist, eine Schrift gehöre zur biblischen Theologie, die zur Zensur derselben bevollmächtigte Kommission über sie das Erkenntnis habe, wenn das aber noch nicht ausgemacht, sondern noch einem Zweifel unterworfen ist, diejenige Fakultät auf einer *Universität* (welche diesen Namen darum führt, weil sie auch darauf sehen muss, dass eine Wissenschaft nicht zum Nachteil der andern ihr Gebiet erweitere), für die das biblische Fach gehört, allein das Erkenntnis habe, ob eine Schrift in das ihr anvertraute Geschäft Eingriffe tue oder nicht und im letzteren Fall, wenn sie keinen Grund findet, Anspruch darauf zu machen, die Zensur derselben derjenigen Fakultät anheimfallen müsse, für die sie sich selbst angekündigt hat.

Von Jacob Sigismund Beck

Halle, d. 8. *Sept.* 1792.

Teuerster Herr Professor!

Sie haben mir erlaubt, Ihnen mein Manuskript zu schicken und ich benutze hiemit dieses gütige Anerbieten. Da ich es mit Sorgfalt aufgesetzt und kein Nachdenken in dieser Arbeit mir erspart habe, so gibt mir dieses einigen Mut, dieselbe Ihnen vorzulegen. Was die Schwierigkeiten betrifft, die mich bisweilen quälten und die ich zum Teil Ihnen vorgelegt habe, so habe ich grösstenteils und nach und nach aus eigenem fundo sie mir selbst gehoben. Dass der gerade Gang auch in Wissenschaften der beste ist, erfahre ich täglich, indem jedesmal, dass ich mich überredete, auch in der Kritik was eingesehen zu haben, das ich doch nicht hatte, ich mich nur vom Ziel auf längere Zeit entfernt habe. Der Auszug aus der Kritik der reinen Vernunft geht in diesen Heften bis zur transzenden-

talen Dialektik. Ich habe ihn schon einmal ganz fertig gehabt; aber der Fortschritt in diesem Studium und die dadurch erhaltene Aufklärung hat mich vermocht, die ganze Arbeit umzuwerfen und von neuem den Aufsatz zu machen. Aber um eine Unart muss ich um Verzeihung bitten. Ich habe zwar das Manuskript so leserlich als ich konnte, geschrieben, aber es war mir unmöglich, es abschreiben zu lassen weil die Leute, die man hier dazu braucht, Soldaten sind und diese sich jetzt in Frankreich befinden.

Und nun, lieber teurer Lehrer, darf ich freilich nicht wähnen, dass Sie mein ganzes Geschreibe selbst durchgehen werden. Nur um die Gefälligkeit muss ich Sie wirklich ersuchen, die einige Blätter von der Deduktion der Kategorien und den Grundsätzen durchzugehen, woran mir am meisten gelegen ist und mir zu zeigen, was ich wohl gar falsch dürfte gefasst oder Ihrem Wunsche nicht gemäss dargestellt haben. Der Buchdrucker verlangt aber das Manuskript in einer Zeit von acht Wochen und ich bin daher genötigt, es mir gegen Ende des Novembers zurück zu erbitten.

Noch eine Privatfrage möchte ich gern tun, wozu mir Ihre Kritik durch die mir ausserordentlich einleuchtende Bemerkung, dass man einen Raum durchweg erfüllt mit Materie sich denken und gleichwohl das Reale desselben durch unendlich viele Grade verschieden setzen könne. Ich habe mich niemals in die Vorstellungsart Kästners, Karstens usw., dass man die Materie aus gleichförmigen Moleculis von einerlei Schwere bestehend, sich denken müsse, um die verschiedenen Gewichte gleicher Volumina sich zu erklären, finden können. Die kritische Philosophie hat bis zum Ergötzen mich hierüber belehrt. Um nun jene Erscheinung mir zu erklären, stelle ich mir die Sache so vor. Die Erde zieht jeden Körper auf ihrer Oberfläche an, so wie sie auch von ihm angezogen wird. Aber die Wirkung des Körpers gegen* die Erde

* *Kant hat hinter dem Worte „gegen" einen Vertikalstrich gemacht und am Rande vermerkt:* „ | einen gleichen Teil der Erde aber auf der ganzen Erde ist sie gleich, nur nicht der Geschwindigkeit nach, die sie der Erde gibt".

ist unendlich klein gegen die, welche die Erde auf ihn hat und daher kommt es, dass die Fallhöhe im luftleeren Raum aller Körper ganz gleich ist. Hänge ich aber zwei Körper von gleichem Volumen, in denen kein Teil leer sein mag, an die Wage, so wird die Wirkung, welche die Erde auf beide äussert, gegen einander aufgehoben, aber die Kräfte, womit beide Körper die Erde anziehen, bleiben und sind es nun allein, welche ein Verhältnis gegeneinander haben. Im luftleeren Raum ist das Verhältnis der Kräfte, womit beide Körper zur Erde fallen $= a + dx : a + dy = a : a$ also ein Verhältnis der Gleichheit; aber an der Wage $= dx : dy$ ein Verhältnis der Ungleichheit. Würden beide Körper auf eine Mondesweite etwa von der Erde erhoben, so würden gewiss ihre Fallhöhen nicht mehr gleich sein. Ob ich darin wohl recht habe?

Inliegenden Brief an Sie zu bestellen, hat mich Hr. M. Rath gebeten. Er hat Lust, die Kritik ins Latein zu übersetzen und will Sie darum befragen. Da Ihnen dieser Mann gänzlich unbekannt ist, so darf ich wohl einige Worte, die ihn kenntlich machen sollen, hersetzen. Er ist kein junger Mensch, sondern ein Mann zwischen dreissig und vierzig. Wirklich reine Liebe zu den Wissenschaften hat ihn vom schriftstellerischen Pfad und diese sowohl als eine grade aufrichtige Denkungsart, von dem Bestreben, das andern manchmal schnell Ehren bringt, abgehalten. Dass er die alten Sprachen kenne, habe ich aus dem Munde derjenigen, die hierselbst ein Ansehen deshalb haben. Dass er aber die kritische Philosophie mit glücklichem Erfolg studiere, davon überführt mich mein vertrauter Umgang mit ihm, der mir das seltene Glück gewährt, meine Gedanken einer menschlichen Seele mit Wohlgefallen mitteilen zu können.

Künftiges Winterhalbjahr werde ich ein Publikum lesen der praktischen Philosophie, worauf ich mich herzlich freue, indem ich gewiss viel belehrter es schliessen, als ich es anfangen werde.

Ich schliesse hiemit und empfehle mich Ihrer Gewogenheit, der ich mit Hochachtung und Liebe bin

der Ihrige

Beck.

Bemerkungen Kants zu vorstehendem Briefe.

Die grösste Schwierigkeit ist, zu erklären, wie ein bestimmtes Volumen von Materie durch die eigene Anziehung seiner Teile in dem Verhältnis des Quadrats der Entfernung, inverse bei einer Abstossung, die aber nur auf die unmittelbar berührenden Teile (nicht auf die Entfernten) gehen kann im Verhältnis des Kubus derselben (mithin des Volumens selber), möglich sei. Denn das Anziehungsvermögen kommt auf die Dichtigkeit, diese aber wieder aufs Anziehungsvermögen an. Auch richtet sich die Dichtigkeit nach dem umgekehrten Verhältnis der Abstossung, d. i. des Volumens. — Nun fragt sich, ob, wenn ich eine Quantität Materie, darin ihre Teile einander in allen Entfernungen nach obigem Gesetz anziehen, aber derselben Zurückstossung doch grösser ist, sich selbst überlasse, ob es eine gewisse Grenze der ferneren Ausdehnung gebe, da die Anziehung mit der Zurückstossung im Gleichgewicht ist, oder ob nicht, wenn die Zurückstossung bei einer Dichtigkeit grösser ist als die Anziehung, sie es nicht ins Unendliche bei grösserer Ausdehnung bleibe. Die Abnahme nach dem Kubus der Entfernungen aber scheint das erstere zu bestätigen. Nun kann man viele solche Aggregata aussereinander denken, darin jedes gleichsam einen Dienst für sich ausmacht und die sich einander anziehen, wodurch sie sich mehr verdichten, welche Nähertretung aber von einer gewissen ursprünglichen Dünnigkeit des Universum durch plötzliche Loslassung geschehen, eine immerwährende Konkussion zuwege bringen würde, wodurch die Materien bestimmte für sich beharrliche Klumpen ausmachen könnten, die einen Zusammenhang, d. i. eine Anziehung haben, die nicht von den anziehenden Kräften aller Teile derselben, sondern nur von der berührenden herrührte, als im Grunde nicht dem Zug, sondern dem Druck beizumessen wäre.

Die Kräfte, womit jene zwei Körper die Erde anziehen würden, geben immer gleiche Geschwindigkeit derselben, weil, so viel ihre Masse grösser ist, indem

sie insgesamt die Erde ziehen, sie zwar so viel grössere Solizitation der Erde eindrücken, aber um so viel auch ihre eigene Annäherung zur Erde vermindert wird (wegen ihrer grössern Masse), mithin immer dieselbe bleibt, solange das gemeinschaftliche Zentrum der Schwere von dem Zentrum der Erde nur unendlich wenig entfernt bleibt. — Man muss, um den Unterschied der Dichtigkeit zu erklären, annehmen, dass dieselbe Anziehungskraft einer gegebenen Quantität Materie gegen eine unendliche verschiedene Zurückstossungskraft wirke, dieser aber das Gegengewicht (oder die Gegenwirkung, die zur bestimmten Einschränkung des Raumes der isolierten Materie) nicht leisten könne, ohne vermittelst der Anziehung aufs ganze Universum. Da aber diese mit den Quadraten der Entfernung abnimmt, so würde sie durch den Druck der auf solche Weise angezogenen Materie dieses Gleichgewicht einer bestehenden Zusammendrückung nicht leisten, wenn nicht die Zurückstossung als wie der Kubus der Entfernung umgekehrt abnähme. Hierdurch wird nicht der Zusammenhang (denn der lässt sich durch keine drückenden Kräfte erklären), sondern bloss der Unterschied der Materien, ihrer Qualität, nämlich der Zurückstossung nach erklärt; denn die Zurückstossung lässt sich ohne eigene Bewegung des Abstossenden, folglich auch ohne Verschiedenheit der Masse in demselben Volumen verschieden denken. Daher die Verschiedenheit der Quantität derselben, nur durch Stoss oder Zug und vermittelst eines gemeinschaftlichen Massstabes, nämlich den Zug der Erde gemessen werden kann und nicht die Mehrheit der Teile ungleichartiger Materien, sondern ihr Gewicht die Dichtigkeit unter demselben Volumen messen kann.

Die Schwierigkeit ist hier, dass man das, was sich bewegt, in Gedanken haben muss, in der Erfahrung aber nur die an einem Ort oder von einem Orte aus wirkenden Kräfte, von denen nur ein Grad den Raum erfüllt, oder die Entfernung des Mittelpunkts der einen Kraft von der andern bestimmt. Da aber Punkte nicht einen Raum einnehmen können (nicht einzeln, also auch nicht viele zusammen), so kann man die Körper

nicht nach der Menge der Teile in Vergleichung mit andern der Quantität der Substanz nach schätzen, und dennoch muss man sie sich als gleichartig und nur durch die Menge der Teile unterschieden vorstellig machen, weil wir auf andere Art kein Verhältnis der Massen uns begreiflich machen können.

Die Quantität der Materie in demselben Volumen ist nicht nach dem Widerstand der expansiven Kraft gegen die Kompression, auch nicht nach dem Widerstande der Attraktion eines Fadens durch den Schleuderstein gegen die Zentrifugalskraft zu schätzen. Das erste darum nicht, weil eine kleine Quantität der Materie ebensoviel Widerstand durch ausdehnende Kraft leistet als eine grosse: das andere darum nicht, weil das Volumen nichts in Ansehung der Bewegung eines Körpers von seiner Stelle bestimmt. Sondern die lokomotive Kraft in einer Wage (bei gleichem Volumen), oder die in der Dehnung oder Zusammendrückung eines zusammenhängenden oder elastischen Körpers und also die Überwältigung eines Moments der toten Kraft bei demselben Volumen, und zwar durch die Begegnungsbestrebung des Körpers und aller seiner Teile in derselben Richtung kann das Mass abgeben.

Weil die Erfüllung des Raumes nur durch Räume, nicht durch Punkte, weder durch ihre blosse Nebeneinanderstellung, noch aus jedem Punkt umher in einem Raume verbreitete Kraft, in der keine anderen gleichartigen Zentralpunkte wären, möglich ist, so enthält die Undurchdringlichkeit der Materie eigentlich nicht die Substanzen als eine Menge aussereinander befindlicher, für sich bestehender Dinge, sondern nur einen Umfang von Wirkungen der Dinge aussereinander, die in allen Punkten eines gegebenen Raumes nicht durch Erfüllung desselben gegenwärtig sind. Die Punkte der Anziehung enthalten eigentlich die Substanz. Die Anziehungskräfte sind in allen Punkten gleich, in jedem Punkte aber wird sie (in Vergleichung mit andern) durch das Abstossungsvermögen, welches in ihm verschieden sein kann, bestimmt, und desto grösser, je kleiner die abstossenden Kräfte derselben Materie sind, mithin die Dichtigkeit der Materie desto

grösser. — Es ist aber eigentlich nur der Körper, sofern er den Raum erfüllt, die den Sinnen unmittelbar gegebene Substanz. Weil aber dieses Erfüllen selbst nicht wirklich sein würde (es wäre durch die blosse Abstossung im leeren Raume), die Anziehung doch für sich alles in einen Punkt bringen würde, so ist das Mass der Quantität der Materie die Substanz, sofern sie anziehend ist, weil darin alles innerlich in einem Punkt sein würde, und das ausserhalb nicht wieder durch etwas Äusseres, sondern zuletzt durch das Innere gemessen werden muss, dessen äussere Wirkung jener äussern gleich ist.

Wenn in einem Raume keine Zurückstossungskraft wäre, so würde auch gar keine Substanz da sein, die da zöge, denn sie würde keinen Raum einnehmen. Man könnte sich aber doch eine Abstossungskraft, die einen Raum erfüllte, denken, die nicht durch eigne Anziehungskraft ihrer Teile, sondern durch äussern Druck zurückgehalten würde, obzwar dieses nicht ins Unendliche ginge. Also wird das Volumen nur durch Zurückstossungskraft bestimmt. — Wenn wir also die Dichtigkeit unterscheiden worden (wollen?), so müssen die Volumina zuvor als durch die Abstossung bestimmt vorgestellt werden. Aber dadurch wird der Widerstand, den eine Materie der anderen, sofern sie von dieser aus ihrem Orte bewegt werden soll, tut, nicht bekannt. Mithin nur durch die Anziehung, welche die darin enthaltene Materie auf eine andere ausser ihr (die Erde) und dadurch zu ihrer eignen Bewegung (durch die Schwere) ausübt. Je grössere Zurückstossung dazu gehört, um diese Annäherung (zur Erde) zu hindern, desto mehr Substanz in demselben Volumen. Man muss aber die Anziehung nur als durch die Zurückstossung eingeschränkt auf ein Volumen, mithin als an sich gleich denken. Das Volumen selbst braucht nicht von etwas anderem ausser ihm: es kann durch die Anziehung seiner eigenen Teile eingeschränkt gedacht werden — der Grund davon, dass die Abstossung in einem Volumen, ohne dass die innern Teile sich ziehen, von aussen bewirkt werde, liegt darin, dass die Teile *sich nicht in der Entfernung abstossen,* da hingegen sie sich

in der Entfernung unmittelbar anziehen können: dagegen ist es unmöglich, dass sich die Teile bloss in der Berührung anziehen sollten, weil diese schon eine Zurückstossung, mithin ein Volumen erfordert, mithin keine blosse Fläche voraussetzt.

Der Grad der Zurückstossung wird bei gleichartiger Vergrösserung des Volumens nicht vermehrt, aber wohl der Grad der Anziehung. — Weil im ersten die Teile innerhalb eine die andere Bewegung aufheben und die ausdehnende Kraft nur auf der Oberfläche ist (die Abstossung geht nicht quer durch in die Weite), dagegen die Anziehungen durch Hinzufügung die äussere Kraft vermehren. Daher ist die ganze Kraft der Substanz nach der Anziehung zu schätzen. Sie muss aber auch als gleichartig angesehen werden, weil sie für sich gar keine Materie geben würde, und da sie nur durch die Zusammendrückung bestimmt wird, diese aber durch das ganze eines Volumens allenthalben gleich ist, so muss auch die daraus entspringende Dichtigkeit gleich sein. Die Abstossung aber kann ursprünglich ungleich sein in einem gewissen Volumen. Denn da die Dichtigkeit ins Unendliche muss verschieden sein können, dieses aber nicht auf der urspünglichen Verschiedenheit der Anziehung beruhen kann, muss sie auf der der Abstossung beruhen. Man kann auch so sagen, weil die Stärke der Abstossung auf der Verschiedenheit des äussern Zusammendrucks beruht, so ist innerlich der Grad derselben nicht bestimmt, kann also nach Belieben grösser oder kleiner sein.

[*Am obern Rande:*] Man kann keinen Grund angeben, warum die Materie ursprünglich eine gewisse Dichtigkeit in einer gegebenen Quantität haben müsse. — Man (kann) diese Frage nicht wegen der Anziehung unter einem gewissen Volumen tun, denn, dass sie nicht grösser, ja so gross oder klein ist, wie man will, kommt nicht auf sie, sondern auf die Zurückstossung an, je kleiner diese, desto grösser die Dichtigkeit aus jener. Die verschiedene Dichtigkeit einer gegebenen Quantität Materie rührt aber nicht von dieser ihrer Anzie-

hung, denn die ist zu klein, sondern von der des ganzen Universi her.

Von Friedrich Bouterwek

17. *Sept.* 1792.

Wohlgeborner Herr Professor
Verehrungswürdigster Mann!

Ein Opfer der Verehrung, sei es auch noch so klein, ist Bedürfnis für den, der es darbringt, wenn es aus freier Seele dargebracht wird. Dies ist alles, was ich zu meiner Entschuldigung sagen kann, da ich einem innern Aufruf gehorche, Ew. Wohlgeboren die einliegende Kleinigkeit mit einem Zutrauen zu überschicken, als ob im Ernst auch Ihnen etwas daran gelegen sein könne. Ich bin der erste, der es wagt, auf dieser Georg-Augusts-Universität, wo so ein Unternehmen in mehr als einer Rücksicht *gewagt* heissen kann, Kritik der reinen Vernunft nach Ihrem System öffentlich vorzutragen. Eigner — ich darf es ja hier wohl sagen — Enthusiasmus für dies System und Unwillen über die Koalitionsversuche derjenigen, mit denen ich übrigens im besten, friedlichsten Vernehmen gern fortleben möchte, weil ich doch *mit* ihnen lebe, gaben mir den Mut, und äussere Umstände die Veranlassung, meine Vorlesung (mit Erlaubnis der philosophischen Fakultät) wirklich anzukündigen. Der ganze Ton dieser Ankündigung gleicht deswegen, wie das Ohr des Meisters auch ohne meine Erklärung hören wird, dem Ton eines gedämpften Instruments. Das Lokal wollte dies so. Leichter wurde mir die Bemühung, den freien Schwung der Saiten zu hemmen, weil ich mich selbst nicht befugt halte, mein Votum zu geben in der Versammlung der Wahrheitsprüfer. Von den ersten Zeiten der Selbsttätigkeit meines Geistes an waren Schönheit und Wahrheit seine Idole; aber die Schönheit riss ihn mit ihren Zauberkräften so gewaltig fort, dass ihr Dienst sein Geschäft mehrere Jahre hindurch einzig und ausschliesslich war. Als determinierter Allesbezweifler wagte ich mich vor

vier Jahren an Ihre Kritik, sträubte mich, lernte mich meiner Vernunft erfreuen und wurde, was ich seitdem geblieben bin und ewig bleiben werde, Ihr dankbarer Schüler. Wer Ihr System in seiner ganzen majestätischen Einfalt umfasst hat oder umfasst zu haben glaubt, der kann unmöglich auf den betrübten Einfall geraten, es zu zerstückeln, um die Fragmente mit diesem oder jenem andern System zusammenzupfuschen. Sollte er auch hier und da eine abweichende Meinung für sich haben, so wird er diese um so ruhiger für sich behalten, wenn er jedem andern ein gleiches Recht gönnt. Mag, wer es nicht ändern kann, sein Wohnzimmer im Gebäude der Wahrheit mit Tapeten bekleiden, mag ein andrer die weissgetünchten Wände vorziehen, genug, dass das Gebäude in seinen Fugen auf einer unerschütterlichen Grundfeste steht. Wer aber andern den Grundriss erklären will, der ist es der Wahrheit schuldig, seine Grillen beiseite zu setzen und nichts zu *lehren*, als was der ehrwürdige Baumeister lehrt. Dies wird aber demjenigen am besten gelingen, dessen *produktive* Geisteskräfte, so gering sie auch sein mögen, eine andre Richtung genommen haben, als die metaphysische, und der sich doch zugleich des Gedankens erfreut, die ganze Vernunftkritik vollkommen verstanden zu haben. So habe ich mir meine Befugnis deduziert, die Kritik der reinen spekulativen und praktischen Vernunft strenge nach Ihren Grundsätzen vorzutragen.

Die Anordnung des Plans, so wie ich ihn aufgestellt habe, gründet sich auf meine Überzeugung von der Geneigtheit des ungeübten Verstandes, in der Erweiterung seiner Begriffe am liebsten diesen Gang zu gehen. Ob die Erfahrung mich künftig anders belehren wird, muss sich in kurzem zeigen.

Was ich zum Beschluss gesagt habe, ist nicht so gemeint, dass ich nicht gern auf die Ehre, in *dieser* Rücksicht der dreizehnte unter den kleinen Propheten zu sein, Verzicht tun möchte. Was aber vorher zur Erläuterung oder, besser gesprochen, zur Andeutung des Begriffs von einem synthetischen Grundsatze a priori dasteht, ist mit Fleiss κατ' ἀνθρωπον stümper-

haft und halbwahr ausgedrückt. Dass der Begriff einer Figur nicht in dem Begriffe von drei Linien steckt, davon überzeugt man sich im Augenblick. Dass aber der Begriff von 9 nicht in 7 + 2 steckt, leuchtet nicht so geschwind ein. Deswegen erwähnte ich die Arithmetik gar nicht und nahm das Exempel aus der Geometrie allein. Fast aber gereut es mich denn doch, mich so ausgedrückt zu haben, als wenn nicht die ganze reine Mathematik auf synthetischen Grundsätzen a priori beruhte. Aber so geht es, wenn man popularisiert! †)

[*Am Rande:*] †) Da sehe ich eben jetzt noch, dass mir das Wort *Realität*, worunter ich die objektive (den Erscheinungen notwendig anpassende) Realität des Raums durchaus nicht verstanden haben will, hässlich gemissdeutet werden könnte.

Wüsste ich, dass mein Skelett zu einer populären Vernunftkritik den Beifall des Meisters hätte, so führte ich wohl einen Gedanken aus, der sich mir angeschmeichelt hat — in der Form platonischer Dialoge Ihr System denen in die Hände zu spielen, die zurückbeben vor dem festen Schritte der systematischen Darstellung. Wie es nun auch damit werden mag, so werde ich leben und sterben mit dem Gefühl der Verehrung, mit dem ich jetzt bin

Ew. Wohlgeboren
ganz gehorsamster Dr.
F. Bouterwek,
dem Titel nach Rat, dem Wesen
nach privatisierender Freibürger
der Gelehrtenrepublik

Göttingen, d. 17. *Sept.* 1792.

Von Johann Erich Biester

Berlin, d. 22. *Sept.* 1792.

Ihr letzter Brief mit der Aufforderung um Ihr Manuskript muss meinem Pakete, welches dasselbe enthielt, begegnet sein. Sie werden es jetzt erhalten haben, und mein Bedauern, dass ich es nicht drucken

durfte. Ihr gütiges Versprechen eines andern Aufsatzes über eine Äusserung des Hrn. Garve tröstet mich wieder. Ich stelle Ihnen selbst anheim, ob es nicht geratener ist, bei der hiesigen Zensur nichts mehr einzureichen.

Leben Sie herzlich wohl und bleiben meiner Verehrung gewiss.

Biester.

An Theodor Gottlieb von Hippel

28. *Sept.* 1792.

Ew. Hochwohlgeboren haben bisher die Gewogenheit gehabt, mich Ihres Zutrauens, in Ansehung meines Vorschlags junger Studierenden zu einem Magistratsstipendio, zu würdigen. Dürfte ich mich dasselbe jetzt für den Studiosus Lehmann erbitten, der einer der Fleissigsten und Fähigsten ist, die ich je unter meinen Auditoren gehabt habe.

Mit der grössten Hochachtung und Dienstwilligkeit bin ich jederzeit

Ew. Hochwohlgeboren
ganz ergebenster treuer Diener
d. 28. *Sept.* 1792 *I. Kant.*

An F. Th. de la Garde

d. 2. *Okt.* 1792.

Ew. Hochedelgeb. überschicke hiermit die Korrektur der *Einleitung* der Kritik der prakt. Urt. Kr., worin die Note zu S. XXII wohl das einzige Wichtige ist.

Auf den Titel den Ausdruck zweite *verbesserte* Ausgabe zu setzen, halte ich nicht für schicklich, weil es nicht ganz ehrlich ist, denn die Verbesserungen sind doch nicht wichtig genug, um sie zum besonderen Bewegungsgrunde des Ankaufs zu machen: deshalb ich jenen Ausdruck auch verbitte.

Ich bin jetzt in Eil' und kann nichts hinzusetzen, als dass ich mit Hochachtung beharre

Ew. Hochedelgeb.
ergebenster Diener
Königsberg, d. 2. *Okt.* 1792. *I. Kant.*

Von Ludwig Ernst Borowski

d. 12. *Okt.* 1792.

Es ist, sehr verehrungswürdiger Mann, wiederum die Reihe an mir, in der deutschen Gesellschaft eine öffentliche Vorlesung zu halten. Ich habe diesmal Sie selbst zum Thema gewählt und es hat mir in den Tagen der abgewichenen Woche recht sehr frohe Stunden gemacht, mich von Ihnen und über Sie zu unterhalten. — Hier ist's, was ich darüber unter der Aufschrift: *Skizze zu einer künftigen Biographie* u. f. zu Papier gebracht habe. Verurteilen Sie es ja nicht gleich, indem Sie diese Aufschrift lesen, zum Nichtanblick, dieses würde mir wehe tun. Ich sage am Anfange meine Gründe zu einem Aufsatze dieser Art, die ich wenigstens für hinreichend halte. Bei dem übrigen hab' ich beinahe jedes Wort sorgfältig abgewogen.

Aber ich wollte doch nicht gerne auch nur ein Wort, nur einen Buchstaben sagen, den Sie etwa nicht wollten gesagt haben. Deswegen habe ich's auf gebrochnen Bogen geschrieben und Sie haben nun völlige Freiheit, zu streichen oder hinzuzusetzen, zu berichtigen u. f. Ich halte es für schickliche Diskretion, und noch mehr, ich halte es meiner alten und sich immer gleichbleibenden Verehrung für Sie gemäss, Ihnen diese wenigen Blätter zuvor, ehe noch irgendein Gebrauch davon für Mehrere gemacht wird, einzuhändigen und erbitte mir, da Sie, wie ich wohl einsehe, kein notwendigeres Geschäft um dieses Aufsatzes willen versäumen können, ihn etwa Mittwochs in Ergebenheit zurück. — Mit der entschiedensten Hochachtung verharre ich u. f.
Königsberg, 12. *Oktober* 1792.

An Jacob Sigismund Beck

Königsberg, d. 16. [*verändert in* 17.] *Okt.* 1792.

Hochgeschätzter Freund!

Ich habe vorgestern den 15. Okt. Ihr Manuskript in graues Papier eingepackt, besiegelt und A. M. B. sig-

niert, auf die fahrende Post zur retour gegeben, aber, wie ich jetzt sehe, zu eilig, indem ich durch einen Erinnerungsfehler statt des Novembers, vor dessen Ablauf Sie Ihre Handschrift zurückerwarteten, mir das Ende Oktober als den gesetzten Termin vorstellte und bei der schnell gefassten Entschliessung, den eben nahe bevorstehenden Abgang der Post nicht zu verfehlen, es unterliess, Ihren Brief nochmals darüber nachzusehen und, da ich im Durchsehen der ersten Bogen nichts Erhebliches anzumerken fand, Ihre *Deduktion* der Kategorien und Grundsätze ihrem Schicksal in gutem Vertrauen überliess.

Dieser Fehler kann indessen, wenn Sie es nötig finden, doch dadurch eingebracht werden, dass Sie diejenigen Blätter, worauf jene befindlich, in der Eile abschreiben lassen, sie mir durch die reitende Post eilig (versteht sich unfrankiert) überschicken und so noch vor Ablauf der Zeit die Antwort von mir zurückerhalten. — Meinem Urteile nach kommt alles darauf an, dass, da im empirischen Begriffe des *Zusammengesetzten* die Zusammensetzung nicht vermittelst der blossen Anschauung und deren Apprehension, sondern nur durch die *selbsttätige Verbindung* des Mannigfaltigen in der Anschauung gegeben, und zwar in ein Bewusstsein überhaupt (das nicht wiederum empirisch ist) vorgestellt werden kann, diese Verbindung und die Funktion derselben unter Regeln a priori im Gemüte stehen müssen, welche das reine Denken eines Objekts überhaupt (den reinen Verstandesbegriff) ausmachen, unter welchem die Apprehension des Mannigfaltigen stehen muss, sofern es *eine* Anschauung ausmacht, und auch die Bedingung aller möglichen Erfahrungserkenntnis vom Zusammengesetzten (oder zu ihm gehörigen) ausmacht (d. i. darin eine Synthesis ist), die durch jene Grundsätze ausgesagt wird. Nach dem gemeinen Begriffe kommt die Vorstellung des Zusammengesetzten als solchen mitunter den Vorstellungen des Mannigfaltigen, welches apprehendiert wird, *als gegeben* vor, und sie gehört sonach nicht, wie es doch sein muss, gänzlich zur Spontaneität usw.

Was Ihre Einsicht in die Wichtigkeit der physischen Frage von dem Unterschiede der Dichtigkeit der Materien betrifft, den man sich muss denken können, wenn man gleich alle leeren Zwischenräume als Erklärungsgründe derselben verbannt, so freut sie mich recht sehr, denn die wenigsten scheinen auch nur die Frage selbst einmal recht zu verstehen. Ich würde die Art der Auflösung dieser Aufgabe wohl darin setzen, dass die Anziehung (die allgemeine, Newtonische) ursprünglich in aller Materie gleich sei und nur die Abstossung Verschiedener verschieden sei und so den spezifischen Unterschied der Dichtigkeit derselben ausmache. Aber das führt doch gewissermassen auf einen Zirkel, aus dem ich nicht herauskommen kann und darüber ich mich noch selbst besser zu verstehen suchen muss.

Ihre Auflösungsart wird Ihnen auch nicht genug tun, wenn Sie folgendes in Betrachtung zu ziehen belieben wollen. — Sie sagen nämlich: Die Wirkung eines kleinen Körpers der Erde auf die ganze Erde ist unendlich klein gegen die, welche die Erde durch ihre Anziehung auf ihn ausübt. Es sollte heissen gegen die, welche dieser kleine Körper gegen einen anderen ihm *gleichen* (oder *kleineren*) ausübt, denn sofern er die ganze Erde zieht, wird er durch diese ihren Widerstand eine Bewegung (Geschwindigkeit) erhalten, die gerade derjenigen gleich ist, welche die Anziehung der Erde ihm allein erteilen kann: so dass die Geschwindigkeit desselben doppelt so gross ist, als diejenige, welche eben der Körper erhalten würde, wenn er selbst gar keine Anziehungskraft hätte, die Erde aber durch den Widerstand dieses Körpers, den sie zieht, ebenso eine doppelt so grosse Geschwindigkeit, als sie, wenn sie selbst keine Anziehungskraft hätte, von jenem Körper allein würde bekommen haben. — Vielleicht verstehe ich aber auch Ihre Erklärungsart nicht völlig und würde mir darüber nähere Erläuterung recht lieb sein.

Könnten Sie übrigens Ihren Auszug so abkürzen, ohne doch der Vollständigkeit Abbruch zu tun, dass ihr Buch zur Grundlage für *Vorlesungen* dienen könnte,

so würden Sie dem Verleger und hiedurch auch sich selbst viel Vorteil verschaffen, vornehmlich, da die Krit. d. prakt. Vernunft mit dabei ist. Aber ich besorge, die transzendentale Dialektik wird ziemlich Raum einnehmen. Doch überlasse ich dieses insgesamt Ihrem Gutdünken und bin mit wahrer Freundschaft und Hochachtung

Ihr

ergebenster Diener

Königsberg, d. 16. *Okt.* 1792. *I. Kant.*

Von Johann Gottlieb Fichte

17. *Okt.* 1792.

Verehrungswürdigster Gönner!

Schon längst würde ich Euer Wohlgeboren meine Dankbarkeit für Ihr letztes gütiges Antwortschreiben bezeigt haben, wenn ich nicht vorher, um ganz übersehen zu können, wieviel ich Ihnen schuldig sei, Ihre Anzeige im Intelligenzblatte der A. L. Z. zu lesen gewünscht hätte. Das gütige Privaturteil eines Mannes, den ich unter allen Menschen am meisten verehre und liebe, war mir das Beruhigendste, und das mir nun bekannte öffentliche Urteil eben des Mannes, den der ehrwürdigere Teil des Publikums wohl nicht viel weniger verehrt, das Rühmlichste, was mir begegnen konnte. Die erste ehrenvolle Folge eines so gewichtvollen Urteils war die ohnlängst erhaltene Einladung zur Mitarbeit an der A. L. Z.: eine wichtige Zunötigung zum Fortstudieren, der ich mich nach Erhaltung einiger mir notwendigen Nachrichten, um die ich gebeten habe, wohl unterwerfen dürfte.

Der Frau Gräfin von Krockow, die Sie ihrer fortdauernden Hochachtung versichert, tat es weh, einen schönen Traum vernichtet zu sehen, und mich hat die Stelle Ihres Briefes, wo Sie von der Reise in eine andere Welt reden, innigst gerührt.

Ich bitte Sie, mir das Schätzbarste, was mir der Aufenthalt in Königsberg geben konnte, Ihre gute

Meinung zu erhalten, und mir gern zu vergönnen, mich zu nennen

Euer Wohlgeboren
dankbarsten Verehrer
Johann Gottlieb Fichte.

Krockow bei Neustadt, d. 17. *Okt.* 1792.

An Ludwig Ernst Borowski.

24. *Okt.* 1792.

Ew. Hochwohlgeboren freundschaftlicher Einfall, mir eine öffentliche Ehre zu bezeugen, verdient zwar meine ganze Dankbarkeit, macht mich aber auch zugleich äusserst verlegen, da ich einerseits alles, was einem Pomp ähnlich sieht, aus natürlicher Abneigung (zum Teil auch, weil der Lobredner gemeiniglich auch den Tadler aufsucht) vermeide, und daher die mir zugedachte Ehre gerne verbitten möchte, andererseits aber mir vorstellen kann, dass Sie eine solche ziemlich weitläuftige Arbeit ungerne umsonst übernommen haben möchten. — Kann diese Sache noch unterbleiben, so werden Sie mir dadurch eine wahre Unannehmlichkeit ersparen und Ihre Bemühung, *als Sammlung von Materialien zu einer Lebensbeschreibung nach meinem Tode* betrachtet, würde denn doch nicht ganz vergeblich sein. — In meinem Leben aber sie wohl gar im Drucke erscheinen zu lassen, würde ich aufs inständigste und ernstlichste verbitten.

In jener Rücksicht habe ich mich der mir gegebenen Freiheit bedient, einiges zu streichen oder abzuändern, wovon die Ursache anzuführen, hier zu weitläuftig sein würde und die ich bei Gelegenheit mündlich eröffnen werde. — Die Parallele, die auf der von den drei letzten Blättern vorhergehenden Seite (wo ein Ohr eingeschlagen ist) zwischen der christlichen und der von mir entworfenen philosophischen Moral gezogen worden, könnte mit wenigen Worten dahin abgeändert werden, dass statt derer Namen, davon der eine geheiligt, der andere aber eines armen, ihn nach Vermögen auslegenden Stümpers ist, diese nur

eben angeführten Ausdrücke gebraucht würden, weil sonst die Gegeneinanderstellung etwas für einige Anstössiges in sich enthalten möchte. — Ich beharre übrigens mit der vollkommensten Hochachtung und Freundschaft, zu sein

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster, treuer Diener

Königsberg, 24. *Okt.* 1792. *I. Kant.*

Von Ludwig Ernst Borowski.

24. *Okt.* 1792.

Eben kehre ich, verehrungswürdiger Mann, von einer Mahlzeit ausser meinem Hause zurück und finde Ihre gütige Zuschrift nebst meinem Ihnen eingehändigten Manuskripte. — Auch nicht eine einzige unangenehme Minute sollen Sie — durch mich haben, deswegen schreibe ich, nachdem ich Ihre Deklaration gelesen habe, augenblicklich zurück. Die Handschrift soll weder vorgelesen und noch weniger bei Ihrem Leben abgedruckt werden; sie soll zu derjenigen Bestimmung, die Sie selbst ihr zu geben gewürdigt haben, aufbehalten bleiben. Sie hatten, Teuerster, keine inständige und ernstliche Bitte an mich nötig, denn Ihr kleinster Wink ist mir so heilig und wert, dass ich ihn sogleich befolge.

Tausend Dank für Ihr Beigeschriebenes! Die übrigen, mir zum künftigen Gebrauch zugesandten Materialien remittiere ich morgen zu Ihren Händen. — Das Manuskript wird nun gänzlich an die Seite gelegt. Wie freu' ich mich, dass Sie meine wahrlich gute Intention doch nicht verkannt haben! Ich fange gleich diesen Abend an, über einer andern Vorlesung, da ich doch eine halten muss, zu brüten. Etwa „Über die Veränderungen des Geschmacks in philosophischen und theologischen Wissenschaften in Preussen u. s. f.“ oder, was ich der Notbroschüre für einen Namen geben werde. Und nun, gütigster Freund, leben Sie noch lange und recht wohl. Sie müssen, wenn ich vor Ihnen heimgehe, einen Ihrer würdigen Bio-

graphen finden, und Sie werden ihn auch gewiss finden. Mir hat der weggelegte Aufsatz, da ich ihn entwarf, frohe Stunden gemacht, *weil* ich mich mit Ihnen beschäftigte — und mit gehorsamer und gegen Sie dankvoller Empfindung lege ich diesen, durch Ihre Beischriften bereicherten und nun von Ihnen autorisierten biographischen Entwurf an die Seite, *weil* ich dadurch Ihren Willen erfülle. Mit wahrer und herzlicher Ehrerbietung bin u. f.
Königsberg, 24. *Okt.* 1792.

Von Johann Benjamin Erhard

Nbg., d. 25. *Okt.* 1792.

Hrn. Professor Kant!

[*von Kants Hand*] d. 14. Nov. erhalten.

Da Ihnen mein Freund Reinhold den zweiten Band seiner Briefe durch Nicolovius übersendet, so benutze ich diese Gelegenheit, auch mich Ihrem Andenken zu erneuern; ich schmeichle mir zwar, noch nicht von Ihnen vergessen zu sein, aber ich habe doch davon kein andres Zeugnis, als meine Liebe und Achtung gegen Sie. Mein Brief von Jena aus wird Sie mit einem Gegenstand meiner Untersuchungen bekannt gemacht haben, der sich so leicht nicht erschöpft und der es also noch ist, aber ich wünsche sehnlich von Ihnen zu erfahren, ob ich auf gutem Wege bin. Ihre Abhandlung über das radikale Böse hat mir zwar keine Veranlassung gegeben, daran zu zweifeln, aber ob ich die Übereinstimmung oder vielmehr das Passen meiner Untersuchungen in das Gebäude der Philosophie oder in Ihr System (welches mir Synonymen sind) richtig beurteilte, darüber wünschte ich freilich die Gewissheit, die mir Ihr Anspruch gäbe. Viele sagen zwar, dass die Wahrheit durch kein Ansehen gewinnen könne, aber so gewiss dies von mathematischer sein mag, so gewiss ist diese Behauptuug bei philosophischen Wahrheiten Vernunftschwärmerei, denn diese können nicht durch eine Konstruktion, sondern nur durch die Harmonie mit allen Trieben der Menschen bewiesen

werden, und diese sind kaum in einen Menschen in wahrem Gleichgewicht vorhanden, hier gilt also das Fürwahrhalten eines Menschen, der an dieser Harmonie seiner Triebe arbeitete und sie, so viel uns möglich, in Einklang mit seiner Moralität brachte, für einen wichtigen Teil eines Beweises dafür. Wenn man die Wahrheit in Demonstrationen aus Sätzen a priori oder die man dafür hält, allein sucht, so glaube ich und getraue es mir fast selbst, dass man gegen alles disputieren kann, und dass man gegen die sichersten Prinzipien Sophismen vorbringen kann, die die spekulierende Vernunft als unwiderleglich annehmen würde, wenn sie nicht durch das Interesse der totalen Menschheit unaufhörlich aufgefordert würde, die Widerlegung zu suchen. Dies ganze Umfassen des Interesses des totalen Menschen, so weit ich es fühlen kann, machte mir Ihr *System* zur *Philosophie*, für welche ich keine Besorgnis habe, dass sie je sollte in ihrem Wesentlichen widerlegt werden, weil das moralische Gesetz der Vernunft, die Zerstörung eines jeden Zweifels darüber, *gebietet*. Ich erwarte auch hierüber Ihre Meinung, wofern Sie selbige nicht schon für das *Publikum* bestimmt haben. Die Menschheit hat ein unendlich grössers Recht auf Ihre Bemühungen als ich, aber Sie zu achten und zu lieben, ist mein Recht gleich gross.

Ihr

Joh. Benj. Erhard.

Von Carl Leonhard Reinhold

29. *Okt.* 1792.

Erlauben Sie, mein höchstverehrter Lehrer und Freund, dass ich durch den gegenwärtigen zweiten Band meiner Briefe über *Ihre* Philosophie mein Andenken bei Ihnen erneure, und mich der Fortsetzung Ihrer unschätzbaren Gewogenheit empfehle.

Jena, d. 29. *Okt.* 1792. *Reinhold.*

N. S. Sie werden mich durch eine Zeile Nachricht über den Empfang dieses Buches ungemein verbinden.

Von Jacob Sigismund Beck

Halle, d. 10. Nov. 1792.

Bester Herr Professor!

Ich habe Ihren freundschaftlichen Brief vom 17. Oktober und einige Tage später auch mein Manuskript zurückerhalten. Sie erlauben mir, Ihnen die einigen Bogen, worauf die Deduktion der Kategorien steht, noch einmal zu schicken. Ich habe sie abschreiben lassen und lege sie hier bei, indem ich Sie ergebenst ersuche, die Freundschaft für mich zu haben, mir zu zeigen, was ich vielleicht nicht nach Ihrem Sinn getroffen haben möchte. Der Druck geht erst gegen Ende des Novembers an, und ich werde Ihren Brief noch zeitig genug erhalten, wenn ich ihn nach vier Wochen erhalte.

Der Professor Garve war vor einiger Zeit hier und Herr Professor Eberhard hat mir einiges von seinen Gesprächen mit ihm, in Beziehung auf die kritische Philosophie, mitgeteilt. Er sagt, dass, so sehr auch Garve die Kritik verteidigt, so habe er doch gestehen müssen, dass der kritische Idealismus und der Berkleysche gänzlich einerlei seien. Ich kann mich in die Gedankenstimmung dieser achtungswürdigen Männer nicht finden und bin fürwahr vom Gegenteil versichert. Gesetzt auch, dass die Kritik der Unterscheidung der Dinge an sich und der Erscheinungen gar nicht hätte erwähnen dürfen, so hätte sie doch zum mindesten erinnern müssen, dass man die Bedingungen, unter denen uns etwas ein Gegenstand ist, ja nicht aus der Acht zu lassen habe, weil zu besorgen ist, dass man auf Irrtum gerate, wenn man diese Bedingungen aus dem Sinne lässt. Erscheinungen sind die Gegenstände der Anschauung und jedermann meint dieselbe, wenn er von Gegenständen spricht, die ihn umgeben, und eben dieser Gegenstände Dasein leugnete Berkeley, welches die Kritik gegen ihn dargetan hat. Wenn man nun eingesehen hat, dass der Raum und die Zeit die Bedingungen der Anschauung der Gegenstände sind und nun nachsinnt, welches wohl die Bedingungen des Denkens der Gegenstände sein mögen, so sieht

man doch leicht, dass die Dignität, welche die Vorstellungen, in der Beziehung auf Objekte, erhalten, darin bestehe, dass dadurch die Verknüpfung des Mannigfaltigen als notwendig gedacht wird. Diese Gedankenbestimmung ist aber eben dieselbe, welche die Funktion in einem Urteil ist. Auf diesem Wege ist mir der Beitrag, den die Kategorie zu unserm Bekenntnis tut, fasslich geworden, indem durch diese Untersuchung es mir einleuchtet, dass sie derjenige Begriff ist, durch welchen das Mannigfaltige einer sinnlichen Anschauung als notwendig (für jedermann gültig) verbunden vorgestellt wird. Einige Epitomatoren haben sich hierüber, soviel ich einsehe, falsch ausgedrückt. Diese sagen: urteilen heisse, objektive Vorstellungen verbinden. Ganz was anderes ist es, wenn die Kritik lehrt: urteilen ist, Vorstellungen zur objektiven Einheit des Bewusstseins bringen, wodurch die Handlung einer als notwendig vorgestellten Verknüpfung ausgedrückt wird.

Wenn ich von meiner Überzeugung darauf schliessen kann, dass ich in meinem Auszuge Ihren Sinn getroffen, dann müsste ich mich beruhigen. An der Darstellung der Deduktion der Kategorien ist mir vorzüglich gelegen, und eine Musterung derselben von Ihnen, lieber Lehrer, würde mir die wünschenswerteste Sache sein. Mittlerweile werde ich mich noch selbst über die ganze Ausarbeitung hermachen, um ein so vernünftiges Buch hervorzubringen, als ich es noch vermag.

Nun erlauben Sie mir noch, meine neuliche physische Frage zu berühren. Ich habe lange, noch ehe ich recht eigentlich die Kritik studierte, in meiner mathematischen Lektüre, den zwar gegebenen, aber mir immer sehr unverständlich vorgekommenen Begriff von Masse mit dem des Wirksamen vertauscht. Euler gibt nun den bestimmten Begriff von Masse, indem er sie vis inertiae nennt, qua corpus in statu suo perseverare, quam [quaque?] omni mutationi reluctari conatur und indem er eine verschiedene vis inertiae den Partikeln der Materie gibt, scheint er die ungleichen Gewichte zweier Körper von gleichem Vo-

lumen zu erklären, ohne zu leeren Räumen flüchten zu dürfen. Dagegen scheint es doch auch, dass alle Teile der Materie mit einer gleichen quantitas inertiae versehen sein, weil die Fallhöhen derselben in gleichen Zeiten im widerstandsfreien Raum gleich sind. Dann aber ist man wohl genötigt, zu den leeren poris seine Zuflucht zu nehmen, um die verschiedenen Gewichte gleicher Volumina sich zu erklären. Ich habe mir auf folgende Art zu helfen gesucht. Man setze die anziehende Kraft der Erde in einer bestimmten Gegend ihrer Oberfläche und gegen ein bestimmtes Volumen, das ich durchweg von Materie erfüllt sein lasse, sei $= a$; die anziehenden Kräfte zweier Körper von einem Volumen, das dem vorigen gleich und durchweg erfüllt ist, gegen die Erde sein dx und dy, die ich als Differentiale ansehen kann, weil ich sie im Verhältnis gegen a betrachte.* Weil ich nun die wechselseitige Anziehung dieser Körper gegen die Erde und die Erde gegen sie im Sinne habe, so kann ich die Kräfte addieren und sagen, dass die Erde den einen Körper anziehe mit der Kraft $a + dx$, den andern mit $a + dy$. Daraus aber folgt, dass die Fallhöhen beider Körper im widerstandsfreien Raum gleich sein müssen, weil das Verhältnis von $a + dx : a + dy$ ein Verhältnis der Gleichheit ist. Aber an der Wage würde sich a gegen a aufheben und es würde das Verhältnis bleiben wie $dx : dy$, welches allerdings ein Verhältnis der Ungleichheit sein kann, wenngleich $a + dx : a + dy = 1 : 1$. Sollte ich auf eine grobe Art mich irren, so bitte ich Sie, mir es schon nachzusehen.

Hartknoch hat mich durch den Buchdrucker Grunert bitten lassen, die Anzeige von meinem Buch in der Literaturzeitung zu besorgen. Nun kann es weder ihm noch mir gleichgültig sein, ob in dieser Anzeige es erwähnt wird, dass Sie *um* diese Schrift wissen, da der Auszüge aus der Kritik unter vielerlei Titeln so viele sind, dass auf eine blosse Anzeige unter meinem Namen auch ganz und gar nicht geachtet werden

* Den Gedanken dieser Kräfte wird man woran knüpfen müssen. Ich knüpfte ihn an die Wege, die in der Zeit 1 beschrieben werden.

möchte. Es könnte der Fall sein, dass Sie es mir erlauben wollten, Ihren Namen in der Anzeige zu nennen. Wenn das ist, dann ersuche ich Sie, so gütig zu sein, mir *die Worte anzugeben*, die auf Sie Beziehung haben sollen. Ich möchte dieser Schrift den Titel geben: Erläuternder Auszug aus den kritischen Schriften des Hrn. Pr. Kant und zum zweiten Bande desselben den Auszug aus der Kritik der Urteilskraft und eine erläuternde Darstellung der metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft bestimmen. Was meinen Sie dazu?

Ich bin übrigens mit der grössten Hochachtung und Liebe

der Ihrige
Beck.

Von Salomon Maimon.

Berlin, d. 30. *Nov.* 1792.

Würdigster Mann!

Obschon ich auf meine letzten zwei Briefe keine Antwort von Ihnen erhalten habe, so soll dieses mich doch nicht abhalten, jetzt, da ich bloss *Belehrung* von Ihnen erwarte, die Feder aufs neue zu ergreifen. Denn ausserdem, dass Ihr Verfahren hierin sich durch Ihr ehrwürdiges, der Welt so schätzbares Alter und Ihren überhäuften, wichtigen Geschäften, Ihre unsterblichen Arbeiten, der kritischen Forderungen gemäss, zu vollenden erklärt, so vermute ich noch eine Art des *Missfallens* an meinem Verfahren, die ich mir erst jetzt begreiflich machen kann.

Der erste Brief betraf die von mir angestellte Vergleichung zwischen *Bakons* und *Ihren* unsterblichen Bemühungen um die *Reformation der Wissenschaften*. Ich *glaube* nicht nur, sondern bin völlig *überzeugt*, dass ich hierin *unparteüsch* verfahren bin, obschon diese Vergleichung selbst in mancher Rücksicht *genauer* und *ausführlicher* hätte angestellt werden können. Ich bemerke darin, dass beide Methoden zwar an sich einander *entgegengesetzt*, dass aber beide zur Vollständigkeit unserer wissenschaftlichen Erkenntnis *un-*

entbehrlich sind. Die eine nähert sich immer, durch eine *immer vollständigere Induktion* zu den durchgängig bestimmten, notwendigen und allgemeingültigen Prinzipien, ohne sich Hoffnung zu machen, sie auf diesem Wege völlig zu erreichen.

Die andere sucht diese Prinzipien in der ursprünglichen Einrichtung unseres Erkenntnisvermögens und stellet sie zum künftigen Gebrauch auf, gleichfalls ohne sich Hoffnung zu machen, diesen Gebrauch bis auf empirische Objekte (als solche) auszudehnen.

Die kritische Philosophie ist, meiner Überzeugung nach (Hr. *Reinhold* mag sagen, was er will), durch Sie, sowohl als eine *reine Wissenschaft* an sich, als eine *angewandte Wissenschaft* (wie weit sich ihr Gebrauch erstreckt) schon *vollendet.*

Die Methode der Induktion hingegen wird, bei all ihrer Wichtigkeit, im praktischen Gebrauch nie als Wissenschaft vollendet werden.

In meinem zweiten Brief äusserte ich ein Missfallen an dem Verfahren des Hrn. Pr. *Reinhold.* Dieser scharfsinnige Philosoph sucht überall zu zeigen, dass Ihre Prinzipien nicht *durchgängig bestimmt* und *völlig entwickelt* sind, und muss sich durch seine Bemühungen, diesem vermeinten Mangel abzuhelfen, im *beständigen Zirkel* herumdrehen.

Sein *Satz des Bewusstseins* setzt schon Ihre Deduktion voraus, kann folglich nicht als ein *ursprüngliches Faktum* unseres Erkenntnisvermögens dieser Deduktion zum Grunde gelegt werden, wie ich dieses (Magazin zur Erfahrungsseelenkunde 9. Band, 3. Stück) gezeigt habe. Auch jetzt, da ich den zweiten Teil seiner Briefe gelesen habe, bemerke ich, dass sein Begriff von dem *freien Willen* auf das allerunerklärbarste *Indeterminismus* führe.

Sie setzen die *Freiheit des Willens* in der hypothetisch angenommenen *Kausalität der Vernunft.* Nach ihm hingegen wäre die *Kausalität der Vernunft* an sich *Naturnotwendigkeit.* Er erklärt daher den *freien Willen* als „ein Vermögen der Person sich selbst, in Rücksicht auf die Befriedigung oder Nichtbefriedigung

des eigennützigen Triebs, der Forderung des Uneigennützigen *gemäss* oder derselben *zuwider* zu bestimmen," ohne sich um den *Bestimmungsgrund* im mindesten zu bekümmern. Aber ich will Sie hiermit nicht länger aufhalten.

Mein jetziger Wunsch geht bloss dahin, eine *Belehrung* von Ihnen zu erhalten, über den wichtigen Punkt Ihrer *transzendentalen Ästhetik*, nämlich über die Deduktion der Vorstellungen von Zeit und Raum. Alles, was Sie darin gegen die *dogmatische* Vorstellungsart anführen, hat mich völlig überzeugt. Es kann aber, wie ich dafür halte, noch eine *skeptische*, sich auf psychologischen Gründen stützende Vorstellungsart gedacht werden, die auch von der Ihrigen in etwas abweicht, obschon die daraus zu ziehenden *Resultate* vielleicht von den Ihrigen nicht verschieden sein möchten.

Nach Ihnen sind die Vorstellungen von Zeit und Raum *Formen der Sinnlichkeit*, d. h. notwendige Bedingungen von der Art, wie sinnliche Objekte in *uns* vorgestellt werden.

Ich behaupte hingegen (aus psychologischen Gründen), dass dieses nicht *allgemein* wahr sei. Die einartigen sinnlichen Objekte werden von uns unmittelbar weder in Zeit noch in Raum vorgestellt. Dieses kann nur *mittelbar* durch Vergleichung derselben mit den *verschiedenartigen* Objekten, mit welchem sie eben durch Zeit und Raum verknüpft sind, geschehen. Zeit und Raum sind also keine Formen der *Sinnlichkeit an sich*, sondern bloss *ihrer Verschiedenheit*. Die Erscheinung des Roten oder des Grünen an sich wird, so wenig als irgendein Verstandesbegriff an sich, in Zeit oder Raum vorgestellt. Dahingegen das Rote und das Grüne miteinander verglichen und in einer *unmittelbaren* Koexistenz oder Sukzession aufeinander bezogen, nicht anders als in Zeit und Raum vorgestellt werden können.

Zeit und Raum sind also keine Vorstellungen von den Beschaffenheiten und Verhältnissen der Dinge an sich, wie schon die *kritische* Philosophie gegen die *dogmatische* bewiesen hat. Sie sind aber eben-

sowenig Bedingungen von der Art, wie *sinnliche Objekte an sich* vor ihrer Vergleichung untereinander in uns vorgestellt werden, wie ich schon bemerkt habe. Was sind sie also? Sie sind *Bedingungen von der Möglichkeit einer Vergleichung zwischen den sinnlichen Objekten*, d. h. eines Urteils über ihr Verhältnis zueinander. Ich will mich hierüber näher erklären.

1. Verschiedene Vorstellungen können nicht zu gleicher Zeit (in ebendemselben Zeitpunkt) in ebendemselben Subjekt koexistieren.

2. Ein jedes Urteil über das Verhältnis der Objekte zueinander setzt die Vorstellung eines jeden an sich im Gemüte voraus. Dieses vorausgeschickt, so ergibt sich diese wichtige Frage: *wie ist ein Urteil über ein Verhältnis der Objekte zueinander möglich?* Ich nehme dieses an sich so evidente Urteil z. B. *das Rote ist vom Grünen verschieden*. Diesem müsste die Vorstellung des Roten und des Grünen an sich im Gemüte vorausgehen. Da aber diese Vorstellungen in ebendemselben Zeitpunkt, in ebendemselben Subjekt einander ausschliessen, und das Urteil sich doch auf beide zugleich bezieht und beide im Bewusstsein vereinigt, so kann die Möglichkeit desselben auf keinerlei Weise begreiflich gemacht werden. Die Zuflucht, die einige Psychologen hier zu den *zurückgelassenen Spuren* nehmen, kann zu nichts helfen. Denn die zurückgelassenen Spuren verschiedener Vorstellungen können ebensowenig als diese Vorstellungen selbst (wenn sie nicht in eine einzige zusammenfliessen sollen), zugleich im Gemüte stattfinden.

Dieses Urteil ist also nur durch die Vorstellung einer *Zeitfolge* möglich.

Zeitfolge ist schon an sich ohne Beziehung auf die darin vorgestellten Objekte eine *Einheit* im *Mannigfaltigen*. Der vorhergehende Zeitpunkt ist, *als ein solcher*, vom Folgenden *unterschieden*. Sie sind also nicht *analytisch einerlei*, und doch können sie nicht ohne einander vorgestellt werden, d. h. sie machen zusammen eine *synthetische Einheit* aus. Die Vorstellung einer Zeitfolge ist also eine notwendige Bedingung, nicht von der Möglichkeit der (wenn auch sinnlichen) *Ob-*

jekte an sich, sondern der Möglichkeit *eines Urteils über ihre Verschiedenheit*, welche ohne Zeitfolge kein Gegenstand unsrer Erkenntnis sein kann.

Von der andern Seite aber ist wiederum die *objektive Verschiedenheit* eine Bedingung von der Möglichkeit einer *Zeitfolge*, nicht bloss als Gegenstand unsrer Erkenntnis, sondern auch als Objekt der Anschauung an sich (indem Zeitfolge nur dadurch, dass sie Gegenstand unsrer Erkenntnis wird, an sich vorstellbar ist). Die Form *der Verschiedenheit* (wie auch die *objektive Verschiedenheit selbst*) und die Vorstellung einer *Zeitfolge* stehen also in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander. Wäre das Rote nicht vom Grünen, als Erscheinung an sich, *verschieden*, so konnten sie von uns nicht in einer *Zeitfolge* vorgestellt werden. Hätten wir aber nicht die Vorstellung einer *Zeitfolge*, so könnten immer das Rote und das Grüne verschiedene Objekte der Anschauung *sein*, wir konnten aber sie nicht als solche *erkennen*.

Eben dieses Verhältnis findet auch statt zwischen der Form der *Verschiedenheit* und der Vorstellung des *Aussereinanderseins* im Raume. Diese kann, ohne dass jene in den Objekten anzutreffen ist, nicht stattfinden. Jene ist ohne diese *für uns* nicht *erkennbar*.

Die Verschiedenheit der *äusseren* Erscheinungen wird nur alsdann in Zeit vorgestellt, wenn sie im Raum nicht vorgestellt wird, und so auch umgekehrt. Eine und ebendieselbe sinnliche Substanz (dieser Baum z. B.) wird nicht im Raume, sondern in der Zeit, als *von sich selbst verschieden* (verändert) vorgestellt. Verschiedene sinnliche Substanzen werden *als solche* nicht in der Zeit (indem das Urteil über ihre Verschiedenheit sie in ebendemselben Zeitpunkt zusammenfasst), sondern im Raume vorgestellt.

Die Form der Zeit kommt also nicht allen Objekten der äusseren Anschauung ohne Unterschied zu, sondern nur solchen, die nicht im Raum vorgestellt werden, und so auch umgekehrt, die Form des Raumes kommt nur denjenigen äusseren Objekten zu, die nicht in Zeit (in einer *Zeitfolge*, denn das Zugleichsein ist, wie ich dafür halte, keine *positive* Zeitbestimmung, son-

dern bloss *Verneinung einer Zeitfolge*) vorgestellt werden.

Diese Betrachtungen grenzen an meine Erörterung der *transzendentalen Täuschungen* (philosophisches Wörterbuch, Art. *Fiktion*), deren Beurteilung ich von Ihnen mit dem grössten Verlangen erwarte, womit ich Sie aber hier nicht länger aufhalten will.

Würdigster Mann! Da die von Ihnen zu erwartende Beantwortung dieses Schreibens mir von der äussersten Wichtigkeit ist, indem sie mir die *skeptischen Hindernisse* im Fortschritt des Denkens benehmen und eine bestimmte Richtung verschaffen wird; da ich mein ganzes Leben bloss der Erforschung der Wahrheit widme, und sollte ich auch zuweilen auf Abwege geraten, so sind doch wenigstens meine Fehler einer *Zurechtweisung* wert; so bitte ich Sie ergebenst, ja ich beschwöre Sie bei der *Heiligkeit Ihrer Moral*, mir diese Beantwortung nicht zu verweigern. In deren Erwartung ich verbleibe mit den Gesinnungen der grössten Hochachtung und innigsten Freundschaft

Ihr ergebenster
Salomon Maimon.

P. S. Sollte Ihre Beantwortung auch nicht ausführlich geschehen, so sind mir doch einige Fingerzeige von Ihnen wichtig genug. Ihr Brief kann geradezu an mich adressiert werden.

An Jacob Sigismund Beck

4. *Dez.* 1792.

Da Sie mir, würdiger Mann, in Ihrem Briefe vom 10. November einen Aufschub von vier Wochen bis zu meiner Antwort gelassen haben, welchen dieser Brief nur um wenige Tage übersteigen wird, so glaube ich, beigehende kleine Anmerkungen werden nicht zu spät anlangen. — Hiebei muss ich vorläufig erinnern, dass, da ich nicht annehmen kann, dass in der mir zugeschickten Abschrift die Seiten und Zeilen mit Ihrer in Händen habenden eben korrespondieren werden, Sie, wenn Sie die Seite der Abschrift, die ich zitiere,

nach den Anfangsworten eines Perioden, die ich hier durch Häkchen „ " bemerke, nur einmal aufgefunden haben, Sie, wegen der Gleichförmigkeit der Abschrift, die korrespondierenden Seiten in Ihrem Manuskript wohl auffinden werden. — Denn das mir Zugeschickte mit der *fahrenden Post* an Sie zurückzusenden, würde die Antwort an Sie gar zu sehr verweilen, sie aber mit der *reitenden* Post abzusenden, ein wenig zu kostbar sein: indem Ihr letzter Brief mit dem Manuskript mir gerade 2 Reichstaler Postporto gekostet hat, welche Kosten der Abschreiber leicht um dreiviertel hätte vermindern können, wenn er nicht so dick Papier genommen und mehr kompress geschrieben hätte.

Seite 5 heisst es von der Einteilung: „Ist sie aber synthetisch, so muss sie notwendig Trichotomie sein," dieses ist aber nicht unbedingt notwendig, sondern nur, wenn die Einteilung 1. a priori, 2. nach Begriffen (nicht, wie in der Mathematik, durch Konstruktion der Begriffe) geschehen soll. So kann man z. B. die reguläre Polyedra in fünferlei Körper a priori einteilen, indem man den Begriff des Polyedri in der Anschauung dargelegt. Aus dem blossen Begriffe desselben aber würde man nicht einmal die Möglichkeit eines solchen Körpers, viel weniger die mögliche Mannigfaltigkeit derselben ersehen.

S. — 7. Anstatt der Worte (wo von der Wechselwirkung der Substanzen und der Analogie der wechselseitigen Bestimmung der Begriffe in disjunktiven Urteilen mit jener geredet wird) „Jene hängen zusammen, indem sie": Jene machen ein *Ganzes* aus mit Ausschliessung mehrerer Teile ausser demselben; *im disjunktiven Urteil* usw.

S. — 8. Statt der Worte am Ende des Absatzes „das Ich *denke* muss alle Vorstellungen in der Synthesis derselben begleiten" begleiten *können*.

S. — 17. Statt der Worte „Ein Verstand, dessen reines *Ich denke*", Ein Verstand, dessen reines *Ich bin* usw. (denn sonst würde es ein Widerspruch sein zu sagen, dass sein reines *Denken* ein *Anschauen* sein würde).

Sie sehen, lieber Freund, dass meine Erinnerungen

nur von geringer Erheblichkeit sind; übrigens ist Ihre Vorstellung der Deduktion richtig. Erläuterungen durch Beispiele würden manchem Leser zwar das Verständnis erleichtert haben, allein auf die Ersparung des Raums musste auch gesehen werden.

Hrn. Eberhards und Garvens Meinung von der Identität des Berkleyschen Idealismus mit dem kritischen, den ich besser das Prinzip der *Idealität* des Raumes und der Zeit nennen könnte, verdient nicht die mindeste Aufmerksamkeit: denn ich rede von der Idealität in Ansehung der *Form* der *Vorstellung*: jene aber machen daraus Idealität derselben in Ansehung der *Materie* d. i. des *Objekts* und seiner Existenz selber. — Unter dem angenommenen Namen *Änesidemus* aber hat jemand einen noch weitergehenden Skeptizismus vorgetragen: nämlich, dass wir gar nicht wissen können, ob überhaupt unsere Vorstellung irgend etwas anderes (als Objekt) korrespondiere, welches etwa soviel sagen möchte, als: Ob eine Vorstellung wohl Vorstellung sei (*etwas* vorstelle). Denn Vorstellung bedeutet eine Bestimmung in uns, die wir auf etwas anderes beziehen (dessen Stelle sie gleichsam in uns vertritt).

Was Ihren Versuch betrifft, den Unterschied der Dichtigkeiten (wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen kann) an zwei Körpern, die doch beide ihren Raum ganz erfüllen, sich verständlich zu machen, so muss das Moment der Acceleration aller Körper auf der Erde hierbei, meiner Meinung nach, unter sich doch als gleich angenommen werden, so: dass kein Unterschied derselben, wie zwischen dx und dy, angetroffen wird, wie ich in meinem vorigen Briefe angemerkt habe und die Quantität der Bewegung des einen, mit der des andern verglichen (d. i. die Masse derselben), doch als ungleich können vorgestellt werden, wenn diese Aufgabe gelöst werden soll, so dass man sich sozusagen die Masse unter demselben Volumen nicht durch die *Menge* der Teile, sondern durch den Grad *spezifisch verschiedener Teile*, womit sie, bei eben derselben Geschwindigkeit ihrer Bewegung, doch eine verschiedene Grösse derselben haben könne, denken

könne. Denn, wenn es auf die Menge ankäme, so müssten alle ursprünglich als gleichartig, folglich in ihrer Zusammensetzung unter einerlei Volumen nur durch die leeren Zwischenräume unterschieden gedacht werden (quod est contra hypothesin). — Ich werde Ihnen gegen Ende dieses Winters meine Versuche, die ich hierüber während der Abfassung meiner Metaph. Anfangsgründe der N. W. anstellte, die ich aber verwarf, mitteilen, ehe Sie an die Epitomierung derselben gehen. — Zum Behuf Ihres künftigen Auszugs aus der Kritik der Urteilskraft werde Ihnen nächstens ein Pack des Manuskripts von meiner ehedem abgefassten *Einleitung* in dieselbe, die ich aber bloss wegen ihrer für den Text unproportionierten Weitläuftigkeit verwarf, die mir aber noch manches zur vollständigeren Einsicht des Begriffs einer Zweckmässigkeit der Natur Beitragendes zu enthalten scheint, mit der fahrenden Post zu beliebigem Gebrauche zuschicken. — Zum Behuf dieser Ihrer Arbeit wollte ich auch raten Snells, noch mehr aber Spaziers Abhandlungen, oder Kommentarien über dieses Buch in Überlegung zu ziehen.

Den Titel, den Sie Ihrem Buche zu geben denken: *Erläuternder Auszug aus den kritischen Schriften des K. Erster Band, der die Kritik der spekulativen und praktischen Vernunft enthält*, billige ich vollkommen.

Übrigens wünsche Ihnen zu dieser, so wie zu allen ihren Unternehmungen, den besten Erfolg und bin mit Hochachtung und Ergebenheit

Der Ihrige

Königsberg, d. 4. Dez. 1792. *I. Kant.*

An F. Th. de la Garde

21. *Dez.* 1792.

Ew. Hochedelgeb. sage den ergebensten Dank für die mir überschickten acht Exemplare der Kritik der Urteilskraft und was die zwölf übrigen betrifft, die ich mir gütigst aufzubehalten bitte, so werde darüber nächstens die Bestimmung erteilen.

Was die Benennung auf dem Titel, *verbesserte Auf-*

lage betrifft, so hat das im Grunde wenig zu bedeuten, denn unwahr ist es wenigstens nicht, wenn es mir gleich ein wenig prahlend zu sein schien.

Für den vortrefflichen Druck und das Korrekte dieser Auflage danke gar sehr und wünsche mit einem solchen Manne mehrmals in Geschäfte zu kommen.

Inliegenden Brief bitte gütigst auf die Post zu geben und versichert zu sein, dass ich jederzeit mit Hochachtung und Freundschaft sei

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener

Königsberg, d. 21. *Dez.* 1792. *I. Kant.*

An Johann Benjamin Erhard

21. *Dez.* 1792.

Innigstgeliebter Freund!

Dass Sie das Ausbleiben meiner über ein Jahr schuldigen Antwort mit einigem Unwillen vermerken, verdenke ich Ihnen gar nicht, und doch kann ich es mir nicht als verschuldet anrechnen, weil ich die Ursachen desselben, welche zu entfernen nicht in meinem Vermögen ist, mehr fühlen als beschreiben kann. Selbst Ihre Freundschaft, auf die ich rechne, macht mir den Aufschub von Zeit zu Zeit zulässiger und verzeihlicher, der aber durch den Beruf, den ich zu haben glaube, meine Arbeiten zu vollenden und also den Faden derselben nicht gern, wenn Disposition dazu da ist, fahren zu lassen (diese Indisposition aber, welche mir das Alter zuzieht, kommt oft) und durch andere unumgängliche Zwischenarbeiten, ja viele Briefe, deren Verfassern ich soviel Nachsicht nicht zutrauen darf, mir fast abgedrungen wird. — Warum fügte es das Schicksal nicht, einen Mann, den ich unter allen, die unsere Gegend je besuchten, mir am liebsten zum täglichen Umgang wünschte, mir näher zu bringen?

Die mit Hrn. *Klein* verhandelten Materien aus dem Kriminalrecht betreffend, erlauben Sie mir nur einiges wenige anzumerken, da das meiste vortrefflich und ganz nach meinem Sinn ist, wobei ich voraussetze, dass

Sie eine Abschrift der Sätze mit ebendenselben Nummern, als in Ihrem Briefe bezeichnet vor sich haben.

Ad. N. 5. Die Theologen sagten schon längst in ihrer Scholastik von der eigentlichen Strafe (poena vindicativa): sie würde zugefügt, nicht ne peccetur, sondern quia peccatum est. Daher definierten sie die Strafe durch malum physicum ob malum morale illatum. Strafen sind in einer Welt, nach moralischen Prinzipien regiert (von Gott, kategorisch notwendig, sofern darin Übertretungen angetroffen werden. Sofern sie aber von Menschen regiert wird, ist die Notwendigkeit derselben nur hypothetisch und jene unmittelbare Verknüpfung der Begriffe von Übertretung und Strafwürdigkeit dienen dem Regenten nur zur *Rechtfertigung*, nicht zur Vorschrift in ihren Verfügungen, und so kann man Ihnen wohl sagen: dass die poena mere moralis (die darum vielleicht vindicativa genannt worden ist, weil sie die göttliche Gerechtigkeit rettet) ob sie zwar der Absicht nach bloss medicinalis für den Verbrecher, aber exemplaris für andere sein möchte, doch, was jene Bedingung der Befugnis betrifft, ein *Symbol* der Strafwürdigkeit sei.

Ad. N. 9, 10. Beide Sätze sind wahr, obgleich in den gewöhnlichen Moralen ganz verkannt. Sie gehören zu dem Titel von den *Pflichten gegen sich selbst*, welche in meiner, unter Händen habenden Metaphysik der Sitten besonders, und auf andere Art als wohl sonst geschehen, bearbeitet werden wird.

Ad. N. 12. Auch gut gesagt. Man trägt im Naturrecht den bürgerlichen Zustand, als auf ein *beliebiges* pactum sociale gegründet, vor. Es kann aber bewiesen werden, dass der status naturalis ein Stand der Ungerechtigkeit, mithin es Rechtspflicht ist, in den statum civilem überzugehen.

Von Hrn. Prof. Reuss aus Würzburg, der mich diesen Herbst mit seinem Besuch beehrte, habe Ihre Inauguraldissertation und zugleich die angenehme Nachricht erhalten, dass Sie in eine Ehe, die das Glück Ihres Lebens machen wird, getreten sind, als wozu ich von Herzen gratuliere.

Mit dem Wunsch, von Ihnen dann und wann Nach-

richt zu bekommen, unter anderm wie Fräulein Herbert durch meinen Brief erbauet worden, verbinde ich die Versicherung, dass ich jederzeit mit Hochachtung und Ergebenheit sei

Der Ihrige

Königsberg, den 21. *Dez.* 1792. *I. Kant.*

An Carl Leonhard Reinhold

21. *Dez.* 1792.

Eine jede Zeile von Ihnen, teuerster Mann, ist für mich ein aufmunterndes Geschenk, vornehmlich wenn es durch ein solches begleitet wird, als Sie mir mit dem zweiten Teile Ihrer geist- und anmutsvollen Briefe machen. Wie sehr wünschte ich durch Schriftwechsel öfters dieses Vergnügens teilhaftig zu werden, aber auch an der neueren Bearbeitung zur Erörterung der höchsten Prinzipien der Erkenntnis, welche nur jetzt eine zur Wegräumung aller Schwierigkeiten gegen das System der Kritik dienliche Wendung genommen zu haben scheinen, tätigen Anteil nehmen zu können, wenn ich nicht, ausser anderen Hindernissen, noch durch die Bemühung, meinen Plan noch vor dem Toresschlusse zu beendigen, zurückgehalten würde, als wovon Sie mit der nächsten Ostermesse ein Stück erhalten werden, wovon ich den Titel jetzt noch nicht melden will, wovon Sie die Ursache zu derselben Zeit auch erfahren werden.

Ich weiss keinen besseren Kanal, inneliegenden Brief an unseren gemeinschaftlichen Freund Hrn. D. Erhard in Nürnberg sicher überkommen zu lassen, als durch Ihre gütige Bestellung, die ich mir hiemit erbitte.

Mit der grössten Hochachtung und Ergebenheit bin ich jederzeit

der Ihrige

Königsberg, d. 21. *Dez.* 1792. *I. Kant.*

An F. Th. de la Garde

4. Jan. 1793.

In meinem letzten Schreiben habe vergessen, Ew. Hochedelgeb. für das herrlich gebundene Exemplar meiner Kritik der Urteilskraft meinen Dank abzustatten.

Gegenwärtige wenige Zeilen gehen dahin, um Ihnen wegen der Disposition über die für mich bestimmten Exemplare die Mühe zu machen, solche noch einige Zeit, bis ich mir die Freiheit nehmen werde, etwas Näheres deshalb zu verfügen, für mich aufzubehalten, ausser dass Sie die Güte haben wollen, ein Exemplar an Hrn. Rat Reinhold in Jena und eines an Hrn. Magister Beck in Halle zu überschicken, zugleich auch einliegende Briefe gütigst zu bestellen. — Der ich übrigens mit vollkommener Hochachtung jederzeit bin

Ew. Hochedelgeb.

ganz ergebenster Freund und Diener

Königsberg, d. 4. Jan. 1793. *I. Kant.*

Von Johann Benjamin Erhard

Nbg., d. 17. Jan. 1793.

Mein Lehrer und mein Freund!

Ihr Brief war mir eine Quelle des Trostes. Er traf mich in einer melancholischen Stimmung, die mich öfters anwandelt und gewöhnlich bald besiegt ist, diesmal aber durch einen Haufen kleiner Umstände sehr mächtig wurde. Ihr Brief schlug einen grossen Teil dieser Gründe meines Missmuts in die Flucht dadurch, dass er mir zeigte, ich hätte in Ihren Augen einigen Wert und meine Hoffnung wieder belebte, dass ich auch bei andern denkenden und redlichen Menschen noch etwas gelten könnte. Die Ebbe und Flut meiner Selbstachtung und meines Vertrauens auf andere Menschen ist die Seelenkrankheit, der ich von Jugend auf unterworfen war. Ich wüsste sie mir nicht besser als durch den Ausdruck moralisches Fieber zu charak-

terisieren, und das meinige gehörte dann unter die Wechselfieber. Mein Trost ist auf diese Vergleichung gegründet, denn ich hoffe, so wie das Fieber, wenn es gut kuriert wird, keine nachteilige Spur im Körper zurücklässt, so wird auch diese Krankheit keinen Nachteil in der Seele zurücklassen, wenn es mir gelingen sollte, sie zu kurieren. Die Mittel, die ich gebrauchen will, sind folgende: 1. Schmiegung unter Konvenienz, wenn es mir nicht mein Gewissen verbietet. 2. Arbeit nach Vorsatz, nicht bloss nach meinem Hang; ich will daher mir eine medizinische Praxis zu erwerben suchen und mich in das hiesige Kollegium aufnehmen lassen. 3. Mich manchmal zwingen, seichten Gesprächen zuzuhören. Sollten diese Mittel gut sein, so brauche ich keine weitere Antwort, wo nicht, so bitte ich Sie, mir bessere zu raten. Hier erlauben Sie mir eine Gewissensfrage an Sie, deren Beantwortung mich trösten könnte. Hat es Ihnen nicht sehr viele Mühe gekostet, *nichts* als Professor in Königsberg zu werden? Das heisst, wie ich es verstehe, Ihre Talente für die Welt allein und nicht auch für sich selbst zu gebrauchen? Mir kostet es viele Anstrengung, in der Welt mein Glück *nicht* zu machen, das heisst, die Schwächen, die ich an den Menschen bemerke, nicht zu benutzen.

Nun wieder zu Ihrem Brief. Ich freue mich, dass ich bald die Metaphysik der Sitten werde zu sehen bekommen. Sie werden, hoffe ich, die Vollendung Ihrer Arbeiten noch erleben und dann mit Freuden sterben. Ich für meinen Teil sehe gerade in meinen heitersten Stunden den Tod als ein Glück an, das ich mir wünschen würde, wenn ich nur schon so viel nach meinen Kräften getan hätte, dass ich mit gutem Gewissen verlangen könnte, schon wieder vom Schauplatz abtreten zu dürfen. Dieses Gefühl des Verlangens nach dem Tode finde ich wesentlich von der Stimmung zum Selbstmord, der ich öfter ausgesetzt war, unterschieden. Auffallend ist es mir, dass unter den neuern Schriftstellern dieses *moralische* Sehnen nach dem Tode fast ganz unberührt geblieben ist. Der einzige Schwift in seinen vermischten Gedanken

hat unter den mir bekannten Schriftstellern folgenden Gedanken: „Niemand, der sein inneres Bewusstsein aufrichtig fragt, wird seine Rolle auf der Welt wiederholen mögen.“ Am ersten fand ich diesen Gedanken bei Ihnen und er hatte sogleich volle Evidenz für mich. Für Ihre Erinnerung über meine Gedanken bin ich Ihnen herzlich verbunden.

Von Fräulein Herbert kann ich wenig sagen. Ich hatte in Wien bei einigen ihrer Freunde meine Meinung über einige mir erzählte Schritte von ihr freimütig gesagt, und es dadurch mit ihr so verdorben, dass sie mich nicht sprechen mochte, als einen Menschen, der nach blosser Weltklugheit urteilte und kein Gefühl für das bloss individuell moralisch Richtige und Wahre hätte. Ich weiss nicht, ob es sich mit ihr derzeit gebessert hat. Sie ist an der Klippe gescheitert, der ich vielleicht mehr durch Glück als durch Verdienst entkam, an der romantischen Liebe. — Eine ideale Liebe zu realisieren, hat sie sich zuerst einem Menschen übergeben, der ihr Vertrauen missbrauchte, und wiederum einer solchen Liebe zu Gefallen hat sie dies einem zweiten Liebhaber gestanden — dies ist der Schlüssel zu ihrem Brief. Wenn mein Freund Herbert mehr Delikatesse hätte, so glaube ich, wäre sie noch zu retten. Ihr jetziger Gemütszustand ist kurz dieser: Ihr moralisches Gefühl ist mit der Weltklugheit völlig entzweit und dafür mit der feinern Sinnlichkeit der Phantasie im Bündnis. Für mich hat dieser Gemütszustand etwas Rührendes und ich bedaure solche Menschen mehr als eigentlich Verrückte, und leider ist die Erscheinung häufig, dass Personen der Schwärmerei und dem Aberglauben nur dadurch entfliehen, dass sie sich der Empfindelei, dem Eigendünkel und dem Traumglauben (fester Entschluss, seine Chimären, die man für Ideale hält, zu realisieren) in die Arme werfen und glauben, sie tun der Wahrheit einen Dienst dadurch.

Mit meiner Frau kann ich mit Recht zufrieden sein.

Nun leben Sie diesmal wohl. Ich werde nächstens Ihnen über einige Gegenstände meiner jetzigen Untersuchungen konsultieren, wo ich in Ihren künftigen

Schriften Belehrung zu erwarten habe, darüber verlange ich keine Antwort. Ich kann mich so gut den Ihrigen nennen, als wenn Sie mein leiblicher Vater wären, denn Sie taten mehr an mir.

Ihr

Erhard.

N. S. Girtanner will immer wissen, ob Sie seine Chemie gelesen haben und was Sie davon halten.

Von Carl Leonhard Reinhold

21. *Jan.* 1793.

Mein höchstverehrungswürdiger Lehrer!

Ihre überaus gütige Zuschrift, durch welche Sie mir den Empfang des zweiten Teils meiner Briefe über *Ihre* Philosophie berichten, und das Exemplar der zweiten Ausgabe Ihrer Kritik der Urteilskraft, das vermutlich in Leipzig eine Zeitlang aufgehalten wurde und mich daher bereits in Gesellschaft und im Genusse eines früher eingetroffenen gefunden hat, sind mir vor drei Wochen fast zugleich zu Händen gekommen. Beide sind mir unschätzbare Beweise Ihrer fortdauernden Gewogenheit, und nur die Unpässlichkeit, die mich diesen Winter um so manche gute Stunde gebracht und zumal diesen Monat über meine Gemütskräfte untätig gemacht hat, hat mich bis jetzt abgehalten, Ihnen meinen wärmsten Dank zu sagen.

Dies ist nun das viertemal, dass ich die Kritik der Urteilskraft lese und studiere. Jedesmal überrascht sie mich im eigentlichsten Verstande mit einer solchen Menge neuer Aufschlüsse, dass ich zumal bei der Menge meiner Arbeiten mich immer in Verlegenheit befinde, wie ich die reiche Ausbeute, ohne das meiste davon wieder einzubüssen, unterbringe. Noch nie hat wohl ein Mensch einem andern so viel, so unermesslich viel zu danken gehabt, als ich Ihnen.

Da mein Geist täglich mit dem Ihrigen beschäftigt ist, da mir kein Mensch, selbst von denen, die um mich herum leben, so sehr gegenwärtig ist, als Sie, so wird mir die Pflicht, Ihre der ganzen Menschheit heilige

Zeit durch ehrerbietiges Stillschweigen zu schonen, um so leichter, und da meine Lebensjahre schwerlich zureichen werden, um mir die Schätze der Belehrung, die in Ihren Schriften für mich enthalten sind, zunutze zu machen, so kann ich den Versuchungen, die mich sehr oft anwandeln, mir für meine schriftstellerischen Versuche neue und besondere Belehrungen auszubitten, ohne sonderliche Selbstverleugnung widerstehen. Je mehr sich die Arbeiten Ihrer Schüler vervielfältigen, desto weniger können Sie Musse haben, dieselben zu lesen, geschweige denn verbessernde Hand daran zu legen. Ich wünsche es nicht nur nicht, dass Sie die meinigen lesen, sondern ich glaube sogar, dadurch selbst einzubüssen, wenn Sie von der Zeit, die Sie Ihren doktrinalen Werken gewidmet haben, auch nur eine Stunde auf die Lektüre von denjenigen Ausarbeitungen verwenden, durch welche ich die ewigen Wahrheiten, die sie mich gelehrt haben, gegen Missverständnisse zu sichern suche.

Wenn ich aber diesfalls irgendeine Ausnahme mir zu wünschen erlaubte, so würde dieselbe die *Briefe über Ihre Philosophie* treffen, die mir durch Ihren Beifall (den diejenigen des ersten Bandes, welche der Merkur vorläufig bekanntmachte, zu erhalten das Glück hatten) besonders lieb geworden sind. Sollten Sie unbeschäftigte Zeittrümmerchen über kurz oder lang übrig haben und dieselben dem zweiten Teile der gedachten Briefe zuwenden können — auch dann würde ich Sie bitten, keineswegs das ganze Buch, sondern aus den zwölf Briefen nur fünf, nämlich den *sechsten*, *siebenten*, *achten*, *elften* und *zwölften* zu lesen. Der sechste versucht es, die Begriffe von Sittlichkeit, Pflicht, Recht und Naturrecht, der siebente von *Begehren* und Wollen, der achte von der Freiheit, zu entwickeln; der elfte enthält eine Skizze zur *Geschichte* der Moralphilosophie und der Zwölfte enthält meine Erwartungen von dem Erfolg *Ihrer* Bemühungen. Wenn ich nicht unrecht berichtet bin, so sind sie eben mit der *Metaphysik der Sitten* und folglich mit Ideen beschäftigt, bei denen ich nicht fürchten darf, durch den Inhalt jener Briefe Veranlassung zu einer Unter-

brechung Ihres Geschäftes zu werden — und Sie haben dasjenige, was Sie etwa mir zur Berichtigung meiner Versuche zu sagen, für gut finden dürften, eben bei der Hand.

Ihr Urteil über den Inhalt, besonders des siebenten und achten Briefes, würde mir, dasselbe möchte nun für meine Theorie von Willen und Freiheit günstig oder ungünstig ausfallen, zum Behuf meines *Versuches einer Theorie des Begehrungsvermögens*, den ich schon seit einigen Jahren in meiner Seele herumtrage, die grösste Wohltat sein. Ein paar Winke in ein paar Zeilen hingeworfen, werden mich entweder über das Protonpseudos belehren und gegen das Unglück, auf einem unrichtigen Wege weiter fortzugehen, bewahren, oder falls der Weg nicht verfehlt ist, Herzstärkung zur Überwindung der grossen Schwierigkeiten sein, die ich bereits aus Erfahrung kenne und die mir noch auf demselben bevorstehen.

Die Kantische Philosophie wird hier sehr eifrig studiert. Ich lese jedes Winterhalbjahr über die Kritik, aus der ich einen Auszug diktiere. Im Jahre 1790 hatte ich in diesem Kollegium 95, im Jahre 1791 107 und diesen Winter 158 Zuhörer.

Wenn Ihnen meine schriftlichen Besuche nicht ungelegen kämen, wenn die Mitteilung kleiner Notizen zu Literaturgeschichte Ihrer Philosophie Ihnen einiges Vergnügen machte, wie gerne wollte ich auf Erwiderung meiner Briefe Verzicht tun und mich glücklich schätzen, Ihnen monatlich oder vierteljährlich schreiben zu dürfen. Geben Sie hierüber nur einen Wink

Ihrem ewig verpflichteten Verehrer
Reinhold.

Jena, d. 21. *Jan.* 792 [*verschrieben statt* 1793].

Mit lebhafter Sehnsucht sehe ich dem neuen Werke entgegen, das Sie mir unter einem so strengen Inkognito ankündigen — und freue mich auf die Überraschung, die ich von seinem Inhalt erwarte.

An Elisabeth Motherby

11. *Febr.* 1793.

Die Briefe, die ich Ihnen, meine geehrteste Mademoiselle, hiemit zuzuschicken die Ehre habe, habe ich von aussen nach der Zeit, wie sie eingelaufen sind, numeriert. Die kleine Schwärmerin hat daran nicht gedacht, ein Datum beizusetzen. — Der dritte Brief von der Hand eines andern ist nur beigelegt worden, weil eine Stelle in demselben wegen ihrer seltsamen Geistesanwandlungen einigen Aufschluss gibt. Mehrere Ausdrücke, vornehmlich im ersten Briefe, beziehen sich auf meine von ihr gelesenen Schriften und können ohne Ausleger nicht wohl verstanden werden.

Das Glück Ihrer Erziehung macht die Absicht entbehrlich, diese Lektüre als ein Beispiel der Warnung vor solchen Verirrungen einer sublimierten Phantasie anzupreisen, aber sie kann doch dazu dienen, um dieses Glück desto lebhafter zu empfinden.

Mit der grössten Hochachtung bin ich, meine geehrteste Mademoiselle

Ihr ergebenster Diener

d. 11. *Febr.* 1793. *I. Kant.*

An Johann Christoph Linck

15. *Febr.* 1793.

Ew. Wohlgeboren habe die Ehre, hiemit den Überbringer dieses, Hrn. Krüger aus Pommern, meinen bisherigen, soviel ich weiss, wohlgesitteten Zuhörer, für Ihre Wahl zum Hofmeister bei Hrn. Major von Stutterheim vorzustellen. Hr. Geheimrat Schlemüller und Hr. Hofrat Espanhiac würden von seiner Conduite weitere Auskunft geben können, womit ich mich Ihrer Freundschaft und Gewogenheit ferner empfehle und mit vollkommener Hochachtung jederzeit bin

Ew. Wohlgeb.

ganz ergebenster treuer Diener

d. 15. *Febr.* 1793. *I. Kant.*

Von Johann Bering.

9. *März* 1793.

Wohlgeborner und Hochgelehrter
Höchstgeehrter Herr Professor!

Sie erlauben mir, dass ich nach langem Schweigen einmal wieder schriftlich mit Ihnen reden darf. Ich würde dieses Vergnügen öfter geniessen, wenn mich nicht der Gedanke eines zudringlichen und lästigen Menschen, welchen Vorwurf ich doch zum Teil wirklich verdiene, davon abhielte. Was bei mir aber diesen Vorwurf einigermassen entschuldigt, ist der Gedanke, dass es Ihnen doch unmöglich gleichgültig sein könne, zu wissen, ob das von Ihnen angezündete Licht unter einem Scheffel oder auf einen Leuchter gestellt werde.

Den Druck, unter welchem die Philosophie bisher lebte, werden Sie teils aus meinem letzten Briefe, teils aus der Erzählung des Hrn. Dr. Jachmann, der mir bei seinem kurzen Aufenthalt in Marburg einige vergnügte Stunden gemacht, erfahren haben. Allmählich scheinen indes die hiesigen Augen für das Licht mehr Empfänglichkeit zu bekommen. Viel hoffte ich in dieser Rücksicht durch den nach Giessen berufenen Herr Professor Schmid zu gewinnen. Allein diese Freude war von kurzer Dauer. Er geht auf Ostern wieder nach Jena zurück, welche Trennung mir sehr nahe geht. Etwas habe ich inzwischen auch dadurch gewonnen, dass ein Schüler von Ihnen, Zimmermann, hier Professor der Theologie geworden ist, und der durch die Anwendung der aus Ihren Schriften gelernten Prinzipien zeigt, dass die Kantische Philosophie nicht in bloss müssigen Spekulationen bestehe. Auch ist der ehemalige Professor Theologiae nunc Juris Robert von mir bekehrt und Ihr grosser Verehrer.

Der hiesige Buchhändler Krieger hat auf meine Veranlassung sich an Sie gewendet und um den Verlag Ihrer kleineren, neuen Abhandlung gebeten. Sollte es angehen, so wünschte ich, dass ihm seine Bitte gewähret würde, zumal da schon eine Sammlung, ver-

mutlich ein Nachdruck, in Neuwied herausgekommen ist.

Werden Sie uns dann in der nächsten Messe nicht mit etwas von Ihnen beschenken? Das Gerücht nennt zwei Schriften, die Sie liefern würden, die Metaphysik der Sitten und etwas über die Moral, und die Erwartung Ihrer Verehrer ist in Ansehung beider sehr gespannt. Gott schenke Ihnen Leben und Kräfte, um das Gebäude, wozu Sie bisher den Grund gelegt, völlig aufzuführen und darzustellen; dieses ist einer meiner sehnlichsten Wünsche, der ich mit wahrer Achtung unausgesetzt bin

Ew. Wohlgeboren
treuer Verehrer
und ganz gehorsamster Diener

Marburg, d. 9. März 1793. *Bering.*

Von Carl Spener.

9. *März* 1793.

Verehrungswürdiger Mann!

Durch die Berliner Monatsschrift habe ich mittelbarerweise den Vorzug, Ihr Verleger zu sein! Erlauben Sie, dass ich mich hierdurch zu einer Bitte an Sie berechtigt halten dürfe. Das Novemberstück gedachter Monatsschrift vom Jahr 1784 ist vergriffen und ich muss (wenngleich der Fall, dass bei der jetzigen Korpulenz der Monatsschrift ein vollständiges Exemplar verlangt wird, äusserst selten vorkommt), zum Dienst des Publikums dennoch für eine neue Auflage sorgen. Indem ich jetzt die ersten Korrekturbogen desselben durchlese, sehe ich wohl, wem ich den verhältnisweise schnelleren Absatz dieses Monatsstückes zu verdanken habe, den herzerhebenden *Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.*

Dankbar gegen den Verfasser derselben, erinnere ich mich der hohen Gefühle und Ahnungen, welche sie bei ihrer ersten Erscheinung in mir zur Gewissheit brachten, und des Vorsatzes, den sie in mir befestigten,

in meinem kleinen Wirkungskreise weltbürgerlich zu handeln. Ach, mit welcher Wehmut muss ich jetzt nach neun Jahren, bei einer zweiten Auflage, sehen, dass dieser vortreffliche Aufsatz nicht bis zu den Fürsten und zu ihren Räten gedrungen ist, den edlen Kronprinzen von Dänemark ausgenommen! Wie niederschlagend ist die jetzige höchste Spannung des Antagonismus. Ist es nicht Pflicht, durch irgendeinen Tropfen Öl die schreckliche Friktion zu vermindern, die Hunderttausende zu zerquetschen droht? Darf ein Mann, den die Vorsicht mit dem seltenen Kopf und Herzen, das hierzu erfordert wird, ausgerüstet hat — darf er diesen Beruf von sich ablehnen? Zeigt seine Weisheit Ihm nicht den Weg, auf welchem dies mit der Behutsamkeit, welche die Umstände notwendig machen, geschehen könne, ohne dass dabei dem Interesse und der Wichtigkeit des Zeitpunktes etwas vergeben werde? Haben neun Jahre fortgesetzter Beobachtung und Nachdenkens über diesen merkwürdigsten aller Gegenstände nicht irgendeinen neuen Funken aus Ihm hervorgelockt, den aufzufangen, sein Vaterland jetzt empfänglicher sein möchte als je? Wollte, möchte er diesen zurückhalten? Ach, so mag ich wenigstens nicht der Mitschuldige sein!

Entschuldigen, verzeihen Sie, verehrungswürdigster Mann, die Sprache dieser Aufforderung! Sollten Sie mir auch mit Ernst antworten, dass mein Herz mit meinem Verstande davonläuft, so fühle ich doch deutlich genug, dass man im dreiundvierzigsten Lebensjahre, bei einem durch frühe Kränklichkeit gebeugten Körper nicht füglich mehr schwärmt. In keinem Fall fürchte ich, dass Sie in meinem Anliegen den blanken Eigennutz des Verlegers erkennen und daher, der besseren Motive, deren ich mir dabei bewusst bin, ohnerachtet es mir versagen werden, dass ich, von den sechsundzwanzig Kolumnen, welche dieser Aufsatz füllt, bei Gelegenheit dieser nur auf hundertundfünfzig Exemplare angesetzten neuen Auflage des Monatsstückes selbst, eine Anzahl besonders abdrucken lassen dürfe. Aber doppelt glücklich würde ich sein, wenn Sie dieser Skizze, mit oder ohne Rücksicht auf die

jetzigen Zeitumstände (wenn auch letzteres nicht explicite geschähe), einige weitere Ausdehnung oder einige gelinde Anwendung zu erteilen geraten finden möchten! Hume sagte in den ersten Jahren von Pitts jetziger Administration: This is the age for young men! Wie, wenn Ihre Abhandlung jetzt von neuem, und einzeln publiziert, in irgendeines Jünglings Hände fiele, den die Vorsicht dazu bestimmt haben mag, dereinst unter eines Kronenträgers Namen ein mächtiges Land zu beherrschen! Wie, wenn diese Bogen in seine Seele den Samen ausstreuten, der dereinst Früchte bringen würde, die sonst dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte später zuteil werden würden? Ist es blosser Zufall, dass *gerade jetzt* Ihre Ideen einer neuen Auflage bedürfen? Ich wenigstens mag die Verantwortlichkeit für die Unterlassung nicht teilen, dixi und salvavi animam. —

Mit der herzlichsten innigsten Verehrung bin ich lebenslang

Dero

gehorsamst ergebenster

Berlin, d. 9. März 1793. *Carl Spener.*

An Carl Spener

22. *März* 1793.

Hochgeschätzter Mann!

Ihr den 9. März an mich abgelassener, den 17. angelangter Brief hat mich dadurch erfreut, dass er mich an Ihnen einen Mann hat kennen lernen, dessen Herz für eine edlere Teilnahme, als bloss der des Handlungsvorteils empfänglich ist. Allein in den Vorschlag einer neuen abgesonderten Auflage des Stücks der B. Monatsschrift „über die Abfassung einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" am wenigsten mit auf gegenwärtige Zeitumstände gerichteten Zusätzen, kann ich nicht entrieren. — Wenn die Starken in der Welt im Zustande eines Rausches sind, er mag nun von einem Hauche der Götter, oder einer Mufette herrühren, so ist einem Pygmäen, dem seine Haut lieb ist, zu raten, dass er sich ja nicht in ihren Streit mische,

sollte es auch durch die gelindesten und ehrfurchtvollsten Zureden geschehen; am meisten deswegen, weil er von diesen doch gar nicht gehört, von andern aber, die die Zuträger sind, missgedeutet werden würde. — Ich trete von heute über vier Wochen in mein siebzigstes Lebensjahr. Was kann man in diesem Alter noch Sonderliches, auf Männer von Geist wirken zu wollen, hoffen? und, auf den gemeinen Haufen? Das wäre verlorene, ja wohl gar zum Schaden desselben verwandte Arbeit. In diesem Reste eines halben Lebens ist es Alten wohl zu raten, das „non defensoribus istis tempus eget" und sein Kräftemass in Betrachtung zu ziehen, welches beinahe keinen andern Wunsch, als den der Ruhe und des Friedens übrig lässt.

In Rücksicht hierauf werden Sie mir, wie ich hoffe, meine abschlägige Antwort nicht für Unwillfährigkeit auslegen; wie ich denn mit der vollkommensten Hochachtung jederzeit bin

Ihr

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 22. *März* 1793. *I. Kant.*

Von Johann Gottlieb Fichte

2. *April* 1793.

Wohlgeborener Herr
Höchstzuverehrender Herr Professor!

Schon längst hat mein Herz mich aufgefordert, an Euer Wohlgeboren zu schreiben, aber ich habe diese Aufforderungen nicht befriedigen können. Euer Wohlgeboren verzeihen auch jetzt, wenn ich mich allenthalben so kurz fasse, als möglich.

Da ich mir — schmeichelt mir das — eine jugendliche Eitelkeit, oder ist es in der Erhabenheit Ihres Charakters, sich auch zum Kleinen herabzulassen? — da ich mir einbilde, dass Euer Wohlgeboren einigen Anteil an mir nehmen, so lege ich Ihnen meine Pläne vor. — Jetzt habe ich vors erste meine Offenbarungs-

theorie zu *begründen*. Die Materialien sind da, und es wird nicht viel Zeit erfordern, sie zu ordnen. — Dann glüht meine Seele von einem grossen Gedanken: die Aufgabe, Seite 372—374 der Kritik der reinen Vernunft (dritte Auflage) zu lösen. — Zu allem diesen bedarf ich sorgenfreie Musse; und sie gibt mir die Erfüllung einer unerlässlichen aber süssen Pflicht. Ich geniesse sie in einem mir sehr zuträglichen Klima, bis jene Aufgaben gelöst sind.

Ich habe zu meiner Belehrung und zu meiner Leitung auf meinem weiteren Wege das Urteil des Mannes, den ich unter allen am meisten verehre, über meine Schrift gewünscht. Krönen Sie alle Ihre Wohltaten gegen mich damit, dass Sie mir dasselbe schreiben. Ich habe jetzt keine bestimmte Adresse. Kann nicht etwa Ihr Schreiben mit einem der Königsberger Buchhändler nach Leipzig zur Messe abgehen (in welchem Falle ich es abholen werde), so hat die Frau Hofpredigerin *Schulz* eine sichere, aber in etwas verspätende Adresse an mich. — Der Rez. der N. D. A. B. setzt mich in den krassesten Widerspruch mit mir selbst; doch, das weiss ich zu lösen: aber er setzt mich in den gleichen offenbaren Widerspruch mit dem Urheber der kritischen Philosophie. Auch das wüsste ich zu lösen, wenn es nicht nach seiner Relation, sondern nach meinem Buche gehen soll.

Und jetzt, wenn die Vorsehung nicht das Flehen so vieler erhören, und Ihr Alter über die ungewöhnlichste Grenze des Menschenalters hinaus verlängern will, jetzt, guter, teurer, verehrungswürdiger Mann, nehme ich auf diese Welt für persönliches Anschauen Abschied, und mein Herz schlägt wehmütig, und mein Auge wird feucht. In jener Welt, deren Hoffnung Sie so manchem, der keine andere hatte, und auch mir gegeben haben, erkenne ich gewiss Sie, nicht an den körperlichen Zügen, sondern an Ihrem Geiste wieder. Wollen Sie mir aber auch in meiner künftigen weiteren Entfernung erlauben, schriftlich — nicht Ihnen zu sagen, was ewig unabänderlich ist, dass ich Sie unaussprechlich verehre — sondern mir Ihren Rat, Ihre

Leitung, Ihre Beruhigung vielleicht zu erbitten, so werde ich eine solche Erlaubnis bescheiden nützen.

Ihrer Gunst empfiehlt sich

Eurer Wohlgeboren

innigster Verehrer

Berlin, d. 2. April 1793. *Johann Gottlieb Fichte.*

Von Friedrich Heinrich Christian Schwarz

7. April 1793.

Verehrungswürdigster Lehrer!

Sehen Sie es nicht als jenen zudringlichen Stolz an, womit man einen grossen Mann oft zu belästigen pflegt, wenn Sie diesen Brief von einem Unbekannten erhalten. Die reinste Achtung und Dankbarkeit für Sie beherrscht mein Herz schon lange, und warum sollte ich länger dem Drange, dessen Befriedigung mir zum Bedürfnis geworden ist, widerstehen? Und gewiss, Sie sehen mir es nach, wenn ich einen Fehler gegen die feine Lebensart begehe und der Bescheidenheit zu nahe trete, um Ihnen zu sagen, dass ich — ewig Ihr Schuldner bin. Wenigstens wäre meine Ruhe zugrunde gerichtet gewesen, wenn Sie ihr nicht zu rechter Zeit zu Hilfe gekommen, und die traurigen Zweifel des Empirismus, die Antinomien, woraus mein Geist sich vergebens zu ringen bemühte, durch Ihre Kritik gelöst hätten. Zwar waren die Lehren des Evangeliums mir immer heilig, ich fühlte dabei eine Wahrheit, die ich gerne gegen alle feindlichen Angriffe gesichert gesehen hätte, aber die Entscheidung der Vernunft war mir doch über alles heilig, und eben daher kam ich in das fürchterlichste Gedränge. Zum Glück empfahl mir damals mein Freund Snell in Giessen Ihre Kritik — und meine Ruhe ist auf ewig gerettet — Oh, teurer Mann, mit Tränen in den Augen schreibe ich dies — könnte ich, könnte ich Ihnen nur die Gefühle meines Herzens zurufen — Gott sei Ihr Lohn! —

Sie haben keinen neuen Glauben, keine neue Tugend gelehrt, aber Sie haben Ideen eröffnet, welche

in einem Zeitalter, da die Philosophie ihre höchste Vermessenheit erreichte und sich mit der Frivolität verbündete, nur allein die nötige Stütze geben konnten. Wenn einst eine Geschichte in weltbürgerlicher Absicht nach Ihrer vortrefflichen Idee entworfen wird, dann wird Kants Zeitalter durch einen Glanz hervorstechen, dessen sich die Nachwelt um so mehr freuen muss, je drohender ihr die Gefahr erscheinen wird, worin die vorhergehenden Sophistereien unsern Weltteil würden gestürzt haben. — Doch hiervon muss ich schweigen.

Schon über sechs Jahre sind es, dass ich Ihre Schriften studiert habe. Ich leugne nicht, dass mir dieses Studium anfangs schwer wurde — wahrscheinlich darum, weil mein Kopf zuviel an die Leibniz-Wolfsche Schule gewöhnt war. Aber *jetzt glaube ich Sie völlig zu verstehen* und finde mich nun um so mehr für jenes Studium belohnt. Ja, es wird mir oft unbegreiflich, wie man Sie *noch missverstehen* kann, und dass verleitet mich beinahe zu dem intoleranten Urteile, dass die Gegner Ihres Systems einige *Schuld* an ihren Vorurteilen und Missverständnissen haben. Doch die gute Sache muss am Ende siegen. Die Resultate Ihrer Philosophie scheinen mir jetzt so natürlich, so plan, dass ich nicht die beste Meinung von meinem Kopfe hegen kann, der Sie nicht sogleich verstehen konnte. Selbst in meinem Predigtamte bei einer Dorfgemeinde und in meinem Erziehungsgeschäfte, das ich dabei besorge, fühle ich durch die kritische Philosophie mich ausserordentlich erleichtert. Aber eben darum fand ich mich gedrungen, zu dem Publikum in betreff der kritischen Philosophie schon einige Male zu reden. Sie wird hin und wieder so sehr verkannt, und zwar bei jetzigen Zeitläuften auf eine *sehr gefährliche* Art verkannt, dass es die Pflicht eines jeden ist, der es mit der Welt wohl meint, der dabei Fähigkeit und inneren Beruf in sich fühlt, jene grossen Ideen, die unser verehrungswürdiger Lehrer erfand, von mancherlei Seiten darzustellen und in Umlauf zu bringen. Ich habe dieses neulich in einer Schrift über Erziehung der Töchter versucht, weil Ihre Ideen einer

jeden Erziehungstheorie, die zweckmässig und gründlich sein soll, zum Grunde liegen müssen. Und nun machte ich einen andern Versuch in beiliegender Schrift über Religiosität. Verzeihen Sie, mein teuerster Lehrer, wenn Ihr dankbarer Schüler Ihnen durch Überreichung eines Exemplars einen wiewohl bei weitem zu geringen Beweis seiner Achtung geben wollte. Vielleicht würdigen Sie diese Schrift nur mit einem Blick zu durchlaufen, bemerken Sie dann einigen Wert in derselben, so darf ich sie ja ungescheut Ihrem Schutze empfehlen, finden Sie hingegen die Unvollkommenheiten überwiegend, so bitte ich um nichts weiter, als die Absicht des Verfassers gütig zu beurteilen. Auf jeder Seite hätte ich Sie als Gewährsmann nennen müssen, wenn mir das nicht der schuldigen Ehrerbietung zu nahe zu treten geschienen hätte, den Namen eines grossen Mannes zu oft im Munde zu führen und ihn vielleicht durch meine Schwächen zu entweihen. Damals, wie ich das Werkchen schrieb, hielt ich Sie noch für den Verfasser der Kritik aller Offenbarung.

Alle Ihre grösseren und die meisten Ihrer kleineren mir bekannten Schriften habe ich gelesen; nur wünschte ich, und das ist wohl der Wunsch des ganzen philosophischen Publikums, Ihre kleineren Schriften in einer vollständigen Sammlung zu sehen. Und je mehr ich von Ihnen lese, desto mehr wünsche ich von Ihnen zu lesen. Für Ihre Verehrer haben Sie immer noch zu wenig geschrieben, ohnerachtet der innere Gehalt auch Ihrer kleinsten Abhandlung von unendlicher Wichtigkeit ist. Wann erhalten wir Ihre Moral und Ihre andern Systeme? — Ihnen, unschätzbarer Mann, ein heiteres Alter, ein glückliches Leben, eine lange, bis zum höchsten Erdenziele verlängerte Gesundheit wünschen, das heisst, von der Vorsehung eine der grössten Segnungen für unser — und das künftige — Zeitalter erbitten. — Doch schon wieder muss ich die unbescheidne Darlegung meiner Gefühle, wovon das Herz für Sie überströmt, mit Gewalt zurückhalten.

Mein Schwiegervater, der Professor Jung in Mar-

burg, lässt Ihnen seine dankbare Verehrung versichern. — Ich würde Sie nicht selbst durch dieses Schreiben belästigt haben, sondern durch einen meiner akademischen Freunde, den Magister Diefenbach, das Buch haben überreichen lassen, wenn ich wüsste, ob dieser würdige Mann noch in Königsberg wäre. Also nochmals Verzeihung dafür, dass ich einem Manne hierdurch seine Zeit raubte, die der Welt so unendlich schätzbar ist! — Verzeihung für eine Zudringlichkeit, die meine innige Achtung für Sie notwendig machte, und Ihre erhabne Denkungsart gütig aufnehmen wird

Ihrem dankbaren Verehrer

F. H. C. Schwarz.

Dexbach im Hessendarmstädtischen ohnfern Marburg, d. 7. April 1793.

Von Christoph Andreas Leonhard Creuzer

7. April 1793.

Wohlgeborner
Höchstzuverehrender Herr Professor!

Empfangen Sie, grosser und würdiger Mann, den herzlichen Dank eines Jünglings, dem Ihre bewunderten Schriften so manche wichtige Belehrung, sooft Licht und Beruhigung auf dem dunkeln Pfade dieses Erdenlebens gaben. — Wie viele Nebel sind seit ihrer ersten Lektüre von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles beseligender Glaube, obgleich deine falschen Apostel sagen: Du wärest lichtscheu! — Ja, verehrungswürdiger Lehrer, war je eine Philosophie imstande, Kopf und Herz des Menschen in harmonischen Einklang zu versetzen, so ist es die Ihrige. Von dieser Wahrheit bin ich so innig überzeugt, dass ich von ihr mit der ruhigsten Resignation auch über die letzte aller Lehren, die Lehre von der Freiheit des Willens, noch den beruhigendsten Aufschluss erwarte.

Möchte es Ihnen doch gefallen, diesen Aufschluss selbst zu geben! Selbst die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die alle bisherigen Freiheitstheorien

und auch diejenige drücken, womit Sie uns im Aprilstück der Berlinischen Monatsschrift 1792 beschenkt haben. Ich wage es, Sie darum zu bitten, und wünsche nichts sehnlicher, als dass die kleine Schrift, die ich Ihnen hier als ein geringes Denkmal meiner aufrichtigsten Verehrung und innigsten Dankbarkeit beilege, zur Erfüllung dieser Bitte etwas beitragen möge. Ich würde mich für meine Arbeit überflüssig belohnt achten, wenn Ew. Wohlgeboren auch nur einige gütige Rücksicht darauf nehmen wollten.

Der ich übrigens mit der aufrichtigsten Verehrung verharre

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener

Marburg, d. 7. April 1793. *Leonh. Creuzer.*

An Johann Christoph Linck

15. *April* 1793.

Ew. Wohlgeboren

kann ich jetzt ein für die vakante Kondition taugliches Subjekt in Vorschlag bringen. Es ist Hr. Magister Jacobi, der vor kurzem hier ein Institut zur Unterweisung junger Leute, die sich dem Handel widmen wollen, öffentlich ankündigte, diesen Anschlag aber wegen Mangel an Liebhabern jetzt aufgegeben hat. — Ich hatte ihm nämlich bei den Besuchen, die er mir abstattete, von dem Auftrage, den ich habe, einen Erzieher für einen jungen Menschen von etwa sieben Jahren mit 200 Rtlr. jährlichem Gehalt zu suchen, doch unter Verschweigung aller Namen, Eröffnung getan und er setzte mich vorgestern in Verwunderung, als er sich gegen mich erklärte, eine solche Stelle wohl selbst annehmen zu wollen, wenn vornehmlich dabei einige Aussicht zur Versorgung mit einer Priesterstelle verbunden wäre; denn er hat sich uranfänglich zur Theologie habilitiert und ist nur auf jenen Plan gekommen, weil er dabei einen kürzeren Weg zur Versorgung zu finden hoffte. — Sonst ist er

auch als Autor einiger in die Geographie einschlagender und nicht übel aufgenommener Schriften bekanntgeworden.

Sollten Ew. Wohlgeb. nun noch keinen Kandidaten in Bereitschaft haben, so glaube ich, dieser würde zu dieser Stelle recht gut sein. Denn ob er gleich für einen Patron, der ein Vergnügen daran fände, sich an dem Hofmeister seines Hauses zu reiben, vielleicht nicht gewaffnet genug sein dürfte, so wird er doch auf sich auch nicht Prise geben, indem er gutmütig, überlegt und von Natur gefällig ist.

Wenn Sie ihn also schon kennen, so würde ich ihn, im Fall, dass Sie diesen Vorschlag akzeptieren, heute nachmittag nach 3 Uhr zu Ihnen schicken; sollten Sie ihn aber noch nicht, wenigstens nicht nahe genug kennen, so schlage ich vor: mich heute um dieselbe Zeit mit Ihrem gütigen Besuch, der als von ungefähr so zutreffend angesehen werden könnte, zu beehren, weil Sie ihn alsdann bei mir finden würden und ich das Gespräch darauf lenken könnte.

Es ist nicht mehr nötig, als Überbringern mündlich durch Ja oder Nein von Ihrem Vorsatz zu belehren.

Übrigens bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 15. *April* 1793. *I. Kant.*

Von Jacob Sigismund Beck

Halle, d. 30. *April* 1793.

Teuerster Lehrer!

Ich bin mit dem Druck des ersten Bandes meines Auszugs fertig und ich werde das Vergnügen haben, Ihnen ein Exemplar mit den nach Königsberg gehenden Messwaren zu überschicken. Herr Hartknoch setzte mich aber vor einiger Zeit durch eine Bitte in einige Verlegenheit. Er wollte auf dem Titel gesetzt wissen, dass Sie um meine Arbeit etwas gewusst haben,

um sie dadurch den Buchhändlern auf der Messe zu empfehlen. Er schrieb mir, dass Sie ihm dieses mündlich zugestanden hätten. Ich wollte deshalb an Sie schreiben, aber es sah mir nach Zudringlichkeit aus und ich unterliess es. Das Wort: mit Ihrer Bewilligung, wäre nicht allein widerrechtlich gewesen, sondern ich hätte Sie auch damit kompromittieren können. Ich habe auf das Titelblatt gesetzt: auf Ihr Anraten. Ich habe hin und her überlegt, ob ich auch damit etwas Ihnen Missfälliges tue, aber keinen Grund dazu auffinden können, weil, wenn sogar das Publikum mein Buch für schlecht halten sollte, auf Sie nichts weiter fallen kann, als dass Sie in der Wahl des Subjekts, das Sie dem Hartknoch vorgeschlagen, sich geirrt haben. Den Brief aber, worin mir dieser Mann schreibt, dass Sie, so etwas auf den Titel zu setzen, ihm bewilligt haben, habe ich in Händen und kann deshalb mich bei Ihnen rechtfertigen. Vielleicht sage ich unnützerweise darüber soviel; es kömmt aber lediglich daher, weil ich nicht will, dass Sie einigen Unwillen gegen mich haben.

Und nun, mein teuerster Lehrer, danke ich Ihnen für die Güte, dass Sie diese Arbeit mir wirklich zugewandt haben. Denn nicht allein, dass meine äusseren Umstände dadurch sehr sind verbessert worden, so habe ich mir sehr viel mehr Einsicht in die kritische Philosophie, als ich vorhin hatte und eine sehr gegründete und starke Überzeugung davon verschafft. Diese Philosophie ist mein grösstes Gut und in der gegenwärtigen Beschäftigung mit ihr erkenne ich mehr als jemals die wichtige Wohltat, die Ihre Bearbeitungen der Menschheit erweisen und preise mich glücklich, weil ich in dieser Periode und in Umständen lebe, da ich daran Anteil nehmen kann. Dieses Geständnis einer Seele, die so spricht, wie Sie denkt, erlauben Sie mir, Ihnen zu machen und mich dadurch gewissermassen von einer Last zu entledigen: Es gehört nur ein unermüdetes Nachdenken dazu, um Ihren Sinn richtig zu fassen und sich sodann auch davon zu überzeugen, wozu der Mut keinem Menschen entfallen darf und zwar wegen der Verwandtschaft dieser

Wissenschaft mit der Mathematik in dem Punkte, dass die Sache doch nicht ausser uns liegt. Die Beschäftigung mit der Kritik der Urteilskraft gibt mir einen abermaligen Beweis davon. Ehe ich die Feder ansetzte, habe ich sie mehrmals durchgelesen und durchgedacht. Die vielen Schwierigkeiten, die ich anfänglich antraf, verschwinden mir zusehends. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen mein Manuskript, welches den Auszug der Einleitung und der Exposition eines reinen Geschmacksurteils enthält, zu überschicken und bitte Sie, die Freundschaft für mich zu haben, die Einleitung anzusehen und die Stellen zu bemerken, wo ich Ihren Sinn dürfte verfehlt oder wenigstens nicht deutlich dargestellt haben. Sie erlauben mir aber wohl, Sie an das Versprechen zu erinnern, das Sie mir in Ihrem letzten Briefe taten, mir zur Benutzung ein paar Manuskripte zuzuschicken, eins, welches die Kritik der Urteilskraft und ein anderes, welches die Metaphysik der Natur angeht. Sie sind so gütig gewesen, mir ein Exemplar der neuen Auflage Ihrer Kritik der Urteilskraft durch Herrn la Garde zuschicken zu lassen, wofür ich Ihnen ergebenst danke und mit innigster Hochachtung bin

der Ihrige
Beck.

N. S. Die im vorigen Jahr Ihnen zugeschickte Abschrift meines Manuskriptes war mit der reitenden Post nach Konigsberg gegangen und dieses konnte nach einem Missbrauch Ihrer Güte aussehen. Der Fehler, den ich dabei begangen, war aber eigentlich der, dass ich mich nicht genau auf dem hiesigen Postamte erkundigte, wenn eigentlich von Berlin aus die fahrende Post abgeht, da von Halle aus keine andere als die fahrende abgeht. In dieser Rücksicht bitte ich, über die begangene Unart nicht zu schelten. Ein Mensch, dem ich das beikommende Manuskript zum Abschreiben gegeben, hat mich getäuscht, und ich muss es so schicken, wie ich es geschrieben habe. Ich glaube aber doch, dass Sie die Einleitung leserlich finden werden, und eigentlich liegt mir nur daran, dass Sie die Güte haben möchten, diese zu lesen.

An Abraham Gotthelf Kästner

März 1793.

Nehmen Sie, verehrungswürdiger Mann, meinen Dank für Ihren aufgeweckten und belehrenden Brief gütigst an (den mir eine, dem durch Göttingen durchreisenden Dr. Jachmann mitgegebene Empfehlung erwarb), zu dessen Bezeugung ich nicht eher eine schickliche Gelegenheit, als die Übersendung einer bis jetzt verspäteten Abhandlung, die hiemit erfolgt, habe auffinden können.

Die Gründlichkeit der Erinnerung, die Sie mir damals gaben, die neugemeldete, in der Kritik und ihren Grundzügen kaum vermeidliche, rauhe Schulsprache gegen eine populäre zu vertauschen, oder wenigstens mit ihr zu verbinden, habe ich oft, vornehmlich bei Lesung der Schriften meiner Gegner, lebhaft gefühlt; hauptsächlich den dadurch unschuldigerweise veranlassten Unfug der Nachbeter, mit Worten um sich zu werfen, womit sie keinen, wenigstens nicht meinen Sinn verbinden, zu dessen Verhütung ich die nächste Gelegenheit ergreifen werde, die eine trockene Darstellung erfordert und mit jener Schulsprache die gemeine zu verbinden Anlass gibt.

Was Sie, vortrefflicher Mann, mir und jedermann bewundernswürdig macht, ist, dass Ihre in so viele Fächer der Wissenschaften sowohl als des Geschmacks eingreifende, durch ihre Eigentümlichkeit, auch ohne Namensnennung kennbare Schriften, noch immer den kraftvollen Geist und die Leichtigkeit der Jugend atmen, wobei Sie denn auch der Himmel bis in die Jahre eines Fontenelle, des Lieblings der Musen, erhalten wolle, ohne welches das letztere für einen Gelehrten auch kein sonderlich wünschenswertes Glück sein würde. Das erstere scheint mir die Natur nicht beschieden zu haben, indem ich nach dem Antritt meines siebzigsten Jahres, ohne krank zu sein, doch schon

die Last des Alters und die Beschwerlichkeit der Kopfarbeiten in demselben zu fühlen anfange.

Mit der innigsten Verehrung bin ich jederzeit

Ew. Wohlgebornen

gehorsamster Diener

I. Kant.

An Georg Christoph Lichtenberg

(Entwurf)

Mai 1793.

Es sind nun beinahe anderthalb Jahre, dass ich den Gedanken bei mir herumtrage, Ihren seelenstärkenden, liebevollen Brief, verehrungswürdiger Herr, zusamt dem ihn begleitenden Geschenke der Erxlebener Physik und dem Taschenkalender von 1792 durch irgend etwas dem Ähnliches zu erwidern. Aber der sich mir aufdringende öftere Wechsel der Arbeiten, samt der schon drückend werdenden Last der Lebensjahre, in deren siebzigstes ich vor kurzem eingetreten (wovon beigehende kleine Abhandlung auch reichlich die Spuren an sich zeigen wird), haben mir immer den Aufschub abgenötigt. — Ihre, als eines so geistvollen Mannes Nervenbeschwerden, sind gewöhnlich von nicht so schlimmer Bedeutung, als die mit dem Alter, bei einem früher, bei dem andern später eintretende Abstumpfung und Unbelebtheit derselben und lassen von Ihnen noch eine lange der gelehrten, sowohl als geschmackvollen Welt erwünschte Lebensdauer hoffen.

Was kann aufmunternder sein, als der Beifall eines einzigen Mannes, der nur die Natur als echten Massstab des Werts der Dinge selbst gelegt hat, wogegen die einander durchkreuzenden, oft im Lob sowohl als Tadel gleich unvernünftigen, öffentlichen Urteile leicht übersehen werden können. — Hr. D. Jachmann, der von Bewunderung und Dankbarkeit für Ihre gütige Aufnahme voll ist, lässt für diese und das ihm von Ihnen zuteil gewordene Geschenk, hierdurch beides durch mich versichern.

Königsberg, d. 4. Mai 1793.

Sehen Sie, verehrungswürdiger Mann, die Verspätung meiner, auf Ihr mir schon den 9. November 1791 gewordenes Schreiben usw. wertes Geschenk Ihrer Ideen einer Kritik und schuldigen Antwort nicht als Ermangelung an Aufmerksamkeit und Dankbarkeit an; ich hatte den Vorsatz, diese in Begleitung mit einem, jenem gewissermassen ähnlichen Gegengeschenk an Sie ergehen zu lassen, welche aber durch manche Zwischenarbeiten bisher aufgehalten worden. — Mein schon seit geraumer Zeit gemachter Plan der mir obliegenden Bearbeitung des Feldes der reinen Philosophie ging auf die Auflösung der drei Aufgaben: 1. Was kann ich wissen? (Metaphysik), 2. Was soll ich tun? (Moral), 3. Was darf ich hoffen? (Religion), welcher zuletzt die vierte folgen sollte: Was ist der Mensch? (Anthropologie, über die ich schon seit mehr, als zwanzig Jahren jährlich ein Kollegium gelesen habe). — Mit beikommender Schrift: *Religion innerhalb den Grenzen* usw. habe die dritte Abteilung meines Planes zu vollführen gesucht, in welcher Arbeit mich Gewissenhaftigkeit und wahre Hochachtung für die christliche Religion, dabei aber auch der Grundsatz einer geziemenden Freimütigkeit geleitet hat, nichts zu verheimlichen, sondern, wie ich die mögliche Vereinigung der letzteren mit der reinsten praktischen Vernunft einzusehen glaube, offen darzulegen. — Der biblische Theolog kann doch der Vernunft nicht anderes entgegensetzen, als wiederum Vernunft oder Gewalt, und will er sich den Vorwurf der letzeren nicht zuschulden kommen lassen (welches in der jetzigen Krisis der allgemeinen Einschränkung der Freiheit im öffentlichen Gebrauch sehr zu fürchten ist), so muss er jene Vernunftgründe, wenn er sie sich für nachteilig hält, durch andere Vernunftgründe unkräftig machen und nicht durch Bannstrahlen, die er aus dem Gewölke der Hofluft auf sie fallen lässt, und das ist meine Meinung in der Vorrede S. XIX. gewesen, da ich zur vollendeten Instruktion eines biblischen Theo-

logen in Vorschlag bringe, seine Kräfte mit dem, was Philosophie ihm entgegenzusetzen scheinen möchte, an einem System aller ihrer Behauptung (dergleichen etwa gegenwärtiges Buch ist) und zwar gleichfalls durch Vernunftgründe zu messen, um gegen alle künftigen Einwürfe gewaffnet zu sein. — Die auf gewisse Art geharnischte Vorrede wird Sie vielleicht befremden; die Veranlassung dazu ist diese. Das ganze Werk sollte in vier Stücken in der Berliner Monatsschrift, doch mit der Zensur der dortigen Kommission herauskommen. Dem ersten Stück gelang dieses (unter dem Titel: *vom radikalen Bösen in der m. N.*), indem es der philosophische Zensor, Hr. G. R. Hillmer, als zu seinem Departement gehörend annahm. Das zweite Stück aber war nicht so glücklich, weil Hr. Hillmer, dem es schien in die biblische Theologie einzugreifen (welches ihm das erste, ich weiss nicht, aus welchem Grunde, nicht zu tun geschienen hatte), es für gut fand, darüber mit dem biblischen Zensor, Hrn. O. C. R. Hermes, zu konferieren, der es alsdann natürlicherweise (denn welche Gewalt sucht nicht ein blosser Geistlicher an sich zu reissen?) als unter seine Gerichtsbarkeit gehörig in Beschlag nahm und sein legi verweigerte. — Die Vorrede sucht nun zu zeigen, dass, wenn eine Zensurkommission über die Rechtsame dessen, dem die Zensur einer Schrift anheimfallen sollte, in Ungewissheit ist, der Autor es nicht auf sie dürfe ankommen lassen, wie sie sich untereinander einigen möchten, sondern das Urteil einer einheimischen Universität aufrufen könne, weil da allein eine jede Fakultät verbunden ist, auf ihre Rechtsame zu halten und eine der anderen Ansprüche zurückzuhalten, ein akademischer Senat aber in diesem Rechtsstreit gültig entscheiden kann. — Um nun alle Gerechtigkeit zu erfüllen, habe ich diese Schrift vorher der theologischen Fakultät zu ihrer Beurteilung vorgelegt, ob sie auf dieselbe, als in biblische Theologie eingreifend, Anspruch mache oder vielmehr ihre Zensur, als der philosophischen zuständig, von sich abweise, und diese Abweisung, dagegen Hinweisung zu der letzteren auch erhalten.

Diesen Vorgang Ihnen, würdigster Mann, mitzuteilen, werde ich durch Rücksicht auf den möglichen Fall, dass darüber sich etwa ein öffentlicher Zwist ereignen dürfte, bewogen, um auch in Ihrem Urteil wegen der Gesetzmässigkeit meines Verhaltens, wie ich hoffe, gerechtfertigt zu sein. — Wobei ich mit der aufrichtigsten Hochachtung jederzeit bin

Ew. Hochehrwürden

gehorsamster Diener

I. Kant.

An Matern Reuss

(Entwurf in zwei Bruchstücken.)

Mai 1793.

Nehmen Sie, ehrwürdiger Mann, nochmals meinen Dank für den Besuch und eine Bekanntschaft an, die jederzeit unter die angenehmsten Erinnerungen meines Lebens gehören wird. Ich füge diesem Bekenntnisse eine kleine Abhandlung philosophisch- nicht eigentlich biblischtheologischen Inhalts bei, mit welcher keiner Kirche einen Anstoss zu geben bedacht gewesen, indem darin nicht die Rede ist, welches Glaubens der Mensch überhaupt, sondern nur der, welcher sich bloss auf die Vernunft fusst, allein sein könne, die mithin gänzlich auf Gründen a priori beruht, die ihre Gültigkeit unter allen Glaubensarten behauptet, was das Objektive der Gesinnung betrifft, was aber die Ausführung dieser Absicht betrifft als Gegenstand der Erfahrung, dadurch die allgemeine Weltregierung sie jene Ideen in der Ausführung hat darstellen wollen, das Herz nicht vor dem empirischen Glauben in Ansehung irgendeiner Offenbarung verschliesst, sondern wenn sie in Einstimmung mit jenem stehend, befunden wird, es für dieselbe offen erhält [*bricht ab*].

2.

Reuss

Ich sage hier nicht, dass die Vernunft in Sachen der Religion sich selbst genug zu sein, zu behaupten wage,

sondern nur, wenn sie sich nicht sowohl in Einsicht als im Vermögen der Ausübung genug ist, sie alles übrige, was über ihr Vermögen noch hinzukommen muss, ohne dass sie wissen darf, worin es bestehe, von dem übernatürlichen Beistande des Himmels erwarten muss [*bricht ab*].

An Friedrich Bouterwek

7. Mai 1793.

Sie haben, vortrefflicher Mann, mir durch die Nachricht von Ihrem Vorsatz, Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft in Göttingen zu halten, und durch die damit verbundene Übersendung eines dazu entworfenen, wohl ausgedachten Plans eine unerwartete Freude gemacht. Es war in der Tat ein dichterischer, die den reinen Verstandesbegriffen korrespondierende Darstellung in Gewalt habender Kopf, den ich immer wünschte, aber zu hoffen mir nicht getraute, um die Mitteilung dieser Grundsätze zu befördern, denn die scholastische Genauigkeit in Bestimmung der Begriffe mit der Popularität einer blühenden Einbildungskraft vereinigen können, ist ein zu seltenes Talent, als dass man so leicht darauf rechnen könnte, es bald wo anzutreffen. — Um desto mehr und da mich Ihr, eine gründliche Einsicht in das Wesen und die Artikulation des Systems verratender Abriss von Ihrer Geschicklichkeit in Ausführung desselben überzeugt hat, so gratuliere ich den Teilnehmern an demselben und mir selbst zu dem Beitritt eines so würdigen Mitarbeiters. Die frohe geistvolle Laune, dadurch mich Ihre Gedichte oft vergnügt haben, hatten mich nicht erwarten lassen, dass die trockene Spekulation auch für Sie Reiz bei sich führen könnte. Aber sie führt doch unausbleiblich zu einer gewissen Erhabenheit der Idee, welche die Einbildungskraft mit ins Spiel ziehen und, obzwar durch diese unerreichbar, doch das Gemüt durch analogische Vorstellungsart in Bewegung setzen und für sie einnehmen. — Das Übel, wovon mir Hr. Hofrat Kästner in seinem Schreiben merken liess, dass die neuen Terminologien von Nachbetern öfters

gebraucht würden, ohne ihren Sinn zu fassen, kann durch Ihren Reichtum und Gewandtheit der Sprache auch grossenteils gehoben werden. Wobei ich unter Anwünschung des besten Fortgangs Ihrer Unternehmung mit der vollkommensten Hochachtung und Zuneigung jederzeit bin

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 7. Mai 1793. *I. Kant.*

An Carl Leonhard Reinhold

Königsberg, d. 8. Mai 1793.

Ihren liebevollen Brief vom 21. Januar, teuerster Herzensfreund, werde ich jetzt noch nicht beantworten. Ich habe Ihrer gütigen Besorgung noch Briefe an D. Erhard und Baron von Herbert anzuempfehlen, die ich samt meiner schuldigen Antwort innerhalb vierzehn Tagen abgehen zu lassen gedenke.

Bei dem Empfang der Abhandlung, die ich die Ehre habe, diesem Briefe beizufügen, wird es Sie befremden, welche Ursache ich damals, als ich deren erwähnte, haben konnte, damit geheim zu tun. Diese bestand darin, dass die Zensur des zweiten Stücks derselben, das in die Berliner M. S. hatte kommen sollen, dort Schwierigkeiten fand, welche mich nötigten, sie, ohne weiter davon zu erwähnen, anderwärts drucken zu lassen.

Ihr gütiges Versprechen der gelegentlichen Mitteilung einiger literarischer Geschichten nehme ich mit sehr grossem Dank an, worunter mir die von dem starken Anwachs der Zahl Ihrer die Philosophie lernenden Zuhörer schon viel Vergnügen macht, welches aber durch die Nachricht von Ihrer befestigten Gesundheit sehr erhöht werden würde. Doch Ihre Jugend gibt mir dazu die beste Hoffnung, wenn sich damit die philosophische Gleichgültigkeit gegen das, was nicht in unserer Gewalt ist, verbindet, die allein in das Bewusstsein seiner Pflichtbeobachtung den wahren Wert des Lebens setzt, zu welcher Beurteilung

uns endlich die lange Erfahrung von der Nichtigkeit alles anderen Genusses zu bringen nicht ermangelt.

Indem ich das übrige, was noch zu sagen wäre, meinem nächsten Briefe vorbehalte, empfehle ich mich jetzt Ihrem ferneren Wohlwollen usw.

An Johann Gottlieb Fichte

12. *Mai* 1793.

Zu der der Bearbeitung wichtiger philosophischer Aufgaben geweihten, glücklich erlangten Musse gratuliere ich Ihnen, würdiger Mann, von Herzen, ob Sie zwar, wo und unter welchen Umständen Sie solche zu geniessen hoffen, zu verschweigen gut finden.

Die Ihnen Ehre machende Schrift „Kritik aller Offenbarung" habe ich bisher nur teilweise und durch dazwischenlaufende Geschäfte unterbrochen gelesen. Um darüber urteilen zu können, müsste ich sie in einem stetigen Zusammenhange, da das Gelesene mir immer gegenwärtig bleibt, um das Folgende damit zu vergleichen, ganz durchgehen, wozu ich aber bis jetzt weder die Zeit noch die Disposition, die einige Wochen her meinen Kopfarbeiten nicht günstig ist, habe gewinnen können. Vielleicht werden Sie durch Vergleichung Ihrer Arbeit mit meiner neuen Abhandlung: „Religion innerhalb usw.", am leichtesten ersehen können, wie meine Gedanken mit den Ihrigen in diesem Punkte zusammenstimmen oder voneinander abweichen.

Zur Bearbeitung der Aufgabe: „Kritik der reinen Vernunft", S. 372 f., wünsche und hoffe ich gutes Glück von Ihrem Talent und Fleisse. Wenn es nicht jetzt mit allen meinen Arbeiten sehr langsam ginge, woran wohl mein vor kurzem angetretenes siebzigstes Lebenjahr schuld sein mag, so würde ich in der vorhabenden „Metaphysik der Sitten" schon bei dem Kapitel sein, dessen Inhalt Sie sich zum Gegenstand der Ausführung gewählt haben, und es soll mich freuen, wenn Sie mir in diesem Geschäfte zuvorkommen, ja es meinerseits entbehrlich machen könnten.

Wie nahe oder wie fern auch mein Lebensziel ausgesteckt sein mag, so werde ich meine Laufbahn nicht unzufrieden endigen, wenn ich mir schmeicheln darf, dass, was meine geringen Bemühungen angefangen haben, von geschickten, zum Weltbesten eifrig hinarbeitenden Männern der Vollendung immer näher gebracht werden dürfte.

Mit dem Wunsche, von Ihrem Wohlbefinden und dem glücklichen Fortgange Ihrer gemeinnützigen Bemühungen von Zeit zu Zeit Nachricht zu erhalten, bin ich mit vollkommener Hochachtung und Freundschaft usw.

Königsberg, d. 12. *Mai* 1793. *I. Kant.*

AN DIE HERREN BUCHHÄNDLER

6. *Juni* 1793.

Es hat dem Buchdrucker Hrn. *Haupt* in Neuwied gefallen, die Berliner Monatsschrift zu plündern und daraus sieben meiner Abhandlungen in einem Bande, unter dem Titel: *Kleine Schriften von I. Kant*, auf die Leipziger Ostermesse zu bringen, wegen welcher eigenmächtigen Besitznehmung er zwar in einem Briefe vom 8. Januar d. J. sich selbst zum voraus schon mit bitterem Schmerz tadelt, gleichwohl aber in Hoffnung der Verzeihung nicht ermangelt hat, sie auszuführen. — Imgleichen will es verlauten, dass ein anderer Buchhändler im Österreichischen alle meine, selbst die ältesten, unbedeutendsten und mit meiner jetzigen Denkart nicht mehr einstimmigen Schriften, zusammen herauszugeben und so ins Grosse zu gehen Vorhabens sei. — Wenn aber auch der Widerstand besser denkender Männer vom Geschäfte des Buchhandels nicht, wie ich doch hoffe, hinreichend sein sollte, dieser Unbilligkeit zu steuern, so müsste doch die gegründete Besorgnis davon abhalten, dass ich selbst eine solche Herausgabe doch mit Auswahl, Verbesserung und Anmerkungen zu besorgen bewogen werden dürfte, wenn es auch nur geschähe, um eine so unerlaubte Absicht zu vereiteln.

Königsberg, den 6. *Juni* 1793. *I. Kant.*

Von Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

15. *Juni* 1793.

Wohlgeborner Herr
Hochzuehrender Herr Professor!

Sie haben die Güte gehabt, mir durch den Hrn. Nicolovius ein Exemplar Ihrer neuesten Schrift zu überschicken und ich statte Ihnen meinen verbindlichsten Dank dafür ab. Es hat dies Ihr Geschenk um so mehr Wert für mich, da es mir ein Beweis zu sein scheint, dass Sie mir Ihre Freundschaft nicht entzogen haben; ein Gedanke, der mich bisher sehr betrübt hat, weil gewiss niemand eine grössere und reinere Achtung für Sie empfindet als ich. Ich hätte meine Pflicht, Ihnen meinen Dank abzustatten, schon längst erfüllt, wenn nicht eine starke Geschwulst meines rechten Arms, die mir seit beinahe drei Wochen nicht zu schreiben erlaubt, es mir unmöglich gemacht hätte. — Ihre Schrift hat mich entzückt, teils wegen der neuen Aufschlüsse, die ich aus ihr erhielt, teils wegen der so äusserst glücklichen Deutung mehrerer biblischen Stellen. Sie kann richtig verstanden, unendlichen Vorteil bringen, wenigstens dem elenden Streit der Religionsparteien und der Ketzermacherei ein Ende machen. Ich bin sehr begierig zu hören, was unsere Theologen und vorzüglich, was unsere Ketzerrichter dazu sagen werden, da sie den Druck derselben doch nicht haben hindern können.

Herr Tilling aus Kurland, der mir ein Kompliment von Ihnen gebracht hat, hat mir zu meiner grossen Freude erzählt, dass Sie sich vollkommen wohl befinden. So können wir also hoffen, dass Ihre Moral recht bald erscheinen wird und gewiss ist kein Buch von so vielen so sehnlich erwartet worden als dies. Der grösste Teil der denkenden Menschen hat sich, wie dies auch leicht vorauszusehen war, von der Richtigkeit des formalen Prinzips der Moral überzeugt, aber die Herleitung eines Systems der Pflichten und die Deduktion mehrerer Rechte (z. B. des Rechts des Eigentums) hat soviel Schwierigkeiten, die alle bis

jetzt erschienenen Systeme nicht völlig heben, dass jedermann die Erscheinung eines Systems der Moral von Ihnen herzlich wünscht; und dies gewiss um so mehr, da gerade jetzt durch die französische Revolution eine Menge dieser Fragen von neuem in Anregung gebracht sind. Ich glaube überhaupt, dass sich über die ersten Grundsätze der französischen Republik und über die Vernunftmässigkeit derselben sehr viel Jnteressantes sagen liesse, wenn es ratsam wäre, darüber zu schreiben. Auch hier ist dieser Gegenstand der einzige Vorwurf aller Unterhaltung, der einzige Grund aller Streitigkeiten, die aber am Ende leider immer darauf hinauslaufen, dass man entweder die Sache selbst mit ihren jetzigen Repräsentanten verwechselt oder die Richtigkeit von Ideen durch Erfahrung beweisen oder widerlegen will oder unmögliche Dinge fordert.

Meine Lage hat sich im ganzen nicht viel geändert, ich habe jetzt als Lehrer der königlichen Kinder jährlich 600 ℔, wofür ich aber wöchentlich fünfzehn Stunden Unterricht geben muss. Als Professor habe ich bis jetzt noch kein Gehalt, aber die Verpflichtung, jährlich einmal Logik publice zu lesen; doch hat mir der König versprochen, sobald es angeht, mir Gehalt zu geben. Sonst hatte ich noch als Charge d'affaires bei der Prinzessin Auguste 400 ℔ jährlich, aber die Stelle ist eingezogen und mir auch bloss Entschädigung versprochen. Solange der Krieg dauert, ist freilich wenig Hoffnung dazu da, allein ich weiss aus einer ziemlich sichern Quelle, dass der König jetzt geneigt ist, noch vor Ausgang des Jahres Frieden zu machen.

Die Herren Prof. Jakob und Fischer haben sich mit mir vereinigt, eine philosophische Bibliothek herauszugeben, die Auszüge aus den in jeder Messe erschienenen besten philosophischen Schriften enthalten soll, sie sollen nicht kritisch sein, sondern die Leser bloss in den Stand setzen, den Gang der Ideen der Verfasser leichter zu übersehen und das, was jeder Neues gesagt hat, eher zu fassen; sie soll also nicht sowohl dazu dienen, auf die wichtigen philosophischen Schriften aufmerksam zu machen, als vielmehr nach Lesung

derselben nützen. — Die von mir im Messkatalog angekündigte Schrift ist wegen meiner Krankheit nicht fertig geworden und jetzt zweifle ich sehr, dass sie erscheinen wird.

Ich bitte Sie herzlich um die Fortdauer Ihrer gütigen Gesinnungen gegen mich und werde gewiss nie aufhören, mit der innigsten Wertschätzung zu sein

Ihr

dankbarer Schüler

Berlin, d. 15. *Juni* 1793. *J. G. C. Kiesewetter.*

Von Ludwig Ernst Borowski

12. *Aug.* 1793.

Ihr guter Lehmann, der den gestrigen Abend auf meine Bitte bei mir zubrachte, fand das hier mitkommende Werk des D. Planck zu Göttingen bei mir liegen und glaubte, dass dessen Durchlesung Ew. Wohlgeboren einige angenehme Stunden machen könnte. Ich überreiche es also, hochzuverehrender Herr, hiemit zu Ihren Händen und ich werde mich sehr freuen, wenn die Lektüre Ihnen auch nur einen Teil des Vergnügens schaffen sollte, das sie mir gemacht hat.

Auch einen Brief, den ich eben diesen Augenblick von Ihrem sehr dankbaren Schüler und grossen Verehrer, dem Hrn. von Knobloch auf Puschkaiten erhalte, lege ich zugleich bei. Sie sehen, ihn drückt wieder aufs neue das Hofmeisterbedürfnis. Haben Ew. Wohlgeboren etwa einen im Wissen und besonders in Sitten nur erträglichen jungen Mann zur Hand oder können Sie mir durch Lehmann, der schon ein paarmal sehr glücklich für mich gewählt hat, einen auftreiben zu lassen, so würden Ew. Wohlgeboren sich mich und den guten von Knobloch aufs neue und recht sehr verbinden. Lassen Sie diese Angelegenheit doch Ihrem guten und für Knoblochen — auch für mich stets so gütig gesinnten Herzen empfohlen sein. — Ich bin mit der unumschränktesten Ehrerbietung

Ew. Wohlgeboren

ganz gehorsamster Diener

12. *Aug.* 1793. *Borowski.*

16. *Aug.* 1793.

Ew. Hochedelgeb. Vorsatz, von Ihren erworbenen Kenntnissen in Ihrem Vaterlande Gebrauch zu machen, vorher aber meine Meinung von der Art, wie dieses auf eine sichere, Ihnen selbst vorteilhafte Art geschehen könne, zu erfahren, ist mir ein Beweis von Ihrer gründlichen, durch Reisebelustigung nicht — wie es wohl sonst geschieht — für Amtsgeschäfte verdorbenen Denkungsart. — Ihr Vorsatz, die letztere auf und für unsere Universität zu suchen, hat auch meinen ganzen Beifall. Erlauben Sie mir aber, die Ihnen wohlbekannten jetzt herrschenden Grundsätze des Studierens der Jugend auf unserer Akademie in Erinnerung zu bringen, die darin bestehen, sie gleichsam kuriermässig zu durchlaufen, um sich so früh als möglich um ein Amt bewerben zu können, da es dann von denjenigen, welche an der eleganten Literatur und Kultur Interesse nehmen möchten, nicht eine zur Eröffnung eines sich hinreichend belohnenden Kollegiums nötige Zahl der Zuhörer, wenigstens gleich anfangs geben dürfte, wiewohl ich, wenn die Sache einmal in Gang gebracht worden, desfalls am meisten auf den Adel und im Winterhalbjahr auf die Offiziere rechne. — Indessen ist dieser Anschlag nicht beiseite zu setzen, weil er, was noch nicht Mode ist, wohl dazu machen kann.

Was ich nach der von Ihnen erklärten Abneigung gegen ein theologisches Amt zur Basis eines sicheren, obgleich anfänglich kleinen Einkommens vorschlage, ist ein *Schulamt*. — Erschrecken Sie darüber nicht; das Bedürfnis des Publikums, die Schulen dem Fortrücken in der Kultur des Geschmackvollen angemessener zu machen, wird immer stärker gefühlt, und ein Mann wie Sie würde hierin bald Epoche machen und überdem haben Sie den Mann, welcher in Besetzung der Lehrstellen auf unseren Stadtschulen den grössten Einfluss hat, zu Ihrem Freunde, da Ihnen eine Rektorstelle nicht so leicht entgehen dürfte, bei der noch Zeit genug für Sie übrig bleiben würde, um

jene schönen Kenntnisse und Wissenschaften als Universitätsglied zu betreiben.

Wenn Sie in diesen Vorschlag einwilligen, so würde ich raten, sobald als möglich sich nach Berlin zu verfügen und sich an den Hrn. Oberschulrat Meierotto, mit welchem ich hier (bei seiner ihm aufgetragenen allgemeinen Schulvisitation) Bekanntschaft gemacht habe, zu schlagen, wozu ich Ihnen meine beste Empfehlung mitgeben würde. Er würde Sie gewiss in die dortigen Schulanstalten als Auskultator einführen, vielleicht Sie selbst einige Versuche in der Methode machen lassen und so durch seinen vielvermögenden Einfluss vielleicht gar nach einem neuen, von ihm zu entwerfenden Plan hier ansetzen.

Vor allem scheint mir zu Ihrer Absicht ratsam zu sein, um die hiesigen Formalitäten des Eintritts in die Universität als Lehrer zu umgehen, den Magistergrad, es sei in Frankfurt a. d. O., oder Erlangen, oder Halle, zu erwerben. Mittlerweile würde die Bekanntschaft mit dem Staatsminister Hrn. v. Wöllner Ihnen auch vorteilhaft sein, weil es sich wohl zutragen könnte, dass irgendeine Professur, die Ihnen konvenierte, hier vakant würde. Hiezu habe ich zwar keinen Weg einer unmittelbaren Empfehlung, ich würde sie aber doch durch den in Berlin wohnenden Hrn. Geheimen Rat Simpson (den ich gelegentlich zu besuchen und ihn in meinem Namen zu komplimentieren bitte) versuchen. — Das Weitere hängt von der Eröffnung ab, die Sie mir wegen meines Vorschlages tun werden.

Die Anfrage wegen des Konziompax war ein blosser Einfall und kann zur Seite gelegt bleiben.

Mit aufrichtiger Teilnehmung an allem, was Sie interessiert, und vollkommener Hochachtung bin ich jederzeit

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener

Königsberg, d. 16. *Aug.* 1793. *I. Kant.*

An Jacob Sigismund Beck

Königsberg, d. 18. Aug. 1793.

Ich übersende Ihnen, wertester Mann, hiemit, meinem Versprechen gemäss, die vordem zur Vorrede für die Kritik der Urteilskraft bestimmte, nachher aber ihrer Weitläuftigkeit wegen verworfene Abhandlung, um nach Ihrem Gutbefinden eines oder das andere daraus für Ihren konzentrierten Auszug aus jenem Buche zu benutzen, zusamt dem mir durch Hrn. Hofprediger Schultz zugestellten Probestück desselben.

Das Wesentliche jener Vorrede (welches etwa bis zur Hälfte des Manuskripts reichen möchte) geht auf die besondere und seltsame Voraussetzung unserer Vernunft, dass die Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Produkte eine Akkomodation zu den Schranken unserer Urteilskraft durch Einfalt und spürbare Einheit ihrer Gesetze und Darstellung der unendlichen Verschiedenheit ihrer Arten (species) nach einem gewissen Gesetz der Stetigkeit, welches uns die Verknüpfung derselben unter wenig Gattungsbegriffe möglich macht, gleichsam willkürlich und als Zweck für unsere Fassungskraft beliebt habe, nicht weil wir diese Zweckmässigkeit als an sich notwendig erkennen, sondern ihrer bedürftig und so auch a priori anzunehmen und zu gebrauchen berechtigt sind, soweit wir damit auslangen können. — Mich werden Sie freundschaftlich entschuldigen, wenn ich bei meinem Alter und manchen sich durchkreuzenden vielen Beschäftigungen auf das mir mitgeteilte Probestück die Aufmerksamkeit nicht habe wenden können, die nötig gewesen wäre, um ein gegründetes Urteil darüber zu fällen. Ich kann aber hierüber Ihrem eigenen Prüfungsgeiste schon vertrauen. — Übrigens verbleibe ich in allen Fällen, wo ich Ihren guten Wünschen mein ganzes Vermögen leihen kann,

Ihr

dienstwilligster

I. Kant.

Von Jacob Sigismund Beck

Halle, d. 24. Aug. 1793.

Sehr teurer Lehrer!

In meinem Auszuge aus Ihrer Kritik der Urteilskraft bin ich bis zu der Dialektik der teleologischen Urteilskraft gekommen. Eine Folge von der sehr grossen Deutlichkeit, mit der ich diese Materie einsehe, und der sehr festen Überzeugung, die ich davon habe, ist die gewesen, dass ich lange Ihnen mit meinen Briefen nicht habe beschwerlich sein dürfen. Auch ist das Licht, welches das Studium dieser Kritik der Urteilskraft auf die Transzendentalphilosophie überhaupt und auf die Kritik der praktischen Vernunft für meine Augen zurückgeworfen hat, beträchtlich. Erlauben Sie mir, Ihnen sagen zu dürfen, dass meine Seele noch nie einem Gelehrten sich so verbunden gefühlt hat, als Ihnen, ehrwürdiger Mann. Ich habe seit der Zeit, da ich Ihren mündlichen Vortrag anhörte, sehr viel Vertrauen zu Ihnen gehabt, aber ich gestehe auch, dass bei den Schwierigkeiten, die mich lange gedrückt haben, dieses Vertrauen öfters zwischen dem zu Ihnen und dem zu mir selbst gewankt hat. Mein ziemlicher Fortgang in der Mathematik und die so vielfach fehlgeschlagenen Versuche in der Philosophie mancher berühmten Männer war mir nämlich ein Grund, nicht alle Zuversicht zu mir selbst aufzugeben. Von der andern Seite aber musste ich notwendig denken, dass das Los des Menschen das betrübteste sein müsste, wenn er nicht einmal mit sich selbst fertig werden könnte, und sich selbst von dem, was er dächte, nicht völlige Rechenschaft ablegen könnte. Ich habe daher Ihre Schriften immerfort sorgfältig studiert, und ich darf es jetzt sagen, weil es wahr ist, dass die dadurch erlangte innige Bekanntschaft mit denselben mich mir selbst bekannt gemacht hat. Was wohl einem vernünftigen Wesen das wünschenswürdigste Gut sein muss, das hat mir Ihre Philosophie gewährt. Denn ich bin durch sie aufmerksam gemacht und belehrt worden, in Ansehung des vielbedeutenden Unterschiedes zwischen Denken und Erkennen, zwischen dem,

mit Begriffen spielen, und Begriffe haben objektive Gültigkeit, und was mehr als alles ist, ich habe die Verknüpfung, die wir im Sittengesetz denken, die man sich so gern als analytisch vorstellen mag, um wahrscheinlich dadurch nicht allein sich das Nachdenken zu erleichtern, sondern dem Willen auch einen, obwohl der praktischen Vernunft sehr heterogenen Sporn zu geben, als synthetisch ansehen gelernt. Die eigentliche Ursache aber, warum so viele sonst sehr berühmte Männer ihren Beifall der kritischen Philosophie immerfort versagen, liegt meiner Meinung nach wohl darin, dass sie sich nicht aufmerksam wollen machen lassen, auf den mächtigen Unterschied zwischen *denken* und *erkennen*. In ihrer Sprache sind alle diese Ausdrücke entweder gleichgeltend, oder sie legen ihnen nach ihrer Art einen Sinn unter, welches ihnen auch wohl immer, wenn der Sprachgebrauch es leidet, freistehen mag, wenn dabei nur die Sache selbst, die wichtigste für einen Mann, dem es um reeller Wahrheit, und nicht um ein Gedankenspiel zu tun ist, verloren ginge. Ich habe auch gemerkt, dass auch viele von den Freunden der Kritik den ganzen Gehalt einer Transzendentalphilosophie und insbesondere einer transzendentalen Logik nicht gut in Überlegung nehmen, indem sie die allgemeine Logik von ihr bloss durch den Ausdruck: sie abstrahiere von den Gegenständen, unterscheiden, welcher Begriff aber doch die nähere Bestimmung, dass die allgemeine Logik eigentlich die objektive Gültigkeit der Vorstellungen beiseite setze, und diese Untersuchung der transzendentalen Logik überlasse, verlangt.

Seit einiger Zeit habe ich auch Ihre metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft wieder durchzudenken angefangen. In der Phoronomie und Dynamik habe ich keinen Anstoss genommen. Aber in der Mechanik stosse ich an etwas, welches ich nicht mir wegzuräumen weiss und auf die folgende Theorie mir ein unangenehmes Dunkel wirft. Es ist der Begriff der Quantität der Materie. Ihre Definition lautet (S. 107): Die Quantität der Materie ist die Menge des Beweglichen in einem bestimmten Raum. Ich weiss eigentlich

nicht, wie Sie dieses Bewegliche verstehen, ob dynamisch oder mechanisch. Mechanisch kann es nicht verstanden sein, weil die Materie mechanisch betrachtet, bloss als Mass der Quantität der Materie nach dem ersten Lehrsatz gesetzt wird, diese letzte demnach doch ebensowohl von der Materie, sofern sie bewegende Kraft hat, verschieden sein muss, als ein Winkel von dem Zirkelbogen, der ihn misst. Dynamisch kann ich diesen Begriff auch nicht nehmen, weil die Quantität der Materie als unveränderlich soll gedacht werden, wenngleich die Ausdehnungskraft verschieden gesetzt würde. In der nämlichen Definition sagen Sie: die Grösse der Bewegung ist diejenige, die durch *die Quantität der bewegten Materie* und ihre Geschwindigkeit zugleich geschätzt wird, und in dem gleich darauf folgenden Lehrsatz wird doch bewiesen, dass die Quantität der Materie lediglich durch die Grösse der Bewegung geschätzt werde.

Ich weiss recht wohl, dass die ganze Ursache dieser Unverständlichkeit in meinem Kopfe liege. Aber aller Unwille deshalb gegen mich selbst räumt sie mir nicht aus dem Wege. Ich bitte Sie, teurer Lehrer, auf die inständigste Weise, mich hierüber zu belehren. Ihnen einige Beschwerde zu machen, ist mir sehr unangenehm, aber da ich mir wirklich hierin nicht recht helfen kann, so muss ich meinen Wunsch gestehen, dass Sie sich entschliessen möchten, mir hierauf bald zu antworten. Klügel hat in mathematischer Rücksicht mir manchmal ausgeholfen. Aber aus seinem Gespräche bin ich genötigt, zu schliessen, dass er über die Prinzipien der reinen Naturwissenschaft niemals gehörig nachgedacht habe.

Der M. Rath, der die Kritik ins Lateinische zu übersetzen sich erbot, tat dem Buchhändler Hartknoch den Antrag, Verleger von dieser Arbeit zu werden. Vor etwa fünf Wochen schrieb ihm Hartknoch, dass der Professor Heydenreich in Leipzig ihm auch einen Mann für diese Übersetzung vorgeschlagen habe und dass er aus Achtung für das Publikum genötigt sei, eine vernünftige Wahl zu treffen. Er bat ihn, ihm eine Probe von seiner Arbeit zu überschicken, wie dann

darum auch der andere Gelehrte darum ersucht werden sollte, und beide Proben sollten dann einem, beiden unbekannten, fähigen Richter zur Entscheidung vorgelegt werden. Anfänglich war Rath hiezu entschlossen. Jetzt aber weiss ich nicht, was ihn bedenklich macht, den Vorschlag anzunehmen. Mir tut dies leid, weil ich nicht glaube, dass viele mit dem reinen wissenschaftlichen Interesse Ihre Schriften studieren, so wie mein Freund, und weil ich geneigt bin, zu zweifeln, dass jener mir fremde Mann auch so gut den Sinn der Kritik treffen werde, als er. Indessen kann ich nicht einsehen, dass Hartknoch fehle, und ich will, so gut ich kann, meinen Freund zu dem Entschluss, auch seine Probe einzuschicken, zu bewegen suchen.

Vor einige Zeit las ich in Krusii Weg, zur Gewissheit und Zuverlässigkeit, veranlasst durch Herrn Schmidts Lexikon und zu meinem Verwundern habe ich (§ 260) die Unterscheidung der analytischen und synthetischen Urteile weit deutlicher darin gefunden, als in der von Ihnen zitierten Stelle des Locke. Denn ob er gleich, meiner Meinung nach, keine Einsicht in das Prinzip der synthetischen Erkenntnisse a priori verrät, so enthält doch diese Stelle wenigstens so viel, dass ein nachdenkender Leser wohl aufmerksam auf ihre Wichtigkeit dadurch gemacht werden könnte, indem Krusius geradezu diese Synthesis als die Grundlage der Realität unserer Begriffe andeutet.

Sie haben auch die Güte gehabt, mir ein Exemplar Ihrer Religion in den Grenzen der Vernunft überschicken zu lassen. Ich danke Ihnen ergebenst dafür. Ich muss aber leider noch einige Zeit verfliessen lassen, ehe ich sie so ganz eigentlich zu studieren werde unternehmen können.

Leben Sie wohl, mein teurer Lehrer. Ich wünsche, dass die Vorsehung Sie uns noch lange und gesund erhalten wolle und bin mit der reinsten Achtung

der Ihrige
Beck.

Dass Herr Rat Reinhold einen Ruf nach Kiel erhalten habe, wird er vielleicht Ihnen schon geschrie-

ben haben. Er soll ihn auch, wie man sagt, angenommen haben.

Von Friedrich Bouterwek

25. *Aug.* 1793.

Verehrungswürdiger Mann!

Wen die Natur nicht zum Erfinder in einer Wissenschaft bestimmte, aber mit Verstand und Beharrlichkeit genug ausrüstete, um alles, was über die grösste Menschenangelegenheit von Erfindern gesagt worden ist, zu verstehen und zu prüfen, der ist eigentlich zum Apostel des Evangeliums, an welches er glaubt, berufen. So dachte ich wenigstens, als ich zum ersten Male in meinem Leben den Versuch wagte, eine szientifische Darlegung der Wahrheit zustande zu bringen. Müde des Temporisierens, wozu ich mich anfangs nur mit harter Mühe bequemt hatte, wollte ich, ohne die Miene der Belehrung, die mich noch nicht kleidet, freimütig mich zu der Lehre bekennen, die doch am Ende die einzige bleiben wird, zu der sich ein freier und alle luftigen Wahrscheinlichkeitsformeln und Argumentationsträume verschmähender Geist bekennen kann. Dann wollte ich auch durch ein Buch, *in der Kunstsprache* verfasst, mich gewissermassen legitimieren zur Herausgabe eines andern, das dieselben Wahrheiten, verständlich für jedermann, wer nur irgend über seinen animalischen Lebenskreis sich zu erheben vermag, enthalten soll *mit der sorgfältigsten Vermeidung aller Kunstsprache.* Eine leichte Girlande von Blumen und Phantasie soll dies Werkchen umgeben. Systematische Vollständigkeit würde da ein Fehler sein, wo man dem Volke das Seine geben, nicht aber mit den Gelehrten in Reihe und Glied treten will.

Kann dies kleine Buch, welches ich Ihnen hier darzubieten wage, und damit ich mir diese Freude gewähre, hundert Meilen mit der Post reisen lasse, Ihnen mehr als nicht missfallen, so wird es mich wenig kümmern, wenn ich hier und dort mit einem zweideutigen Blicke mich fragen lassen muss, wie Saul

unter die Propheten kömmt. Die Weiland-Metaphysiker gleichen den exilierten französischen Aristokraten von mehr als einer Seite, namentlich aber darin, dass sie auf hindostanische Kastenordnung halten und nicht dulden können, wenn ein Bürger der Gelehrten-Republik votieren will, ausser dem Range, den *sie* ihm anweisen. Wie trübselige Urteile habe ich nicht anhören müssen über Ihr mir so teueres und wertes Buch über Vernunftreligion, wofür ich Ihnen noch meinen herzlichsten Dank schuldig bin! So überall aufklären, meinen diese Herren, stehe nur einem Leibniz wohl und bedenken nicht, dass eben die Fackel, bei deren Licht die ganze Leibnizsche Monadenwelt wie ein Dunst erscheint, ihre Strahlen unvermeidlich nach allen Seiten wirft. Einer Ihrer wahrhaftigsten Verehrer hier ist unser trefflicher *Lichtenberg*.

Unwert der Sache, die mir am Herzen liegt, würde ich sein, wenn ich mich bei Ihnen entschuldigen wollte wegen der Anmerkungen zu meinem kleinen Buche, besonders denen zum zweiten Teile. Vielleicht seh' ich mich genötigt, sie künftig zurückzunehmen oder anders zu modifizieren. Aber wen auch die ehrwürdigste Autorität *bindet*, den werden Sie sich, das weiss ich, nicht zum Mitarbeiter an der Sache der Wahrheit wünschen.

Leben Sie nur noch lange, verehrungswürdiger Mann, um alles sagen zu können, was *die Ihren* bedürfen und namentlich

Göttingen, d. 25. *Aug.* 1793. *F. Bouterwek.*

Von Georg Wilhelm Bartholdy

Berlin, d. 18. *Sept.* 1793.

Höchstzuverehrender Herr Professor!

Mein Freund, Herr Salomo Maimon, hielt es für seine Pflicht, Ihnen ein Exemplar von der mit seinen Anmerkungen herausgekommenen, von mir besorgten Übersetzung des Neuen Organon zuzuschicken. Da er aber von der einen Seite glaubte, dass er selbst in einem Briefe an Sie sich nicht des Polemisierens

würde gänzlich enthalten können und von der andern zu viel Achtung für Ihre Geschäfte und für Ihr Alter hat, um Sie mit Einwürfen behelligen zu wollen, die er vielleicht bei weiterem Forschen selbst für nichtig erklären wird, so hat er mir den Auftrag zur Übersendung dieser Schrift und zur Versicherung seiner fortdauernden innigsten Hochachtung gegen Sie gegeben. Für mich war derselbe desto angenehmer, da er mir die längstgewünschte Gelegenheit darbietet, Ihnen den herzlichsten Dank für die Verdienste zu bezeugen, welche Sie sich auch um meine moralische und intellektuelle Bildung erworben haben. Arbeiten des Geistes haben keinen süsseren Lohn, als die Überzeugung, selbst errungene Grundsätze in fremden Geistern keimen zu sehn, dadurch einen neuen Vermutungsgrund für ihre Allgemeingültigkeit und für ihre ewige Wirksamkeit unter unserm Geschlechte zu erhalten und sich auf diese Weise der edelsten Art von Unsterblichkeit zu versichern. Oft habe ich mich seit einigen Jahren darüber gefreut, dass Ihnen dieser Lohn in immer höherem Masse zuteil wird und ich wünsche von ganzer Seele, dass Sie noch viele Jahre unter uns zubringen möchten, um immer mehrere von den segenvollen Früchten der Reife nahen zu sehen, die ich von der allgemeinen Annahme Ihres Systems für die Menschheit erwarte. Diese Erwartung ist bei mir so unerschütterlich, dass ich, seitdem ich mit dem Geiste desselben vertraut zu sein glaube, es mir zu dem höchsten Zweck meines Lebens gemacht habe, alle meine Kräfte zur allgemeineren Verbreitung eines Lehrgebäudes zu verwenden, in welchem ich endlich die Beruhigung gefunden habe, die ich bei den übrigen so ganz vergebens suchte, dass ich vor dem Lesen der Kritik der reinen Vernunft im Begriffe war, neue Gründe für den dogmatischen Skeptizismus aufzusuchen, den ich noch für das Haltbarste der bisherigen Systeme hielt und den Streit zwischen der spekulativen und praktischen Vernunft für einen gordischen Knoten zu erklären, der wohl zerhauen, aber nicht gelöst werden könnte. Vielleicht hat mich aber mein Eifer für das System im ganzen in die Gefahr

gesetzt, hie und da in dem einzelnen etwas zu übersehen oder misszuverstehen und so wider Willen Irrtum verbreiten zu helfen. Von dieser Besorgnis bin ich nicht gänzlich frei, ob ich mir gleich die Gerechtigkeit widerfahren lassen muss, dass ich nichts niederschrieb, was ich nicht nach meinem Vermögen durchdacht und wovon ich mich nicht völlig überzeugt gefunden hätte. Und hierin liegt die Entschuldigung der Freiheit, die ich mir nehme, Maimons Auftrag zu überschreiten, indem ich Ihnen ausser Bacon's Organon zugleich sechs Stücke von dem Journal für Gemeingeist überschicke, in welchem ich den Versuch gemacht habe, einige Sätze der praktischen Philosophie zu popularisieren. Sollten Sie einmal Zeit und Lust haben, meine Abhandlungen über Wesen und Ausdehnung des Gemeingeistes und über die Märtyrer, sowie meine Fragmente von Alminar und Cesario durchzulesen, so würden diese, zusammengenommen mit meiner Vorrede zum Baco, Ihnen leicht zeigen können, inwiefern ich mit dem Geiste Ihres Systems vertraut bin, oder wo ich etwa denselben verfehlt haben könnte und Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie mich durch einen Wink zurechtweisen wollten, vorausgesetzt, dass Sie nicht weitläuftige Erklärungen nötig finden, die ich nicht mit gutem Gewissen von Ihnen verlangen kann, da Sie die übrige Zeit Ihres Lebens noch zu vielen, nicht für ein Individuum, sondern für das ganze menschliche Geschlecht wichtigen Arbeiten benutzen können. Sie werden aus der Vorliebe für die praktische Philosophie, die in meinen Arbeiten sichtbar ist, weil ich die Bearbeitung und Verbreitung derselben für ein höchst dringendes Bedürfnis unseres Zeitalters halte, leicht die Sehnsucht abnehmen können, womit ich Ihre *Metaphysik der Sitten* erwarte, deren Vollendung, wie mich Herr Fichte bei seiner Durchreise versicherte, nicht mehr fern sein soll.

Verzeihen Sie der ungemeinen Achtung für Sie, wovon ich seit den letzten sechs Jahren, dass ich mich mit der kritischen Philosophie beschäftige, stets durchdrungen gewesen bin, die Miene von alter Bekannt-

schaft, und fast fürchte ich von Zudringlichkeit, die ich in meinem Briefe finde, da ich ihn jetzt überlese! Halten Sie es eben dieser Empfindung zugute, dass ich einem Manne, dessen überwiegenden Wert ich oft im stillen bewundere, keine wortreichen Komplimente mache, und seien Sie überzeugt, dass die lange und glückliche Fortdauer Ihrer hiesigen Existenz einer der wärmsten und innigsten Wünsche ist bei

Ihrem

treuen Verehrer

Georg Wilhelm Bartholdy,

wohnhaft in der Kurstrasse im Durieuxschen Hause.

Von Johann Gottlieb Fichte

20. *Sept.* 1793.

Mit inniger Freude, verehrungswürdigster Gönner, erhielt ich den Beweis, dass Sie auch noch in der Entfernung mich Ihres gütigen Wohlwollens würdigten, Ihren Brief. Meine Reise war nach Zürich gerichtet, wo schon bei meinem ehemaligen Aufenthalte ein junges, sehr würdiges Frauenzimmer mich ihrer besonderen Freundschaft wert hielt. Noch ehe ich nach Königsberg reiste, wünschte sie meine Rückkehr nach Zürich und unsere völlige Verbindung. Was ich damals, da ich noch nichts getan hatte, mir nicht für erlaubt hielt, erlaubte ich mir jetzo, da ich wenigstens für die Zukunft versprochen zu haben schien, etwas zu tun. — Diese Verbindung, welche bisher durch unvorhergesehene Schwierigkeiten, welche die Züricher Gesetze Fremden entgegensetzen, aufgehalten worden, in einigen Wochen aber stattfinden wird, gäbe mir die Aussicht, mich in unabhängiger Musse dem Studieren zu widmen, wenn nicht der an sich herzensgute, mit meinem individuellen Charakter aber sehr unverträgliche Charakter der Züricher mich eine Veränderung des Wohnorts wünschen machte.

Ich erwarte die gleiche Freude von der Erscheinung Ihrer Metaphysik der Sitten, mit welcher ich Ihre Religion innerhalb der Grenzen usw. gelesen habe. Mein

Plan in Absicht des Naturrechts, des Staatsrechts, der Staatsweisheitslehre geht ins weitere, und ich kann leicht ein halbes Leben zur Ausführung desselben bedürfen. Ich habe also immer die frohe Aussicht, Ihr Werk für dieselbe zu benutzen. — Sollten bis dahin meine Ideen sich formen und ich auf unerwartete Schwierigkeiten stossen, wollen Sie dann wohl erlauben, dass ich mir Ihren gütigen Rat erbitte? Vielleicht lege ich, doch anonym, in verschiedenen Einkleidungen meine der Entwicklung entgegenstrebenden Ideen dem Publikum zur Beurteilung vor. Ich gestehe, dass schon etwas dieser Art von mir im Publikum ist, wovon ich aber vor der Hand nicht wünschte, dass man es für meine Arbeit hielte, weil ich viele Ungerechtigkeiten mit voller Freimütigkeit und Eifer gerügt habe, ohne vor der Hand, weil ich noch nicht so weit bin, Mittel vorgeschlagen zu haben, wie ihnen ohne Unordnung abzuhelfen sei. *Ein* enthusiastisches Lob, aber noch keine gründliche Beurteilung dieser Schrift ist mir zu Gesichte gekommen. Wollen Sie mir dieses — soll ich sagen Zutrauen oder Zutraulichkeit? — erlauben, so schicke ich es Ihnen zur Beurteilung zu, sobald ich die Fortsetzung aus der Presse erhalte. Sie, verehrungswürdiger Mann, sind der einzige, dessen Urteile sowohl, als dessen strenger Verschwiegenheit ich völlig traue. Über politische Gegenstände sind leider bei der jetzigen besondren Verwickelung fast alle parteiisch, selbst recht gute Denker; entweder furchtsame Anhänger des Alten, oder hitzige Feinde desselben, bloss *weil* es alt ist. — Wollen Sie mir diese gütige Erlaubnis erteilen, ohne welche ich es nicht wagen würde, so wird, denke ich, der Herr Hofprediger Schulz Gelegenheit haben, Briefe an mich zu besorgen.

Nein — grosser, für das Menschengeschlecht höchstwichtiger Mann, Ihre Arbeiten werden nicht untergehen, sie werden reiche Früchte tragen, sie werden in der Menschheit einen neuen Schwung und eine totale Wiedergeburt ihrer Grundsätze, Meinungen, Verfassungen bewirken. Es ist, glaube ich, nichts, worüber die Folgen derselben sich nicht verbreiteten. Und diesen Ihren Entdeckungen gehen frohe Aus-

sichten auf. Ich habe Herrn H. Pr. Schulz darüber einige Bemerkungen geschrieben, die ich auf meiner Reise gemacht, und ihn gebeten, sie Ihnen mitzuteilen.

Was muss es sein, grosser und guter Mann, gegen das Ende seiner irdischen Laufbahn solche Empfindungen haben zu können, als Sie! Ich gestehe, dass der Gedanke an Sie immer mein Genius sein wird, der mich treibe, soviel in meinem Wirkungskreise liegt, auch nicht ohne Nutzen für die Menschheit von ihrem Schauplatze abzutreten.

Ich empfehle mich der Fortdauer Ihres gütigen Wohlwollens und bin mit der vollsten Hochachtung und Verehrung

Euer Wohlgeboren

innigst ergebener

Zürich, d. 20. Sept. 1793. *Fichte.*

An Carl August von Struensee

(Entwurf.)

20. *Sept.* 1793.

Ew. Exzellenz dem Staatsbesten geweihte kostbare Zeit einige Augenblicke zu entziehen, würde ich mir selbst zum Vorwurf machen, wenn mir nicht meine gehorsamste Bitte, einen Mann, der hiezu in Ihrem Händen auch ein sehr brauchbares Werkzeug sein kann, Ihrer gnädigen Aufmerksamkeit zu würdigen, hierin nicht zur Entschuldigung zu dienen schiene. — Der Einnehmer Brahl, der bisher in seinem Posten die pünktlichste unbestechliche Treue bewiesen hat und damit einen hellen Kopf, der die Missbräuche durchschaut und eine Offenheit, die keine parteiische Verheimlichung zulässt, verbindet, schmeichelt sich in gegenwärtigen Zeitumständen, einigen Fortschritt zur Besserung zu tun, wenn sein Schicksal es nicht will, dass er übersehen wird. Die Vorschläge dazu hat er auf mein Verlangen auf beiliegendem Blatte ausgedrückt, an deren Bescheidenheit und Wahrheit ich mich nach seinem mir genugsam bekannten Charakter verbürgen kann.

Die Zufriedenheit, welche Ew. Exzellenz Vortrag unter der hiesigen Kaufmannschaft verbreitet, hat die Hoffnung des gemeinen Wesens unter einer solchen Administration das öffentliche Beste im kleinen, sowohl als im grossen befördert zu sehen, endlich auch der Anteil, den Sie mich an Ihrer angenehmen und belehrenden gesellschaftlichen Unterhaltung nehmen zu lassen, Sie mir die Ehre bewiesen haben, lassen mich hoffen, dass die Freiheit meines Gesuchs nicht ungeneigt werde aufgenommen werden.

Mit der grössten Verehrung bin ich jederzeit

An F. Th. de la Garde.

20. *Sept.* 1793.

Ew. Hochedelgeboren werden sich erinnern, dass Sie mir noch einige Freiexemplare von der zweiten Auflage meiner Kritik der Urteilskraft versprochen. Da ich deren nun eben nicht bedarf, so schlage ich vor, mir statt derselben die *Reisen des jüngeren Anacharsis* oder wenn das zu viel ist, *Montaignes Gedanken und Meinungen* usw. aus Ihrem Verlage zum Ersatz zu geben und was ich zulegen müsse, um auch die erstere zu bekommen, mir zu melden.

Wenn sich Gelegenheit findet, Ihnen sonst gefällig zu werden, so werde nicht ermangeln, zu beweisen, dass ich jederzeit sei Ihr

ergebenster Freund und Diener

Königsberg, d. 20. *Sept.* 1793. *I. Kant.*

Von Johann Erich Biester

Berlin, d. 5. *Okt.* 1793.

Endlich bin ich imstande, mein verehrungswürdigster Freund, Ihnen das neue Quartal der Berliner Monatsschrift zuzusenden und ich tue es mit dem allerverpflichtetesten Danke für den trefflichen Aufsatz im September. Er ist ihrem Willen gemäss ungeteilt in einem Stücke abgedruckt. Wie reichhaltig an den wichtigsten Belehrungen ist er nicht! Vorzüglich hat

mir die Ausführung des zweiten Abschnittes ganz ungemein gefallen wegen der neuen Vorstellungsart und der meisterhaften Entwicklung der Begriffe. Um ganz unverhohlen zu reden, hat er mir vielleicht darum um desto mehr gefallen, weil er mir das (von Anfang an mir unwahrscheinliche) Gerücht zu widerlegen scheint, als hätten Sie sich sehr günstig über die mir immer ekelhafter werdende französische Revolution erklärt, worin doch die eigentliche Freiheit der Vernunft und die Moralität und alle weise Staatskunst und Gesetzgebung auf das schändlichste mit den Füssen getreten werden, und welche selbst, wie ich aus Ihrer jetzigen Abhandlung lerne, das allgemeine Staatsrecht und den Begriff einer bürgerlichen Verfassung auf das gröbste verletzt und aufhebt. Freilich ist das Kopfabschneiden (vornehmlich, wenn man es durch andere tun lässt) leichter, als die starkmütige Auseinandersetzung der Vernunft- und Rechtsgründe gegen einen Despoten, sei er ein Sultan oder ein despotischer Pöbel; bis jetzt sehe ich aber bei den Franzosen nur jene leichteren Operationen der blutigen Hände, nicht der prüfenden Vernunft.

In Absicht Ihres ersten Abschnittes wünschte ich wohl, dass Sie den Aufsatz von *Schiller* „Über Anmut und Würde“ (in der Thalia 1793 Stück 2, auch einzeln gedruckt) einmal ansehn und gelegentlich auf dasjenige Rücksicht nehmen möchten, was er recht speziös über Ihr Moralsystem sagt, dass nämlich darin zu sehr die harte Stimme der Pflicht (eines zwar von der Vernunft selbst vorgeschriebenen, aber gewissermassen doch fremden Gesetzes) ertöne und zu wenig auf die *Neigung* Rücksicht genommen sei.

Mit Ihrem Auftrage und Hrn. Brahls Briefe bin ich sogleich zu dem Herrn Minister von Struensee gegangen. Er wiederholt Ihnen sein Versprechen, dass er auf die tätigste und beste Weise für Hrn. Brahls Fortkommen sorgen wolle. Die jetzige Stelle desselben sei noch nicht ganz reguliert; er werde mehr Emolumente dabei finden, als er jetzt selbst glaube. Auch sei es der Eintritt in eine bessere höhere Laufbahn, wo derselbe immer weiter fortrücken werde, nur müsse

er etwas Geduld haben. Über seine Vorschläge äusserte sich der Minister dahin: dass, wenn solche Veränderungen vorgingen, die Aufrückungen, ob man sie gleich oft in den Provinzen genau berechnen wolle, nicht so bestimmt wären, sondern er sich durchaus das Recht vorbehalte, neue Einrichtungen, Versetzungen der Personen, Verteilungen der Stellen usw. zu treffen. Die von Hrn. Brahl genannten zwei Männer würden nicht in dem geglaubten Masse aufrücken. Er (der Minister) wolle immer gern Wünsche anhören, nur müsse man nicht übel nehmen, wenn er sie nicht jedesmal in der vorgelegten Art befriedige. — Übrigens trug er mir recht viel Grüsse und herzliche Empfehlungen an Sie, teuerster Mann, auf.

Leben Sie herzlich wohl, und bleiben meiner gütigst eingedenk!

Biester!

Ihr Briefchen an Hrn. la Garde ist sogleich besorgt worden. Darf ich bitten, die Einlage auf die westpreussische Post zu senden?

Von Carl Friedrich Fischer

19. *Okt.* 1793.

Wohlgeborner Herr
Hochgelehrter Hr. Professor!

Ew. Wohlgeb. haben mir durch Hrn. Friedländer die gütigste Erlaubnis erteilen lassen, Ihre Disputation de principiis sensib: atque itell: mundi von neuem auflegen zu lassen, so wie der Hr. Professor Herz seine *Betrachtungen über die spekulative Philosophie* zu gleichem Zwecke mir überlassen hat. Beide Werke werden unter einem gemeinschaftlichen Titel dem Drucke sogleich übergeben werden; wenn Ew. Wohlgeb. mir bestimmtere Befehle erteilt haben: ob ich Ihre Disputation im Original oder in einer Übersetzung liefern soll. Soll das letztere geschehen, so bitte ich im voraus Ew. Wohlgeb. gehorsamst die Übersetzung zu revidieren.

Wenn ich nicht befürchten müsste, zudringlich in den Augen Ew. Wohlgeb. zu erscheinen, so würde ich im Namen des Publikums Sie gehorsamst bitten, den Wert des Werkes durch eine Vorrede noch mehr zu erhöhen.

Die hierbei sich befindende Abhandlung übergebe ich Ew. Wohlgeb. mit all der Schüchternheit, welche das Gefühl des Unvermögens begleitet, aber zugleich auch mit der Zuversicht, welche das Bewusstsein erweckt, geleistet zu haben, was man leisten konnte, und die Überzeugung schenkt, unser Richter verbindet Gerechtigkeit mit Güte. — Ich schmeichle mir daher, Ew. Wohlgeb. werden mir die Unvollkommenheiten meiner Arbeit zeigen, und mir belehrende Winke erteilen, sie möglichst zu heben.

Ich stehe jetzt an der Grenze meines sechsundzwanzigsten Jahres — voll Enthusiasmus für die Lehren der Weisheit, welche mich aber nirgends befriedigt haben, als in den Hallen, wo Sie Unterricht erteilen. Nach manchen Schwierigkeiten befinde ich mich jetzt in einer Lage, wo ich ungestörter den Neigungen meines Herzens und den Bedürfnissen meines Verstandes leben kann. Wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt an der Hand eines fernen Ratgebers meine Kräfte so kultivieren könnte, dass der Menschheit alle die Früchte aus ihnen entsprössen, welche mein Herz ihr darzubringen so innigst wünscht! —

Das Studium der Theologie war einst mein Lieblingsstudium, und das Fach, dem ich vorzüglich meine Kräfte weihte. Auch noch jetzt fühl' ich inneren Ruf zu demselben, welchen Ihr treffliches Werk *über die Religion* von neuem belebt habt; ich bin überdem in einer Lage, wo ich auf eine ansehnliche Predigerstelle dem Gesetze nach Anspruch machen kann, aber die Bedingungen, nach welchen durch die Religionskommission die Würdigkeit zu einer Volkslehrerstelle bestimmt wird, scheinen mir den Begriffen der Moral so straks entgegenzulaufen, dass ich nicht weiss, wozu ich mich bestimmen soll. — Was soll ich tun? — Raten Sie mir!

Verzeihen Sie der Länge des Briefes — und beehren

Sie mich, wenn irgend Ihre wichtigen Geschäfte es erlauben, bald mit einer gütigen Antwort.

Der Hr. Professor Herz und Hr. Friedländer lassen sich gehorsamst empfehlen; so wie ich mit der unbegrenzten Hochachtung verharre

Ew. Wohlgeb.

gehorsamster Diener

Carl Friedrich Fischer,

Professor der Geschichte am Kadettenkorps.

Berlin, d. 19. *Okt.* 1793.

Von Johann Friedrich Flatt.

27. *Okt.* 1793.

Wohlgeborner, Hochgelehrter
Hochzuverehrender Herr Professor!

Die wichtigen Aufklärungen, die ich Euer Wohlgeboren tiefsinnigen Werken zu danken habe, machen mir's zur Pflicht, Ihnen meinen reinsten, lebhaftesten Dank schriftlich zu bezeugen. Und das Bedürfnis, das ich fühle, über ein paar für mich sehr interessante Punkte eine solche Aufklärung zu erhalten, als ich nur von Ew. Wohlgeboren erwarten kann, verbunden mit einem Zutrauen zu Ihrer Güte, das nicht grösser sein könnte, veranlasst mich, die ganz gehorsamste Bitte zu wagen, dass Sie, wenn es anders Ihre wichtigen Geschäfte erlauben, die Gewogenheit haben mögen, mich über folgende Fragen, mit denen ich noch immer nicht ganz im reinen bin, mit ein paar Worten zu belehren.

I. Welcher Grundsatz (der Kausalität) muss als Obersatz des Schlusses angenommen werden, dessen Schlusssatz dieser ist: „Eine vollkommene Harmonie der Sittlichkeit und Glückseligkeit setzt eine *Ursache* voraus"? Über diese Frage, die für mich um so wichtiger ist, je höher ich seit einiger Zeit den moralischen Überzeugungsgrund vom Dasein Gottes schätze, habe ich von einigen scharfsinnigen Verehrern Ihrer Philosophie, die ich darüber befragte, noch immer keinen ganz befriedigenden Aufschluss erhalten. Und

bei allen Versuchen, die ich selbst schon in Beziehung auf dieselbe gemacht habe, bleibt mir immer noch etwas zu wünschen übrig. Ich sehe auf der einen Seite klar ein, dass man das Leibnizsch-Wolfsche Prinzip des zureichenden Grundes nicht ohne Einschränkung auf das Intelligible anwenden kann, ohne wenigstens in den, von Herrn Schmid aufgestellten intelligiblen Fatalismus, den ich mit der Moralität nicht zu vereinigen weiss, zu verfallen. Auf der andern Seite aber ist es mir ebenso klar, dass in obigem Schluss ein Obersatz vorkommen muss, dessen Prädikat der Begriff: „Eine Ursache haben", und dessen Subjekt ein Begriff ist, unter welchen der Begriff von einer vollkommenen Harmonie der Sittlichkeit und Glückseligkeit subsumiert werden kann. Wie aber nun das Subjekt dieses Satzes bestimmt werden müsse? Dies ist eine Aufgabe, deren Auflösung mir noch nicht ganz gelungen ist, ob ich mich gleich vor der Hand bei einer, meine spekulative Vernunft nicht völlig befriedigenden Auflösung beruhige.

II. Wie muss der reine Begriff von Ursache, inwiefern er auf absolut freie Wesen als solche angewendet wird, gedacht werden? Oder welches ist das Merkmal, welches der Begriff von einer freien Ursache mit dem Begriffe von Naturursache gemein hat, und durch welches also der *Gattungs*begriff, unter welchem jene beide als Arten enthalten sind, gedacht werden muss?

Die Hauptschwierigkeit, die ich bei dieser Frage finde, und die ich durch alle bisher gemachten Versuche nicht zu lösen wusste, ist diese: Ist das Merkmal der *Notwendigkeit* ein wesentliches Merkmal des Gattungsbegriffs von Ursache und folglich auch in dem Begriff von einer freien Ursache enthalten, so scheint die absolute Freiheit nicht bloss etwas Unbegreifliches, sondern etwas Widersprechendes zu sein. Schneide ich aber das Merkmal der Notwendigkeit von dem Gattungsbegriff von Ursache weg, um die Freiheit zu retten, so bleibt mir nichts Positives dabei zu denken übrig. Auch weiss ich dann jenen Begriff nicht sehr von der Form der hypothetischen Urteile abzuleiten.

III. Wie muss die moralische Besserung, inwiefern sie auf die Freiheit bezogen wird, gedacht werden? Nehme ich eine Veränderung in den Selbstbestimmungen des Subjekts der absoluten Freiheit an, so muss ich es den Zeitbedingungen unterwerfen, und habe also alle Beweise der Kritik für die Idealität der Zeit gegen mich. Setze ich aber die Nichtveränderlichkeit des Subjekts der Freiheit voraus, so muss ich 1. einen unveränderlichen Freiheitsaktus, in welchem kontradiktorisch-entgegengesetzte Maximen gegründet sind, und 2. einen Prädeterminismus durch Freiheit (der alle Besserungsmittel zwecklos zu machen scheint und insofern praktisch-nachteilig sein möchte, ob er gleich mit der Imputation sehr gut bestehen kann) annehmen.

IV. Widerspricht der Satz: „Gott kann, seiner moralischen Vollkommenheit unbeschadet, den gebesserten Menschen, im ganzen ihres Daseins, einen höheren Grad von Glückseligkeit schenken als derjenige ist, der (an sich betrachtet) ihrer Würdigkeit entspricht", den Grundsätzen der Moraltheologie? Oder kann man nicht mit jenem Satz, die, von der praktischen Vernunft postulierte, genaue Proportion der Sittlichkeit und Glückseligkeit vereinigen, und diese bloss in folgendem Sinn annehmen. „1. Die Glückseligkeit des Subjekts A verhält sich zur Glückseligkeit des Subjekts B genau wie die Sittlichkeit des ersteren zur Sittlichkeit des letzteren, und 2. die Glückseligkeit des A verhält sich zur Sittlichkeit des A wie die Glückseligkeit des B zur Sittlichkeit des B."

Ich hoffe auf jeden Fall von Ew. Wohlgeboren Verzeihung der Freiheit zu erhalten, die ich mir nahm. Sollten Sie sich entschliessen können, der Beantwortung meiner Fragen einige Augenblicke von der für Sie so kostbaren Zeit zu widmen, so würde ich diesen ganz unverdienten Beweis Ihrer Gewogenheit mit dem wärmsten Danke verehren. Dass ich mir vor einiger Zeit die Freiheit genommen habe, einigen Ihrer Behauptungen zu widersprechen, dies bedarf, wie ich glaube, keiner Entschuldigung, am wenigsten bei einem solchen Mann, als ich in Ihnen verehre. Sollte

ich aber durch die Art, wie ich schrieb, unabsichtlich die Ihnen schuldige Hochachtung verletzt haben, so würde ich allerdings Ursache haben, um Verzeihung zu bitten. Sehr kränkend ist es für mich, dass, wie ich erst kürzlich hörte, einige mich für den Verfasser der schlechten Broschüre: „Kritik der schönen Vernunft von einem Neger" halten. Alle, die mich genau kennen, wissen, dass ich zu viele Achtung für mich selbst habe, um eine solche Broschüre zu schreiben.

Wäre mir Königsberg um fünfzig Meilen näher oder erlaubte es mir meine gegenwärtige Lage, eine so weite Reise zu machen, so würde ich mir das Vergnügen nicht versagen können, Ihnen die tiefe Verehrung persönlich zu bezeugen, mit welcher ich die Ehre habe, zu beharren

Euer Wohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
D. Johann Friedrich Flatt,
Professor der Theologie in Tübingen.

Tübingen, d. 27. Okt. 1793.

N. S. Mit Fragen über Ihre neueste, auch für mich sehr lehrreiche Schrift will ich Sie nicht belästigen. Nur das erlauben Sie mir zu sagen, dass ich, so sehr ich auch in diesem Werke Ihren Tiefsinn bewundere, von dem Gegenteil einiger darin aufgestellten Behauptungen, zum Teil durch Gründe, die auf meinem eigenen Bewusstsein beruhen und insofern völlig unwiderlegbar sind, überzeugt bin und dass ich es noch immer sehr vernünftig und für meine *Moralität* sehr zuträglich finde, die göttliche Autorität Christi anzuerkennen und folglich die Frage, ob es eine göttliche Offenbarung (im engern Sinn des Worts) gebe, nicht unentschieden zu lassen. Verzeihen Sie, verehrungswürdigster Mann, diese Äusserung meiner Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe.

Von Carl August Noeldechen

Berlin, d. 29. Okt. 1793.

Wohlgeborner Herr
Hochzuehrender Herr Professor!

Verzeihen Ew. Wohlgeboren, dass ich nicht schon längst meine Schuldigkeit beobachtet und Ihnen von meiner jetzigen Lage Nachricht gegeben habe. Es war nicht recht von mir, ich gestehe es, bin aber doch einigermassen zu entschuldigen, da ich mich beinahe drei Monate in Geschäften der Seehandlungssozietät, bei der ich als Sekretär angestellt bin, in Südpreussen habe umtreiben müssen. Sie sind zu gütig, verehrungswürdiger Herr Professor, als dass Sie mir nicht aus dem angeführten Grunde meinen Fehler verzeihen sollten.

Mit meiner Lage bin ich sehr zufrieden, ich arbeite unter der Direktion meines Vaters und dies will viel sagen, da wenige Menschen dieses Glückes im Anfange ihres bürgerlichen Lebens geniessen, sondern ihre Geschäftslaufbahn unter der Aufsicht fremder Vorgesetzter beginnen müssen.

Nun muss ich Ew. Wohlgeboren noch wegen einer Sache um Verzeihung bitten und diese ist, dass ich so frei bin, Ihnen einen Streit, der neulich hier in einer Gesellschaft entstand, vorzutragen. Derselbe betraf die Moralität der Handlungen und gründete sich auf Ihre und Hrn. Eberhards Lehre von den Pflichten. Ein Teil der Gesellschaft verteidigte Ihr, der andere Hrn. Eberhards System und endlich wurde von den letzteren folgender Fall angeführt und die Frage aufgeworfen, was dabei Pflicht wäre. Der Fall war: Es verkauft ein Mensch *A* dem *B* ein Gut als allodial und erhält von diesem das geforderte Kaufpretium. *A* wird in der Folge durch Unglücksfälle arm und *B*, der im Besitze des gekauften Guts ist, sieht die alten Papiere desselben nach. Er findet bei dieser Untersuchung, dass das von ihm verkaufte Gut nicht allodial, sondern feudal ist. — Nun entsteht die Frage, ob *B* als bona fide Käufer nach der Moralität (von

positiven Gesetzen abstrahiert) verpflichtet sei, dem *A* sein ihm als allodial verkauftes unveräusserliches Feudum zurückzugeben und dadurch sein eigenes Vermögen aufzuopfern und sich arm zu machen, da der *A* ruiniert ist und nicht imstande ist, den *B* in integrum zu restituieren.

Nach den von Hrn. Eberhard adoptierten stoischen Grundsätzen muss *B* mit Aufopferung seiner selbst das Gut, von dem übrigens *A* selbst nicht weiss, dass es feudal ist, dem *A* zurückgeben. — Nach dem Prinzip der Selbsterhaltung aber konnte *B* mit gutem Gewissen das Gut behalten, ohne die Moralität zu verletzen, wenn er nur den arm gewordenen *A* nicht ohne Unterstützung liess. Über diesen Fall, den man Ihren philosophischen Grundsätzen für gefährlich hält, erbitte ich mir Ihre Meinung und Entscheidung nach den Prinzipien Ihrer Moral, damit ich die Satisfaktion habe, Ihren und also auch meinen Gegnern zu beweisen, dass sich die Kantischen Grundsätze nicht so leicht umstossen und durchlöchern lassen. Verzeihen Sie, verehrungswürdiger Mann, dass ich so dreist bin, Sie hiemit zu beschweren, aber ich habe Ihren Lehren und Grundsätzen zu viel Aufklärung meines Verstandes und Befestigung meiner Grundsätze zu verdanken, als dass ich nicht von Ihren gütigen Gesinnungen gegen mich es mir sollte versprechen können, dass Sie meine Zudringlichkeit nicht ungültig nehmen werden. Übrigens habe ich die Ehre, mit der grössten Hochachtung zu sein

Euer Wohlgeboren
gehorsamster Diener
C. A. Noeldechen.

P. S. Ew. Wohlgeboren Antwort bitte ich dem Hrn. Seehandlungsdirektor Schaede zukommen zu lassen.

Von Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter

Berlin, d. 23. Nov. 1793.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen vor ungefähr vierzehn Tagen ein kleines Fässchen mit Teltower Rüben zu überschicken, und ich würde Sie auch schon davon benachrichtigt haben, wenn ich nicht gewünscht hätte, Ihnen zugleich das erste Stück der philosophischen Bibliothek, die ich mit dem Hrn. Professor Fischer gemeinschaftlich herausgebe, übersenden zu können, allein da der auswärtige Druck die Sache ins Weite zieht, so habe ich mich schon entschliessen müssen, Ihnen das Werkchen nachzuschicken, damit Sie nicht die Rüben erhalten, ohne davon benachrichtigt zu sein. Ich wünsche nichts mehr, als dass sie Ihren Beifall erhalten mögen, dafür habe ich gesorgt, dass sie wirklich aus Teltow sind.

Sie werden sich wundern, dass ich die philosophische Bibliothek auswärts drucken lasse, allein Hr. Hermes hat es für gefährlich gehalten, einen Auszug aus Heidenreichs natürlicher Religion drucken zu lassen und in dem ersten Bogen eine solche Menge *Korrekturen* gemacht, dass ich mich zum auswärtigen Druck entschliessen musste. Seine Korrekturen sind Meisterstücke und verdienten wohl als ein Aktenstück der Berliner Zensur gedruckt zu werden, wenn ich nicht die Ruhe liebte. Er will Gott für kein Individuum gelten lassen, man soll durch Tugend sich nicht der Glückseligkeit würdig, sondern *fähig* machen, und was des Zeugs alles mehr ist. Ich erwarte nun, ob er das Buch verbieten wird, tut er dies, so bin ich entschlossen, gegen ihn zu klagen. Mich hat er hingegen noch glimpflich behandelt. Hr. Professor Grillo, ein Mann von sechzig Jahren, wollte einen Auszug aus Ihrer Religion innerhalb den Grenzen der Vernunft drucken lassen, dem hat er wie einem Schulknaben Knittel am Rande des Manuskripts gemacht. Wäre Grillo nur nicht zu friedliebend. —

Sie sehen, wir stehen unter harten Zuchtmeistern,

und Hermes hat selbst zu meinem Verleger gesagt, er erwarte nur den Frieden, um mehrere Kabinettsordern, die er im Pulte habe, ans Tageslicht zu bringen. Jetzo besuchen diese Herren die Schulen und examinieren die Kinder, unter andern erzählt man ein Examen von Woltersdorf in der Schule des grauen Klosters, was wirklich merkwürdig ist. Ganz dasselbe herzusetzen, wäre Zeitverlust, aber nur die beiden ersten Fragen: W. Wie alt bist du, mein Sohn? K. Neun Jahr. W. Wo warst du denn vor zehn Jahren? —! Übrigens ist die Sache keine Erdichtung eines lustigen Kopfes, sondern strenge Wahrheit.

Das neue Gesetzbuch wird nunmehr eingeführt, aber mit vier Abänderungen, wovon mir die eine entfallen ist. 1. wird aus der Vorrede die Anpreisung weggelassen, dass die Monarchie die beste Regierungsform sei, weil sich dies von selbst versteht, 2. der Artikel wegen der Ehe an der linken Hand ausgestrichen und 3. der Artikel über die Strafen der Geisterbeschwörer aufgehoben.

Wie es mit dem Kriege werden wird, weiss niemand. Gestern versicherte mich jemand, dass wir an Österreich eine Forderung von 45 Millionen machten, unter welcher Bedingung wir den Krieg allein fortsetzen wollten. Gewiss ist es wohl, dass wir zu Anfange des Krieges den Österreichern viel Vorschüsse getan haben, weil bei ihnen nicht alles so ordentlich ist, wie bei uns. Man erwartet hier einen ausserordentlichen Gesandten von Österreich. Die Prinzen werden in acht Tagen erwartet, so auch der König, der jetzt in Potsdam ist. Lucchesini, der Schwager von Bischofswerder, geht als Gesandter nach Wien. Jedermann wünscht sehnlich den Frieden.

Gern möchte ich Ihnen noch vieles schreiben, aber ich habe vergessen, dass der Brief vor fünf Uhr auf der Post sein muss, und es ist gleich fünf Uhr. — Ich empfehle mich Ihrer fortdauernden Freundschaft und bin mit der höchsten Achtung

Ihr

dankbarer Schüler

I. G. C. Kiesewetter.

2. *Dez.* 1793.

Durchdrungen von der Ihnen schuldigen Hochachtung und Ehrerbietung, die ich nie aus den Augen gelassen habe, und mir meiner unschicklichen Zudringlichkeit bewusst, konnte ich doch nicht umhin, mir diesmal die Freiheit zu nehmen, an Sie zu schreiben, und Ihnen beiliegendes Exemplar einer kleinen Schrift zur Beurteilung zu überschicken.

Durch Sie, würdiger Mann, überzeugt, dass allen unsern Erkenntnissen eine Kritik des Erkenntnisvermögens vorhergehen muss, müsste es mich nicht wenig befremden, dass seit der Erscheinung dieser Kritik und einiger Versuche, besondere Wissenschaften den Forderungen dieser Kritik gemäss zu bearbeiten, keine Logik, den Forderungen einer solchen Kritik gemäss bearbeitet, zum Vorschein gekommen ist. Meiner Überzeugung nach kann sich selbst die Logik, als Wissenschaft, der Kritik nicht entziehen. Die *allgemeine* Logik muss zwar von der *transzendentalen* getrennt, aber mit Rücksicht auf diese bearbeitet werden.

Ich glaube in dieser kleinen Schrift die Notwendigkeit und Wichtigkeit einer solchen Behandlung der Logik genugsam gezeigt zu haben. Die Logik ist, meiner Überzeugung nach, nicht bloss einer *Berichtigung*, sondern auch einer *Erweiterung* und *systematischen Ordnung* fähig. Berichtigt wird die Logik dadurch, dass man die logischen Formen nicht (wie es vermutlich die ersten Logiker, selbst Aristoteles nicht ausgenommen, getan haben) von ihrem Gebrauche *abstrahiert*, wodurch ihnen etwas Fremdartiges noch immer anklebt, sondern vielmehr durch *Reflexion* über das Erkenntnisvermögen zu bestimmen und vollzählig zu machen sucht. *Erweitert* kann sie dadurch werden, dass man Methoden angibt, alle möglichen zusammengesetzten in die einfachen Formen aufzulösen. Die *systematische Ordnung* aber kann sie dadurch erhalten, dass man die sogenannten Operationen des Denkens und die logischen Formen nicht *isoliert*, sondern nach ihrer wechselseitigen *Abhängigkeit* voneinander ab-

handelt. Dieses würde einen logischen *Stammbaum* abgeben, den man mit Recht *Baum der Erkenntnis* nennen könnte.

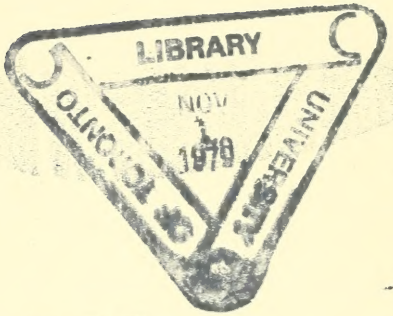
Ich bin jetzt damit beschäftigt, eine Logik dieser Idee gemäss auszuarbeiten, werde mich also glücklich schätzen, wenn ich Ihre Meinung, sowohl über den Plan, als über die mögliche Ausführbarkeit desselben erhalten, und zur Richtschnur meiner Arbeit machen könnte. In Erwartung dessen verbleibe ich wie immer mit aller Hochachtung und innigsten Freundschaft

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener

Berlin, d. 2. Dez. 1793. *S. Maimon.*

Gedruckt für Georg Müller Verlag in München in Didot'schen Schriften von Mänicke und Jahn in Rudolstadt. Buchausstattung von Paul Renner. Gebunden von Hübel und Denck in Leipzig. Hundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisch Büttenpapier abgezogen und in Ganzleder gebunden.

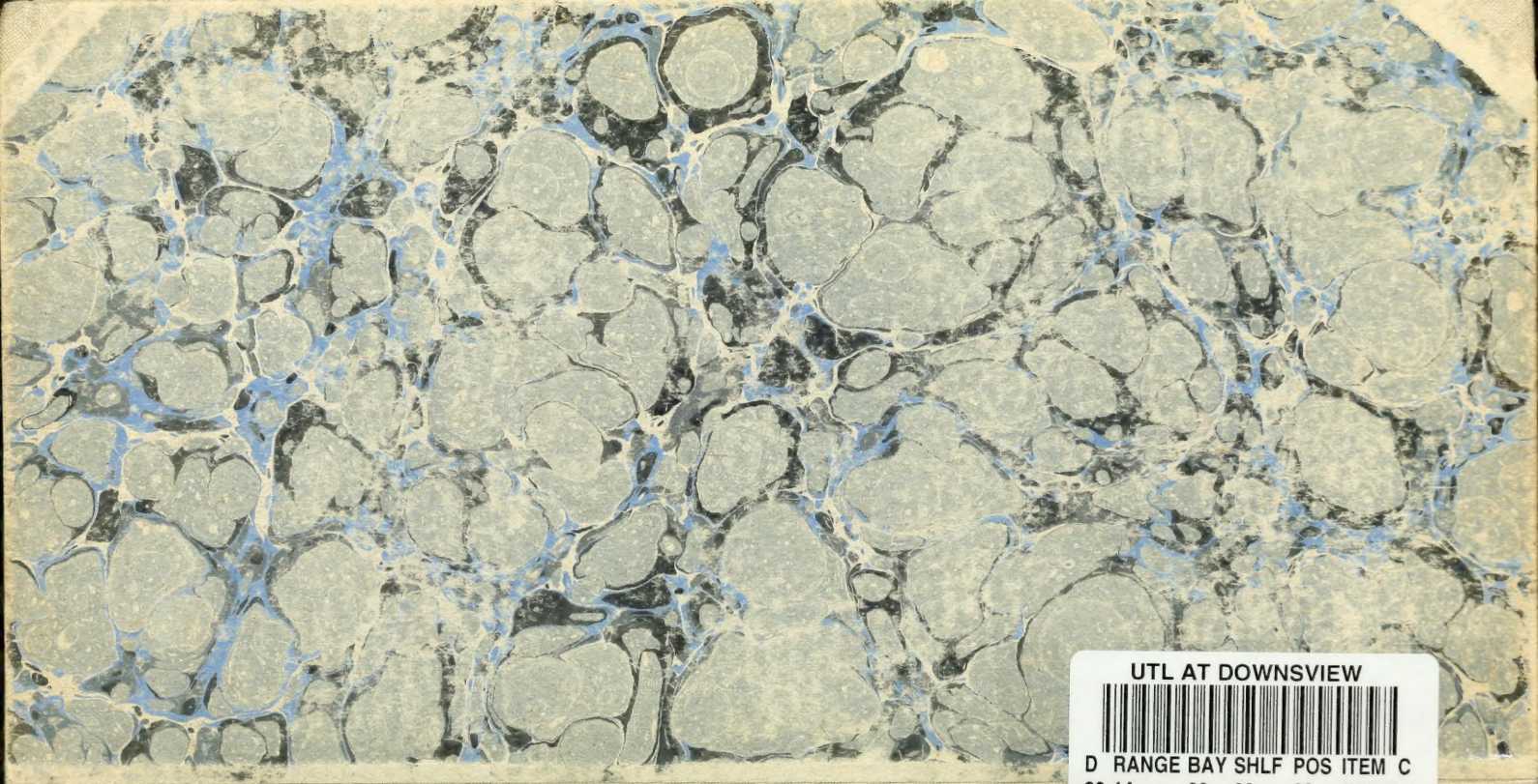

LIBRARY
NOV
1979
UNIVERSITY
TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

B
2797
A4
1912
Bd.2

Kant, Immanuel
Briefwechsel von Imm.
Kant



UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 02 23 06 008 7